

Lilli Gruber



DER VERRAT

Die Nachkriegsjahre
meiner Südtiroler Heimat



DROEMER 

Südtirol in Flammen

Als der Zweite Weltkrieg endet, kehrt in Südtirol kein Frieden ein: Denn die deutschsprachige Minderheit sieht sich vor die Wahl gestellt, zu rebellieren oder die eigenen Traditionen aufzugeben. Aus Parolen auf Hauswänden werden bald paramilitärische Einsätze. Die Gewalt eskaliert. Wie aber kann Frieden entstehen in einem Land im Kreuzfeuer der politischen Mächte?

Die gefeierte italienische Bestseller-Autorin und Journalistin Lilli Gruber mischt Erinnerungen, Fakten, Dokumente und Fiktion zu einem spannenden historischen Panorama.

Südtirol in den Fünfzigerjahren: Während anderswo in Europa der Aufbau im Vordergrund steht, sehen sich die Einwohner der Region als Spielball der politischen Mächte. Die deutschsprachige Minderheit begehrt auf. Die Lage spitzt sich zu, als es zu Bombenattentaten kommt.

Auch Peter, Max und Klara schließen sich den zunächst friedlichen Protesten an – ohne zu ahnen, wie schnell die Lage eskaliert.

Ihre spannende Geschichte entführt in diese Zeit der Entscheidungen, unterfüttert durch Fakten und Gespräche mit Zeitzeugen, die Lilli Gruber im Wechsel mit dem romanhaften Geschehen einwebt.

Wem aber kann daran gelegen sein, die Region Südtirol zu destabilisieren? Wer zieht im Hintergrund die Fäden? Wer versorgt Attentäter mit Sprengstoff – und welche Rolle spielen die Agenten der Großmächte?

»Ich habe Wahrheiten entdeckt, mit denen ich nicht gerechnet hatte.«

Lilli Gruber



© Cesare Cicarini

Lilli Gruber, geboren in Bozen, ist eine der bekanntesten italienischen Journalistinnen und Moderatorinnen. Nach Stationen u. a. bei »La Stampa« und »Corriere della Sera« moderierte sie als erste Frau die Hauptnachrichtensendung und war auch für das deutsche Fernsehen tätig. Einige Jahre saß sie als Abgeordnete im Europäischen Parlament. Die *Wangelzone Journalism* hat sich als Bestsellerautorin weit über die Grenzen Italiens hinaus einen Namen gemacht. Im Droemer Verlag erschienen zu Südtirol und ihrer Familie bereits die beiden Bände: *Das Erbe* und *Der Sturm*.

Covergestaltung: Isabella Materne nach Vorlage von Francesca
– Leoneschi / theWorldofDOT

Coverabbildung: Gettyimages; Shutterstock

ISBN 978-3-426-27797-3



9 783426 277973

Lilli Gruber

DER VERRAT

**Die Nachkriegsjahre
meiner Südtiroler Familie**

*Aus dem Italienischen von
Franziska Kristen*

DROEMER©

Die italienische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
«Inganno» bei Rizzoli, Mailand.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.droemer.de



FSC

www.fsc.org

MIX

Papier aus ver-
antwortungsvollen
Quellen

FSC® C014496

© 2018 RCS Libri S.p.A., Milano

© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Karten: Computerkartographie Carrie

Covergestaltung: Isabella Materne nach Vorlage von
Francesca Leoneschi / theWorld of DOT

Coverabbildungen: Frau: Universal History Archive/
Collaboratore 629429115 / gettyimages;

restliche Motive: shutterstock

Satz: Adobe InDesign im Verlag

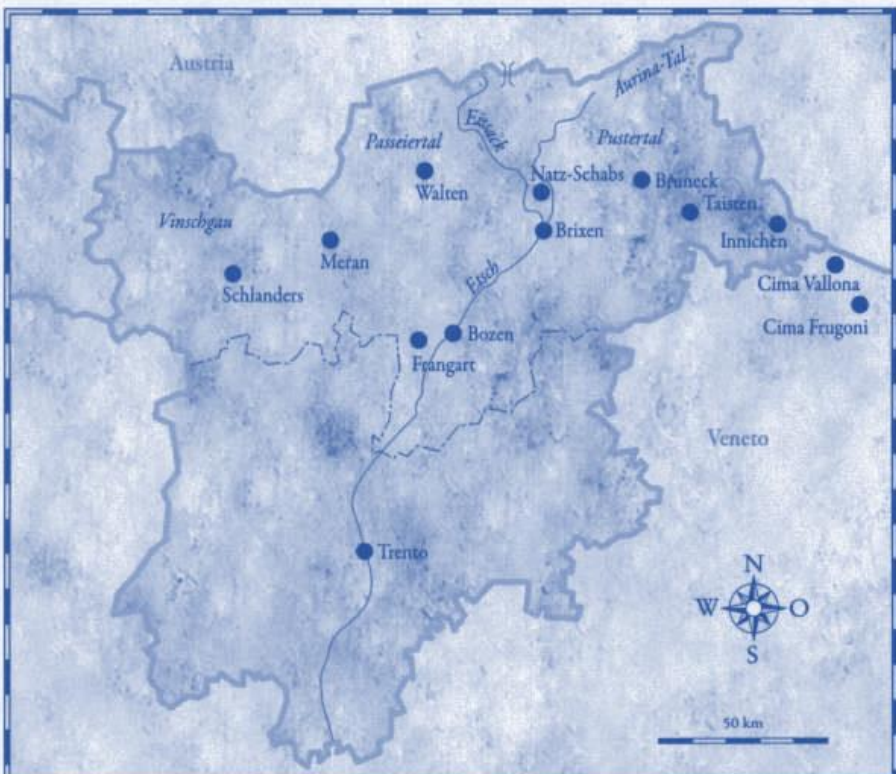
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

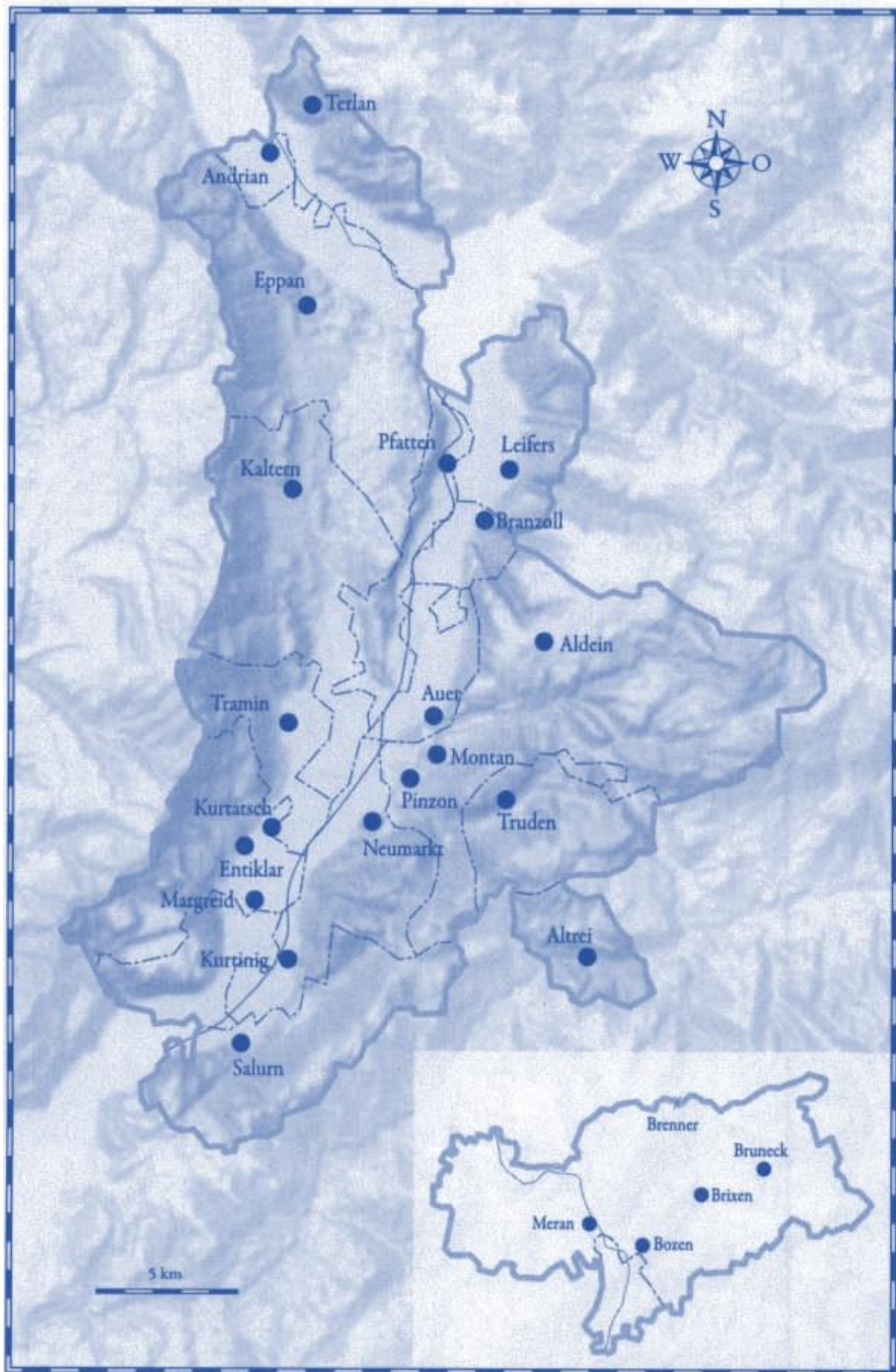
ISBN 978-3-426-27797-3

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader**

2 4 5 3 1

*Für Micki:
unentbehrliche Schwester,
Verbündete, Freundin*





Vorwort

Eine Vergangenheit, die uns nicht loslässt

Ich erinnere mich an die Diskussionen im Haus meiner Grossmutter Elsa, bei Tisch mit meinen Eltern, den Onkeln und Tanten. Es waren die 1970er-Jahre, und die «Zeit der Bomben» hatten alle noch lebhaft in Erinnerung. Ich war damals eine neugierige Jugendliche und hörte aufmerksam zu, aber was konnte ich schon begreifen? Ich war vier Jahre alt, als 1961 in einer einzigen Nacht Dutzende Strommasten gesprengt und umgestürzt wurden; die Urheber dieser Anschläge galten in Teilen der Provinz als «Freiheitskämpfer» und sonst in eigentlich ganz Italien als «Terroristen». Dann begannen die bewaffneten Übergriffe auf Sicherheitskräfte, es wurde geschossen. Damals war ich sechs Jahre alt und lebte bereits nicht mehr in Südtirol.

Mein Vater Alfred Gruber hatte 1962 in Verona eine neue Firma gegründet, und die gesamte Familie war umgezogen. Meine Einschulung stand bevor, und meine Mutter Herlinde meldete mich auf einer Nonnenschule an. Ich konnte kein Wort Italienisch, daheim hatten wir immer nur Deutsch gesprochen, und in den Augen meiner Mitschüler war ich eine Fremde, eine «Deutsche». Und das liess man mich sehr deutlich spüren. In Zeiten, in denen «die Deutschen» in der Provinz, aus der ich stammte, «die Italiener» in die Luft jagten, war meine Lage nicht gerade angenehm. Ich wusste nichts über die heikle Südtirol-Frage und davon, dass die Provinz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs von Österreich an Italien übergegangen war, nichts von den schwierigen diplomatischen Beziehungen zwischen diesen Ländern.

Ebenso wenig ahnte ich, welches Spiel zwei Grossmächte in einem durch den Kalten Krieg geteilten Europa spielten. Mir war lediglich klar, dass ich im Eiltempo eine neue Sprache erlernen musste, wenn ich gute Noten bekommen wollte.

Ich war zwölf, als 1969 die Verabschiedung des sogenannten Autonomiepakets endlich eine Schlichtung bei den verhärteten gegnerischen Fronten und das Ende der Attentate in Südtirol herbeizuführen schien. Doch die Toten jener dunklen Zeit, egal auf welcher Seite, ruhen nicht in Frieden. Wer sie gekannt, wer sie verloren hat, trauert noch immer um sie.

So wuchs ich auf, während an anderen Orten der Erde weiterhin Bomben explodierten und Tausende von Opfern zu beklagen waren: durch Terror, durch staatliche Gewalt, durch offen und verdeckt geführte Kriege. Ich bin aus Leidenschaft Journalistin geworden, und diese Leidenschaft hat mich dazu gebracht, meine Heimat zu verlassen und die Welt jenseits der Berge zu entdecken.

Die Tätigkeit eines Journalisten ist eine ernste Angelegenheit. Ich habe den Beruf als Lokaljournalistin, aber auch in den Fernsehstudios erlernt. Das Grundprinzip, man könnte auch sagen die Seele des Journalismus besteht darin, bei den Fakten zu bleiben. Es ist wichtig, sich dies in Erinnerung zu rufen, gerade in Zeiten, in denen sich die von Fake News bedrohte Wahrheit nur noch mühsam durchsetzen kann. Dieses eingehende Interesse an den Tatsachen ist es, das mich dazu gebracht hat, genau hinzuschauen, mit wichtigen Zeitzeugen zu sprechen und so selbst zur Zeugin der grossen Ereignisse unserer jüngsten Geschichte zu werden. Um auf diese Weise die Geschehnisse, die uns Erdenbürger immer stärker in einem gemeinsamen Schicksal einen, zu begreifen und sie zu erzählen. Das Zurückverfolgen vergangener Ereignisse ist eine echte Herausforderung für mich. Doch wie kehrt man zurück? Wo sind die Tatsachen, die mich leiten könnten? Und mit wem setze ich mich auseinander? Die Wirklichkeit einer vergangenen Epoche zu rekonstruieren ist für mich ein heikles Unterfan-

gen. Ich bin keine Historikerin, und meine journalistische Vorsicht lässt mich zögern. Allerdings habe ich mich bereits mit zwei Büchern auf dieses Abenteuer eingelassen: *Das Erbe* und *Der Sturm*, in denen ich der Geschichte meiner Familie nachspüre. Ich habe zwei für das Südtirol des 20. Jahrhunderts entscheidende Epochen erkundet: den Bruch infolge des Friedensabkommens von 1919, als Tirol durch die italienische Annexion des südlichen Teils zweigeteilt wurde; und die 1930er- bis 1940er-Jahre, als der Totalitarismus in Europa die Oberhand gewann und zum Zweiten Weltkrieg führte. Damals mussten die Bewohner dieser deutschsprachigen Provinz zwischen Faschismus und Nationalsozialismus wählen. Der Zusammenbruch beider Regime war ihre Rettung, doch die Schicksale und der in jener düsteren Phase unserer Geschichte geübte Verrat gerieten bei ihnen nicht in Vergessenheit.

Im vorliegenden Band möchte ich eine uns zeitlich nähere Periode genauer betrachten, die in den späten 1950er-Jahren ihren Anfang nahm. Diese Zeit habe ich bereits selbst erlebt, denn ich bin 1957 geboren. Und sie betrifft mich direkt. Zwischen Südtirol, wo ich zur Welt kam, und dem Staat Italien, dessen Bürgerin ich bin, kam es in einem Zeitraum von über einem Jahrzehnt mit Bomben, Attentaten, Schiessereien und Folter einmal mehr zur Konfrontation. Auf Rebellion folgte Repression – entsprechend einem seit jeher, auf allen Kontinenten und zu allen Zeiten sich fast unaufhörlich wiederholenden Schema.

Meine Heimat war Schauplatz von Konflikten, die weit über ihre geografischen Grenzen hinausreichten. So etwa der Wettstreit zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, ein bedrohliches nukleares Duell. Oder das empfindliche Gleichgewicht zwischen Staatsmacht und individueller Freiheit. Die Frage der Gewalt – legitimes politisches Mittel in den Augen der einen und terroristischer Irrweg nach Meinung der anderen. All das sind noch heute hochaktuelle Probleme, auch wenn die Akteure inzwischen andere sind. Südtirol mit seinen schneebedeckten Gipfeln,

schattigen Tälern und malerischen Ortschaften war ein bis heute teils unerforschtes Experimentierfeld.

Ich habe mich auf die Suche nach Dokumenten, Zeugen und Protagonisten begeben, habe mehr oder weniger bekannte Orte aufgesucht. Und ich habe Wahrheiten entdeckt, mit denen ich nicht gerechnet hatte.

Auch habe ich mich ein weiteres Mal in eine mir weniger vertraute Welt – die der Fiktion – vorgewagt. Dort, wo sich die Wirklichkeit nicht durchdringen lässt, kommt mittels der minutiösen Rekonstruktion eines plausiblen Kontextes die Vorstellungsgabe zu Hilfe. Wie bereits in *Das Erbe* und *Der Sturm* habe ich beschlossen, mich auch für die komplexen Ereignisse von *Der Verrat* von Figuren begleiten zu lassen, deren Namen und Lebenswege meiner Fantasie entsprungen sind.

Diese Figuren haben mir geholfen, auf der Suche nach einer anderen Wahrheit bis in die düstersten Winkel vorzudringen – in die Welt der Gefühle, der menschlichen Dramen und Beweggründe. Sie haben mich in eine Parallelwelt geführt, in der allein Macht zählt und in der Gewalt, Lüge und Manipulation die Regeln sind, nach denen man gewinnt. Oder alles verliert.

1

Die erste Herausforderung

Sigmundskron, November 1957

Schau sie nicht an», wispert Max, während sie unter den wachsamem Blicken zweier Carabinieri vorbeilaufen. Doch Peter, neben ihm, kann kaum den Blick abwenden von den Waffen in ihren Händen.

«Wenn du sie anschaust, denken sie, du willst sie provozieren, und lassen uns nicht durch», davon ist Max überzeugt. Schon seit gestern betet er ihm das immer und immer wieder vor. «Die aus Neumarkt werden auch da sein», ruft ihm Peter ins Gedächtnis. Es sind Leute, die er oft sieht, Männer in Uniform, die abends nach der Arbeit gelegentlich auf ein Gläschen im Gasthaus Staffler vorbeikommen, dem von seiner Mutter geführten Lokal kurz hinter Pinzon.

«Das hier ist etwas anderes», knurrt Max.

Peter muss ihm beipflichten. Dies ist schliesslich kein gewöhnlicher Tag.

Denn an diesem 17. November 1957 gilt es den Italienern zu zeigen, dass die Südtiroler wild entschlossen sind, für ihr Land zu kämpfen. Mit dieser Grosskundgebung wird Schloss Sigmundskron, das oberhalb von Bozen thront, erneut zum historischen Schauplatz.

Peter und Max fühlen sich wie Soldaten, die in die Schlacht ziehen, und sie sind nicht die einzigen. Polizei, Carabinieri: Das Aufgebot an Ordnungskräften lässt eher an einen Volksaufstand denn an eine Kundgebung denken.

Vielleicht ist es genau das, was sie erwarten: Gewalt.

Als Peter an einem weiteren Wachmann vorbeikommt, wird er von einem drängelnden Pärchen grob zur Seite geschubst. Der

Junge stolpert und schwankt, die Hand des Wachmannes zuckt zur Waffe. Peter findet schnell das Gleichgewicht wieder, doch mit dem geübten Instinkt des Boxsportlers schnell sein Arm vor, um den Gegner abzuwehren. Max hält ihn zurück, packt den Freund am Handgelenk und ruft mit künstlich schriller Stimme dem Pärchen, das inzwischen vor ihnen ist, zu: «He, nicht drängeln! Wir wollen alle schnell ankommen.»

Peter weicht hinter ihn zurück, das Gesicht hochrot. Er kommt sich ungeschickt und feige vor, denn er hat nicht einmal den Mut aufgebracht, den Polizisten anzusehen. Aber er hat dessen Nervosität gespürt. Es ist, als befände sich Italien im Belagerungszustand. Der Kampf zwischen «Deutschen» und «Italienern» liegt in der Luft. Eine falsche Geste, und im Handumdrehen wäre alles möglich.

Der kalte, klare Herbsthimmel wirkt wie aus Glas. Etwas droht zu zerbersten, ein Riss genügt.

Heute ist ein guter Tag, um lautstark «Freiheit!» zu rufen.

Max und Peter sind fast oben angelangt, hinter ihnen schlängelt sich inzwischen ein dichter Menschenstrom. Die Leute sind mit Bussen, Autos, Fahrrädern und sogar mit Kaleschen gekommen, die Männer in Tracht, mit dem grauen Hut, in Lodenjacke und Mantel. Aus den Städten und von den Bergen, aus Tälern und kleinen Dörfern sind die Bewohner Südtirols herbeigeströmt.

Die beiden Jungen legen das letzte Stück auf der Strasse zurück und betreten den grossen Burghof. Spannung liegt dort in der Luft, sie ist geradezu greifbar. Peter vergisst sogar seine Sorge um die Zündapp, das Motorrad mit Beiwagen, das er ein gutes Stück weiter unten hat stehen lassen müssen. Eine grosse Maschine, die er in seinem Alter eigentlich noch gar nicht fahren dürfte. Er leiht sie sich nur zu besonderen Anlässen von seinem Freund Hermann, dem «Krüppel».

Die zwei klettern geschickt auf die Mauer und setzen sich. In dem grossen, von Festungsmauern umschlossenen Raum zu ihren Füßen ist in dem Gedränge nur noch ein schmaler Durchgang vor

der hölzernen Tribüne für die Redner frei. Max hält den Sucher seines Fotoapparats – ein echtes Schmuckstück, eine Leica M3 mit Teleobjektiv – fest ans Auge gedrückt. Eingehend mustert er die Gesichter der Menschen, es scheint ihm, als könne er jedes Detail erfassen: hier ein Lächeln, dort eine verdriessliche Falte auf der Stirn eines alten Bauern.

Peter stösst ihn in die Seite. «Wir sollten zusehen, dass wir kurz vor dem Ende verschwinden.»

«Nur die Ruhe, denkst du jetzt schon daran, zu gehen? Du bist immer so angespannt...», zieht Max ihn auf.

«Wir könnten ins Gedränge geraten, und ich will nicht zu spät heimkommen.»

«Du hast deiner Mutter nichts erzählt, stimmt's?»

Peter schüttelt den Kopf, und Max lässt die Leica sinken, um seinen Freund anzuschauen. Er ist so hübsch, der Peter, mit seinen grünen Augen, den von Wind und Sonne geröteten Wangen, den vollen Lippen. Er würde ihm gern mit der Hand durch die braunen Locken streichen, um ihn zu beruhigen. Aber so was macht man nur bei Kindern, und sie sind bereits Männer.

«Sei unbesorgt», beschwichtigt er ihn. «Ich habe selbst keine Lust, den ganzen Tag hier zu verbringen.»

Derweil sind Schilder aufgetaucht: TIROL DEN TIROLERN. WIR WOLLEN KEINE ITALIENISCHE KOLONIE SEIN. Seit vierzig Jahren dieselben Slogans, denkt Max, seit Südtirol 1919 von Österreich an Italien ging. Doch geändert hat sich bisher nichts. Höchstens zum Schlechteren: 1948 hat die Regierung in Rom die Provinzen Bozen und Trient zu einer Einheit zusammengefasst, um die deutschsprachige Minderheit in einer Mehrheit aus Italienern untergehen zu lassen.

Max richtet das Objektiv auf eine Gestalt, die aus der kleinen, vor der Tribüne zusammengedrängten Gruppe heraussticht. Er nimmt die kräftige, mit einem teuren Anzug bekleidete Figur in den Fokus, das gut aussehende, etwas grob geschnittene Gesicht, aus dem die grauen Augen hervorstechen. Es sind dieselben Augen wie seine.

«Sieh mal an, wer da ist», sagt er in gedehntem Tonfall und reicht dem Freund den Apparat.

«Dein Vater. Hab ich dir nicht gleich gesagt, dass er kommt?» Peter ist immer wieder aufs Neue erstaunt, wie sich zwei Menschen gleichzeitig derart ähneln und dennoch so verschieden aussehen können. Max' Gesicht ist zart mit ebenmässigen Zügen und gerader Nase. Kurt hat einen kräftigen Kiefer, der von einem schmalen Schnurrbart verdeckte Mund gleicht einer rotvioletten Wunde. Doch ihre Augen sind derart ähnlich ...

Die Menge bricht in jubelnden Applaus aus, und die beiden Buben springen auf der Mauer auf die Füsse, ohne sich um den Abgrund in ihrem Rücken zu scheren. Sie wollen sich nicht das geringste Detail entgehen lassen. Ein grosser, hagerer Mann mit schwarzem Haar, eingefallenen Wangen und Hakennase steigt mühsam die Stufen zur Tribüne hinauf. Man hilft ihm, zum Rednerpult zu kommen und das Gleichgewicht auf dem einen, ihm noch verbliebenen Bein zu halten. Es ist Silvius Magnago, der Landtagspräsident und Vorsitzende der Südtiroler Volkspartei SVP, die seit über zehn Jahren die Politik in der Provinz beherrscht und unter der deutschsprachigen Bevölkerung die absolute Mehrheit innehat. Die jüngsten Neuerungen an der Parteit Spitze haben Männer an die Macht gebracht, die eine neue Gangart sowohl gegenüber Rom als auch bei den internationalen Beziehungen für notwendig erachten. An diesem 17. November 1957 soll das Bad in der Menge der Demonstranten von Sigmundskron dazu dienen, seiner Stimme bis in die italienische Hauptstadt Gehör zu verschaffen, aber auch dazu, den Fanatikern, die eine Abspaltung fordern, den Wind aus den Segeln zu nehmen. Der einbeinige Mann versteht sich meisterhaft auf die Kunst, das Gleichgewicht zu wahren.

Max und Peter hören aufmerksam zu. Aber die Wendung, die seine Rede nimmt, begeistert sie nicht. Es geht um italienische Zuwanderung, immer dieselbe Leier. Aber nicht um ein vereintes Tirol, nicht um ihre Identität. Magnago ereifert sich über die Verteilung der von der Regierung errichteten Sozialwohnungen.

«Wer erhält die neuen Wohnungen? Fast ausschliesslich Italiener. Und warum? Weil diese mit Staatsmitteln erbauten Wohnungen grundsätzlich jenen Personen vorbehalten sind, die die grösste Not aufweisen. Die grösste Not haben natürlich jene, die erst gestern gekommen sind. Und wer ist erst gestern gekommen? Nicht wir, sondern die Italiener.»¹

Max hofft, dass endlich von Abspaltung die Rede sein wird. Es gibt verschiedene Strömungen in der Parteibasis, und er ist für die harte Linie, für den Bruch mit Rom und den Wiederanschluss an Österreich. Einen Sonderstatus im Rahmen der Italienischen Republik auszuhandeln genügt ihm nicht, wird ihm niemals genügen.

Doch Magnagos Rede weist in eine andere Richtung.

«Die Zuwanderung ändert aber nicht nur das völkische Bild von Südtirol, sie ändert auch das weltanschauliche Bild. Das ist eine sehr ernste Frage», ruft er in Anspielung auf den Zustrom von Italienern aus anderen Regionen in Erinnerung. «Wir als katholische Partei haben eine Verpflichtung, auch diese Seite zu untersuchen. Die Südtiroler sind vom Kommunismus unberührt geblieben. Aber er kam durch die Zuwanderung. Die Anfälligkeit der Zugewanderten gegen den Kommunismus muss uns zu Besorgnis Anlass geben, besonders auch wegen der wichtigen strategischen Lage unseres Gebietes für das freie Europa.»²

Max wechselt den Film. Die Gesichter, die er aus der Menge einfängt, interessieren ihn inzwischen mehr als die Worte des Redners. Seit wann sind die Kommunisten ein Problem? In Bozen sind sie praktisch inexistent.

«Komm, lass uns abhauen», schnauft Peter. «Es ist das übliche Geschwätz.» In seiner Stimme schwingt ein Hauch von Bitterkeit mit, er hatte gehofft, dieser Tag würde einen Wendepunkt markieren. Stattdessen bleibt alles beim Alten.

Doch Max rührt sich nicht. «Warte noch einen Augenblick», murmelt er. Er hat das Gesicht seines Vaters Kurt ins Visier genommen, der zusammen mit den Honoratioren der Provinz, einigen Grossgrundbesitzern, Unternehmern, Politikern und Kirchenver-

tretern – allesamt namhafte Persönlichkeiten –, am Fuss der Rednertribüne steht.

«Ich lese auf den Spruchtafeln die Aufschrift ‚Los von Trient‘», fährt Magnago fort. Seine Stimme dröhnt innerhalb der baufälligen Gemäuer. «Und damit kommen wir zur Frage der Autonomie.» Max beobachtet, wie sein Vater den Hut wieder aufsetzt und den Kopf schüttelt. «Deshalb haben wir uns gesagt, wir müssen jetzt etwas lauter werden, denn bei Schwerhörigkeit kann man sich nur verständlich machen, wenn man lauter wird. Deshalb sind wir heute zusammengekommen, und können nur versichern, dass wir in Zukunft noch lauter werden, wenn man weiter schwerhörig bleibt.»³

Max hat die Anspielung verstanden. Kompromisse und verdeckte Drohungen liegen in der Luft. Er lässt die Leica sinken, und Peter nimmt sie ihm ab, um einige Flugblätter, die zu ihren Füßen von einem zum anderen weitergereicht werden, in den Fokus zu nehmen. Keiner weiss, wo sie herkommen.

«Hast du etwa gedacht, dass sie uns unsere Heimat lassen, nur weil wir sie drum bitten?», brummt ein Bauer, während er das vom Befreiungsausschuss Südtirol mit BAS unterzeichnete Blatt studiert.

«Wir müssen kämpfen», bekräftigt eine Stimme aus der Menge. «Ach geh, dafür ist es längst zu spät, und wir sind zu wenige. Magnago hat recht, wir sollten versuchen, wenigstens irgendeinen Vorteil rauszuschlagen!»

Max schüttelt Peter am Arm, für ihn ist das Spektakel vorbei, seiethalben können sie gehen. Doch der Freund rührt sich nicht. Die beiden sind gleich gross. Peter ist sechzehn, hat kräftige breite Schultern und muskulöse Arme. Der ein Jahr ältere Max weiss sehr wohl, dass sich sein Freund beim Training im Boxverein zurückhält, um ihm nicht wehzutun.

«Wolltest du nicht möglichst schnell weg hier?»

«Einen Moment!» Peter kann den Blick nicht vom Sucher losreisen. «Mein Gott, ist die hübsch!», seufzt er.

Max reisst ihm den Apparat aus der Hand, um den Anlass seines

Seufzers in den Fokus zu nehmen. Ein Mädchen? Als wenn es von denen nicht schon genug gäbe, bei all den Schulkameradinnen und den Freundinnen, die seine Schwestern so oft in das grosse Haus in Montan einladen. Er und Peter bleiben nicht unbeachtet, vor allem die grauen Augen von Max, sein leicht distanziertes Lächeln und das bis in den Nacken reichende, für den väterlichen Geschmack bereits allzu lange Blondhaar stechen ins Auge. Und natürlich sein Status als Erbe des Familienbesitzes.

«Nicht übel», kommentiert er ohne Begeisterung, den Blick auf die Figur des ein wenig abseits der Menge stehenden Mädchens geheftet. Mit einem Anflug von Spott schaut er zu Peter: «Wieso sprichst du sie nicht einfach an?»

«Ist das dein Ernst? Was soll ich ihr denn sagen?»

«Dass du mit ihr ins Bett willst», grinst Max und lässt sich vor ihm von der Mauer.

Peter bleibt nichts, als ihm zu folgen, und unverhofft findet er sich in direkter Nähe der schönen Unbekannten wieder.

Sie sagt einem grossen Mann, vermutlich dem Vater, etwas ins Ohr, und die beiden Freunde zögern. Dann wendet sie sich zu ihnen um. Ihre Augen sind blau, tiefblau, beinahe violett. Das blonde gewellte Haar schmiegt sich um den weissen Hals, und unter dem roten Wollmantel erahnt man einen schlanken Körper. Einen Augenblick lang scheint die Zeit stillzustehen, dann deutet sie ein Lächeln an. Peter erscheint es wie eine Einladung, Max dagegen wie eine Herausforderung.

«Ein schöner Apparat», bricht der Vater der jungen Frau das Eis und deutet auf die Leica. «Entwickelst du die Fotos selbst?» Er hat keinen einheimischen Akzent, wahrscheinlich ist er Österreicher. Ein selbstsicherer Städter. Vielleicht, so denkt Max, ist das der Grund, weshalb er es sich herausnimmt, derart vertraulich mit ihm, der ja immerhin der Sohn von Kurt Gasser ist, zu plaudern. Und wer sollten diese Leute schon sein?

«Guten Tag», mischt Peter sich ein. «Ich heisse Peter, das ist Maximilian.»

«Nein, ich entwickle nicht selbst. Das ist vertane Zeit», antwortet Max. In Wahrheit kann er es gar nicht. Den Fotoapparat hat er eben erst zum siebzehnten Geburtstag geschenkt bekommen, und vorläufig probiert er nur herum.

«Klara», stellt sich die junge Frau vor und reicht ihnen die schmale Hand. Erst Peter, dann Max. «Hat euch Magnagos Rede gefallen?»

«Franz Bauer.» Der Mann scheint sich mehr für die Leica als für Politik zu interessieren. «Du solltest es probieren. Es ist die aufregendste Phase bei der Arbeit eines Fotografen. Dabei kommen Dinge heraus, die du mit dem Auge gar nicht gesehen hast.»

Sie nähern sich dem Ausgang. Die Leute scheinen es nicht eilig zu haben. Versammlungen und Feste sind so oft behindert oder gar verboten worden, dass man einfach nur froh ist, beisammen zu sein. Aber hat Magnago wirklich gesagt, dass es kein freies Tirol geben wird? Und soll man wirklich glauben, dass die Italiener ihre Haltung ändern werden?

«Ich bin mit dem Motorrad da», sagt Peter an Klara gewandt. «Ein Motorrad mit Beiwagen. Eine Zündapp. Ich muss Max nach Bozen bringen, wenn du magst, kann ich dich auch mitnehmen.» Dann denkt er: Wie dumm von mir, ihr Vater hat bestimmt ein Auto, sicherlich ein ziemlich komfortables, und ich biete ihr im November an, auf dem Motorrad mitzufahren. «Hm, meinst du nicht, dass es ein bisschen zu kalt dafür ist?», erwidert sie tatsächlich.

«Der Beiwagen ist sehr bequem!»

«Und bist du nicht ein bisschen zu jung zum Motorradfahren?»

«Das spielt keine Rolle. Hier bei uns geht's ein wenig anders zu.» Als guter Boxkämpfer weiss Peter, dass man beim Angriff nicht lockerlassen darf. In diesem Moment zählt einzig und allein, sie heimzubringen. Herauszufinden, wo sie wohnt. «Du bist nicht von hier, oder?»

«Ich wohne in Bozen, aber ich komme aus Innsbruck», antwortet

sie. Ach, wie sehr ihr Innsbruck fehlt. Klara wirft einen Blick auf den Rücken ihres Vaters. Wenn er sie hierher mitgenommen hat, wird er sicher seine Gründe dafür haben. Aber sie spürt die Sehnsucht aufsteigen und einen Anflug von Rebellion. Eigentlich ist es gar nicht so kalt für eine Fahrt auf dem Motorrad.

Max eilt die Treppen hinauf. Peter hat ihn vor dem Haus am Waltherplatz abgesetzt, bevor er nun Klara, die zerzaust, aber glücklich im Beiwagen sitzt, nach Hause bringt. Es braucht so wenig, um Mädchen zu beeindrucken! Aber was hatte sie eigentlich bei der Kundgebung von Sigmundskron zu suchen?

Helga hat Max kommen hören und öffnet ihm die Tür. Mit der um ihren kräftigen Leib gebundenen Schürze sieht sie aus, als könne sie ein ganzes Heer beköstigen. Der Junge drückt ihr einen dicken Kuss auf die Wange, und die Haushälterin schliesst die Tür. Doch zuvor wirft sie noch einen Blick ins Treppenhaus und fragt sich, wo der andere Bub wohl bleiben mag.

«Ich bin gleich bei dir, Tante!» Max läuft in sein Zimmer, legt die Leica auf den Schreibtisch und geht dann zu seiner Tante Sissi ins Wohnzimmer.

«Erzähl schon!», drängt sie ihn, während ihr Neffe sich herabbeugt, um ihr einen Kuss auf das ergraute Haar zu drücken. Sie hat ihren Rollstuhl wie üblich in eine Ecke am Fenster manövriert, dorthin, wo ein schmaler Lichtstreif hereinfällt. Von unten dringen die Geräusche der Stadt herauf, ringsum hängt noch der Rauch ihrer letzten Craven «A» in der Luft. Auf einem runden Tischchen mit schönen Intarsien hat sie griffbereit eine Kaffeekanne aus Meissner Porzellan und daneben einen Stapel deutscher Zeitungen, obenauf die «Dolomiten». Auf den Knien hält sie ihre neueste Errungenschaft: ein kleines Zenith-Transistorradio, das sie über die Geschehnisse der Welt auf dem Laufenden hält.

Max lässt sich auf dem rot gepolsterten Samthocker nieder. Sie bewegt das rechte Rad, um sich umzudrehen und ihn anzuschau-

en. Was für ein hübscher Bursche, denkt sie einmal mehr. Wie ist es möglich, dass mein Bruder ein solches Wunder gezeugt hat?

«Magnago hat das freie Tirol begraben», erklärt Max, wohl wissend, dass es ihr missfallen wird.

«Das kennen wir doch schon. Waren viele Leute da?» «Ziemlich viele. Er hat von Autonomie gesprochen. Die Devise lautet: ‚Los von Trient!‘»

«Das war ja klar! Kompromisse, immer nur Kompromisse.» Die Devise der Tante lautet, ebenso wie die von Max: «Los von Rom.» Und sie ist unnachgiebig: «So verliert man den Kampf am Ende.»

Sie schaut zum Fenster hinaus. Am anderen Ende des Platzes ragt der Glockenturm des Doms empor. Keine Spur mehr von dem amerikanischen Bombenangriff, mit dem er 1944 beinahe dem Erdboden gleichgemacht worden war. Ebenso wenig wie von ihren Beinen, die den Trümmern zum Opfer gefallen sind. «Aber es gibt Leute, die sich damit nicht abfinden», murmelt sie mehr zu sich selbst. Sie steckt sich eine weitere Zigarette an und reicht sie Max, der den zarten Geschmack des ersten Zuges so mag. «Die Italiener müssen begreifen, dass sie uns unser Land und unsere Traditionen nicht wegnehmen dürfen.» Dann wendet sie sich unvermittelt an den Neffen: «Wer ist schlimmer: Diebe oder Verräter?»

«Verräter», erwidert er ohne zu zögern, aber er ist diese Unterhaltungen inzwischen leid. Manchmal kommt ihm nicht nur das Wohnzimmer der Tante, sondern auch ihr Kopf wie ein Museum vor.

In dem Raum zeugen Gemälde, Porträts und Fotos von der Schönheit ihrer Heimat und der Blüte eines untergegangenen Reichs. Unter den zahlreichen Büchern in den Regalen finden sich vor allem Kriegsromane und historische Abhandlungen: ungewöhnlicher Lesestoff für eine alleinstehende Dame. Doch sie wäre gern Soldat geworden. Auf dem Marmorsims des Kamins, unter dem goldgerahmten Spiegel, bewahrt sie hinter Glas eine vergilbte

Seite aus der «Dolomiten» auf. Es ist der berühmte Leitartikel des Kanonikus Michael Gamper vom 28. Oktober 1953, in dem er von dem «Todesmarsch der Südtiroler» spricht: ein ungehört gebliebener Warnschrei, mit dem er gegen die neuen Formen der Unterdrückung der deutschsprachigen Minderheit durch die Italiener aufbegehrt.

Auch wenn die Tante im Rollstuhl sitzt, so weiss sie doch besser als Max, was im Argen liegt. Es gibt Stimmen, die laut verkünden, die Zeit der Reden sei vorbei, und die heutige Kundgebung wird diese sicher nicht zum Schweigen bringen. Es muss etwas geschehen, so denken viele. Im Januar sind im nahe der Stadt gelegenen Kardaun Bahngleise mit Dynamit gesprengt worden. Max ist mitten in der Nacht von dem Dröhnen aufgewacht, und am nächsten Tag hat er die Schule geschwänzt, um sich das einmal gemeinsam mit Peter anzuschauen. Der Schaden war nicht besonders gross, und die Polizei hat sie sofort verscheucht. Verantwortlich ist eine Gruppe um Hans Stieler, den Schriftsetzer der «Dolomiten», und es heisst, der stellvertretende Chefredakteur Friedl Volgger habe zu den finanziellen Unterstützern gehört. Aber Volgger hätte sich niemals für ein solches Unternehmen einspannen lassen. Oder doch? Tatsache ist, dass sich in diesen Zeiten die Positionen der Leute schwer einschätzen lassen. Niemand gibt alles preis.

«War dein Vater auch dort?», fragt Sissi, während sie die Zigarette ausdrückt.

«Natürlich, was denkst du denn.»

«Habt ihr miteinander gesprochen?»

«Nein», erwidert Max und erhebt sich. «Ich hatte keine Lust.» Kurt hatte mit Freunden von Magnago zusammengestanden, erinnert er sich. Das Bürgertum mag keine Revolutionen.

Peter lächelt, der Kälte zum Trotz. Unter der Stoffjacke trägt er einen dünnen Wollpullover. «Du wirst noch krank!», hat ihn die Mutter am Morgen, als er aus dem Haus ging, ermahnt. Aber er wird nie krank. Natürlich ist er nicht so elegant wie sein Freund

Max. Aber macht er sich auf seiner dröhnenden Zündapp 750 nicht auch ganz gut? Gemächlich fährt er die Strasse an der Etsch entlang in Richtung Pinzon. Zu seiner Linken erstrecken sich Weinberge über die unteren Ausläufer der Hänge, während weiter oben der Wald immer dichter wird. Wein und Holz: Das ist der Reichtum dieses Landes. Für alle, die es besitzen.

Aber Peter fühlt sich viel zu unbeschwert, um darüber nachzugrübeln, was seine Mutter und er nicht haben. Er denkt an Klaras Hand, die er umschlossen hielt, nachdem er das Motorrad vor einem schmucken Haus in der Goethestrasse geparkt und ihr aus dem Beiwagen hinausgeholfen hat. Eine Hand mit langen, feinen Fingern. Ein entschlossener Händedruck. Sie hatte ihr Haar geordnet, den Mantel zurechtgerückt und die Frage beantwortet, die er nicht zu stellen wagte.

«Ich gehe aufs Marcelline-Gymnasium.» Sie hatte zum Fluss gedeutet, den sie jeden Morgen auf dem Weg zur Schule überquert. Ihre Eltern haben sie auf einer italienischsprachigen Schule angemeldet, da sie glauben, dass es ihr zugutekommen wird.

«Ich bin mit Max zusammen bei den Franziskanern. Wir gehen in eine Klasse», hatte Peter gestammelt und, warum auch immer, unerwähnt gelassen, dass er jünger ist als der Freund. Wenn Max nicht wäre, könnte er, um ehrlich zu sein, überhaupt nicht zur Schule gehen. Unter der Woche lässt er ihn bei sich wohnen, da Peter nicht jedes Mal bis nach Pinzon zurückkann. Er hatte hinaufgeblickt zu der prächtigen Fassade mit den schmiedeeisernen Balkongittern und den schweren Samtvorhängen hinter den Scheiben.

«Lass uns bald wiedersehen», hatte er entschlossen gesagt.

«Warum nicht?», hatte Klara erwidert, während sie schon den Schlüssel ins Schloss steckte. «Bozen ist klein, da läuft man sich immer über den Weg.» Dann war sie verschwunden.

Beim Anfahren hatte er noch einen Blick in den kleinen Rückspiegel geworfen. Sie war erneut in der Tür aufgetaucht, hatte ihm zum Abschied sogar noch gewunken, dessen ist er sicher.

Wie dämlich er war ... Er hätte umkehren, absteigen, sie küssen und nach ihrer Telefonnummer fragen müssen.

Max an seiner Stelle hätte sie längst zu einer Verabredung rumgekriegt. Aber Max ist eben Max – mit dem grossen Hof in Montan, den Ländereien und drei Schwestern so blond wie er, die dem Freund des Bruders schöne Augen machen, ohne ihn ernst zu nehmen. Denn Peter ist eben bloss der Peter, auf einem geliehenen Motorrad und mit dem Gasthof, den er und seine Mutter Katharina betreiben, seine Mutter, die niemals lächelt. In den Kehren gibt er Gas, und er versucht, die Dinge positiv zu sehen. Klara hat recht, Bozen ist ein grosses Dorf. Er weiss, wo sie wohnt, weiss, welche Schule sie besucht, da wird es nicht schwer sein, sie wiederzutreffen. Er saust an einem Herrn vorbei, der, einen Wanderstab in der Hand, zügig voranschreitet. Es ist Jakob Rizzolli, der Besitzer des grossen Hauses in Pinzon. Es heisst, die Ländereien seines Schwiegervaters Johann Tiefenthaler hätten sich von Montan bis zum Ufer der Etsch erstreckt. Heute ist es nicht mehr so wie einst, aber die Familie ist nach wie vor wohlhabend und angesehen. Bei der Kundgebung in Sigmundskron hat er keinen von ihnen gesehen, ob sie überhaupt da waren? Jakobs Sohn Josef ist ein einflussreiches Mitglied der hiesigen Ortsgruppe der SVP. Aber er wirkt nicht wie einer, der Aufstände anzettelt.

Peter bremst ab, er ist angekommen. Vorsichtig fährt er in den Hof des kurz vor dem Ort gelegenen Hauses. Pinzon, Montan, Glen, das ist seine Welt. Alles in Reichweite, alles vertraut. Er schaltet den Motor aus und parkt das Motorrad in einer zur Werkstatt umfunktionierten Scheune. An den Wänden reihen sich unzählige Schlüssel, Schraubenzieher, Ersatzteile – alles, was nötig ist, um das wunderbare alte Fahrzeug, das der «Krüppel» ihm freundlicherweise leiht, in gutem Zustand zu erhalten. «Und? Alles in Ordnung?»

Peter dreht sich um, klopft Hermann auf die Schulter. «Perfekt, die Karre saust wie der Blitz. Je kälter es ist, desto besser läuft sie.»

«Ich weiss, ich weiss», antwortet Hermann. «Deine Mutter war schon dreimal hier, um nach dir zu suchen, vielleicht solltest du heimgehen. Wie ist es gelaufen? Gib's Neuigkeiten?»

«Max meint, es sei das übliche Gerede. Wir werden weiter mit den Italienern verhandeln, ohne irgendwas zu erreichen. Allerdings waren nicht alle damit einverstanden. Es waren übrigens auch Österreicher da.» Er errötet.

Hermann bemerkt es nicht. «Eines Tages werden wir morgens aufstehen und selbst zu Italienern geworden sein», bemerkt er bitter. «Es sei denn ...»

«Es sei denn ...?»

«Ach nichts. Denk dran, das Motorrad gründlich zu wienern», unterbricht ihn der «Krüppel» und wirft ihm einen Schwamm zu.

Er besteht darauf, dass Peter die Zündapp putzt, nachdem er sie benutzt hat. Das gehöre sich so, sagt er. Das Motorrad hätten ihm im Frühsommer 1945 deutsche Soldaten auf der Flucht im Gezug für Zivilkleidung und Lebensmittel überlassen, so erzählt er es zumindest. Peter hat das Gefühl, dass Hermanns Scheunenwerkstatt etliche Geheimnisse der Vergangenheit birgt. Derselben Vergangenheit, die diesen Mann seinen Arm gekostet hat – ein Tribut an die Schlacht um Berlin. Die letzte Schlacht vor dem Ende.

Ein einziges Mal hat Peter gewagt, ihn zu fragen, warum er für Hitler gekämpft hat.

«Für Hitler? Am Ende wusste niemand mehr, warum wir überhaupt kämpfen», hatte er ihm geantwortet. «Aber wenn einer der eigenen Leute zum Angriff übergang, hat man eben mitgemacht, für ihn. Für die Sache, so hiess es. Was auch immer das war, es gab etwas.»

Hermanns Geschichte gleicht der vieler anderer. Im Jahr 1939 hatte er, wie fast alle, für Deutschland optiert. Damals war er dreissig Jahre alt, zehn Jahre älter als Peters Vater, dennoch waren die beiden Freunde, und gemeinsam waren sie auf Arbeitssuche in die Nähe von München gegangen. Hermann landete schon bald

in der Wehrmacht und an der Front, zunächst in Frankreich, dann in der Ukraine, Russland und schliesslich in Berlin, um den Bunker zu verteidigen, in dem sich Hitler am 30. April 1945 das Leben nahm. Doch an diesem Punkt hatte er schon längst nicht mehr für den Führer gekämpft, sondern nur noch ums Überleben und für die Heimkehr. Mit seinem halb von einem Granatsplitter zertrümmerten Arm war er in einer kleinen Einheit aus dem belagerten Berlin nach Westen, Richtung Magdeburg, geflohen, unter steter Bedrohung durch die Jagdflugzeuge der inzwischen den Luftraum beherrschenden Alliierten. Auf einem notdürftigen Floss hatte er die Elbe überquert und sich den Amerikanern gestellt. Er war mit nichts heimgekehrt als einer einzigen schlechten Nachricht für die Frau seines Freundes und für jenes Kind, das am 19. Januar 1941 auf die Welt gekommen war: Peters Vater würde nicht mehr zurückkehren.

Peter betritt das Gasthaus. Seine Mutter steht hinter dem Tresen. Die schönste Mutter der Welt sei sie, hatte er als Kind gesagt, und er denkt es noch immer, auch wenn er es nicht mehr ausspricht. Hochgewachsen, die üppigen Brüste in dem Samtleibchen ihres Dirndlkleides mit der weissen Bluse und dem langen Rock, der von der schmalen Taille fast bis zum Boden reicht. Sie schaut ihn an, aus den grünen Augen spricht Erleichterung.

Im Gasträum, der Stube, sitzt das übliche Grüppchen der Grundbesitzer zusammen, um am Ende des Tages in der Wärme des Kachelofens und unter den wachsamen Blicken zweier Augenpaare ein Gläschen zu trinken. Ein Augenpaar gehört zu dem an der Wand unter dem gesegneten Olivenzweig angebrachten Kruzifix, das andere einem jungen Soldaten in deutscher Uniform, dessen gerahmte Fotografie neben der Tür hängt. Der Wein ist köstlich im Gasthaus Staffler, und für Hungrige gibt es immer einen Teller mit Speck und Käse. Nicht selten kommen auch österreichische Touristen, die in den Süden gereist sind, um die Gastfreundschaft

ihrer Südtiroler «Vettern» zu geniessen. Im Stockwerk darüber stehen für die, die über Nacht bleiben wollen, zwei Schlafzimmer zur Verfügung. Katharina könnte sie zu vier Zimmern umbauen, aber die Arbeiten sind teuer, und die Zeit ist immer knapp.

«Alles in Ordnung?», fragt sie den Sohn in dem üblichen besorgten Tonfall.

«Ja doch, Mutter, natürlich ...»

«Du weisst, dass ich es nicht gern sehe, wenn du das Motorrad nimmst, es ist gefährlich.» Doch dieser Kampf ist aussichtslos. Peter ist gut in der Schule, er hilft ihr bei der Arbeit, irgendwie muss er sich auch ausleben. Natürlich wäre ihr lieber, es wären nicht Motorrad und Boxkampf, aber es gibt Schlimmeres. Viel Schlimmeres.

«Ist ja nichts passiert.» Peter schenkt sich ein Glas Wasser ein und leert es auf einen Zug, in Gedanken bei Klara. Er drückt seiner Mutter einen Kuss auf die Wange und streichelt ihr über das braune, zu einem makellosen Knoten gebundene Haar. Dann läuft er über den Flur in die Wohnräume im hinteren Teil des Hauses, wirft sich aufs Bett und verschränkt die Hände hinterm Nacken. Er heftet den Blick auf das Foto von Max Schmeling, dem einstigen deutschen Boxmeister: Er ist auch im Krieg gewesen, doch im Gegensatz zu seinem Vater ist er lebend zurückgekehrt.

Eigentlich ist nichts passiert, sagt sich Peter erneut. Aber warum hat er dann den Eindruck, dass alles anders ist?

«Ich hatte dir gesagt, dass du nicht hingehen sollst!»

«Es sind doch alle hingegangen. Du warst auch da», entgegnet Max. Er stellt das Bourbon-Glas auf dem Schreibtisch ab. Es ist bereits Nacht, nur sein Vater brachte es fertig, so einfach herein-zuplatzen, um ihm Vorwürfe zu machen.

«Es bringt nichts, wenn du deine Zeit mit solchen Kundgebungen vergeudest.»

«Ich will begreifen, was vor sich geht, weisst du? Ich habe das Recht dazu.»

«Du begreifst gar nichts, diese Dinge sind zu hoch für dich.»

«Und warum erklärst du sie mir nicht einfach? Wovor hast du Angst?», fragt Max.

«Halte dich aus diesen Dingen raus», lautet die knappe Antwort des Vaters.

«So wie du? Du verstehst dich doch meisterhaft darauf, dich aus allem rauszuhalten, oder?» Einen Augenblick lang glaubt Max, der Vater würde auf die Provokation eingehen. Ihm endlich die Wahrheit sagen. Wie auch immer sie aussehen mochte. «Du sollst dich um die Schule kümmern», beendet Kurt das Gespräch. «Im Übrigen kannst du auch hinwerfen und auf dem Gut arbeiten, du kennst die Vereinbarung.»

Starr und schweigend stehen sie sich gegenüber, bis Max schliesslich den Blick senkt. Sein Vater entspannt sich, er weiss, dass er ein weiteres Mal gewonnen hat. Aber er fragt sich, wie lange er diesen rebellischen Sohn, den er nicht mehr versteht, noch im Griff hat.

Mit seinem feinen Gehör glaubt Max das Echo eines Schusses oder ein Dröhnen zu vernehmen, aber vielleicht ist es nur der Wiederhall eines alten niemals endenden Krieges.

Peter schrickt aus dem Schlaf auf. Die Luft zittert noch vom Donner. Er steht auf, streift Hose und Pullover über, hastet in den Flur. Auch seine Mutter ist von der Explosion hochgeschreckt, und in den Nachbarhäusern hört man die Fensterläden klappern.

«Wo willst du hin?» Katharina ist im Morgenmantel.

«Ich geh nachschauen», antwortet Peter.

«Mitten in der Nacht?»

«Mutter, die Zeiten, als ich mich vor der Dunkelheit gefürchtet habe, sind lange vorbei...!»

Katharina hingegen fürchtet alles. Die schrecklichen Dinge, die ihrem Sohn zustossen könnten und von denen er nichts ahnt. Aber was soll sie tun? Sich in die Tür stellen und ihm den Weg versperren? Ihrem Jungen, der inzwischen zweimal so kräftig ist wie sie?

Ihr bleibt nichts, als ihm hinterherzuschauen und, um ihren Schlaf beraubt, ins Bett zurückzukehren.

Peter schwingt sich aufs Fahrrad und schlägt den Weg in Richtung Montan ein. Er sieht Hermann auf der Schwelle seines Hauses stehen, auch er hat sich komplett angezogen. Peter winkt ihm zu und tritt in die Pedale. Die Explosion kam vom Friedhof, am anderen Ende des Dorfes. In der Ferne hört man die ersten Sirenen. Es ist eine mondlose Nacht. Das Friedhofstor steht offen. Peter macht ein paar Schritte auf dem breiten Weg, der zu beiden Seiten von schlichten, mit schmiedeeisernen Kreuzen versehenen Gräbern gesäumt ist. Weiter hinten, links neben einer kleinen Kapelle, brennen noch ein paar Grasbüschel. Im Widerschein der letzten Glut erkennt Peter einen Trümmerhaufen. Es sind die Überreste der Grabstätte eines der historischen Feinde Südtirols, des Geografen und faschistischen Senators Ettore Tolomei, der sich unter dem faschistischen Regime fanatisch für die Zwangsitalianisierung der Provinz eingesetzt hatte. Im Jahr 1952 wurde er in Montan mit dem Gesicht in Richtung Brenner beigesetzt, damit sein Blick für immer auf ein Land gerichtet bliebe, das er sich in italienischer Hand wünschte.

Peter schaut sich auf dem Friedhof um. Plötzlich kommt ihm der Gedanke, dass die Carabinieri, wenn sie ihn hier sehen, meinen könnten, er sei es gewesen. Er! Erregt von dem beissenden Explosionsgeruch, muss er bei diesem Gedanken lachen. «Verzeiht mir», murmelt er an die schweigenden Gräber gewandt, dann schnappt er sich das Fahrrad und saust eilig den Hang hinab nach Pinzon. Falls er auf Carabinieri trifft, wird er behaupten, dass er sein Mädels besucht habe. Wieder muss er an Klara denken. Eigentlich denkt er ständig an sie.

Das Sirenengeheul kommt näher, doch er ist schon fast daheim, in Sicherheit.

«Willkommen im Land der Bomben!», schreit er aus voller Kehle in die Nacht hinaus.

Das Andenken der Berge

Jeder erzählt die Vergangenheit auf seine Art. Aber es gibt harte Fakten, und die Ereignisse, die an einem schönen Novembertag 1918 Tausende von Südtirolern zu der Kundgebung von Sigmundskron veranlasst haben, sind belegt.

Alles begann am 3. November 1918 mit dem in Padua in der Villa Giusti vereinbarten Waffenstillstand zwischen Italien und Österreich. Dabei handelt es sich um einen Separatfrieden des seinem Ende entgegengehenden Ersten Weltkriegs. Militärisch sind Österreich und Deutschland in die Knie gezwungen. Die letzte gegnerische Offensive im Herbst und Sommer 1918 hat die Truppen Kaiser Wilhelms II. in grosse Bedrängnis gebracht.

In Deutschland herrschen soziale und wirtschaftliche Spannungen, die schon bald zum Umsturz, zum Ende des Kaiserreichs und dem Beginn der Weimarer Republik führen sollen.

Die österreich-ungarische Monarchie ist nur noch ein Schatten ihrer selbst. Der zu Beginn des Krieges bereits 84-jährige Kaiser Franz Joseph wird das Ende des Konflikts nicht mehr erleben. Die Formel «Gott, Kaiser, Vaterland» hat ihre Bedeutung verloren. Schon bald müssen sich auch die treuen Südtiroler Untertanen damit abfinden.

Bei der Pariser Friedenskonferenz von 1919 sind weder die Deutschen noch die Österreicher oder gar die Tiroler (von deren Existenz ohnehin kaum jemand weiss) in der Lage, den eigenen Willen durchzusetzen. Sie sind Besiegte. Niedergerungen, gedemütigt, vertrieben. Man übt keine Nachsicht: Der bei den Siegern an-

gestaute Hass gegen die «Aggressoren» ist masslos, insbesondere was den französischen Unterhändler Georges Clemenceau betrifft.

Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson beruft sich bei dieser Gelegenheit auf ein Prinzip, das, gerade auch in Südtirol, in die Geschichte eingehen wird: das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Wilson hat es zur Grundlage seines 14-Punkte-Plans erhoben, den er am 8. Januar 1918 in einer Rede vor dem US-Kongress darlegt und mit dem er versuchen will, der Welt einen erneuten blutigen Konflikt zu ersparen. Später wird er zugeben, dass ihm die genaue Tragweite dieses Prinzips ebenso wie die Grenzen, innerhalb deren es hätte zur Anwendung kommen müssen, nicht bewusst gewesen seien. Umso weniger Bedeutung wird dies für die beiden wichtigsten Verbündeten der Vereinigten Staaten, die beiden grossen Kolonialmächte Frankreich und Grossbritannien, der Fall gewesen sein.

Italien, das 1915 sein Bündnis mit den Mittelmächten aufgekündigt hatte, gehört nun (gemeinsam mit den Vereinigten Staaten, Grossbritannien und Frankreich) zur Gruppe der «Grossen Vier», die während dieser in der Geschichte bis dato unvergleichbaren Friedenskonferenz die geografischen Grenzen der Welt neu entwerfen. Österreich-Ungarn und das deutsche Kaiserreich, das Osmanische Reich und das zaristische Russland existieren nicht mehr. Die Staatsgrenzen in Europa, auf dem Balkan, im Nahen Osten, in Asien und Afrika werden auf dem Reissbrett neu definiert. In Moskau hat sich ein Regime etabliert, das bereits bedrohlich wirkt und über das Winston Churchill sagt: «Von allen Schreckensregimen der Geschichte ist das der Bolschewisten am schrecklichsten, brutalsten und hassenswertesten.»

Dieses Urteil wird zum Ausgangspunkt eines Konflikts, der sich über siebenzig Jahre hinziehen sollte.

Der Erste Weltkrieg hat einen weiteren wichtigen Protagonisten auf die europäische Bühne gehoben: die Vereinigten Staaten. Im Jahr 1917 greifen amerikanische Soldaten ein, um im Norden und Osten Frankreichs im Kampf gegen Deutschland ihr Leben zu

verlieren. Und so ist es eben Wilson, der die Friedensverhandlungen von Paris leiten wird.

In dieser Situation wechselt auch eine kleine, von italienischen Truppen besetzte Provinz ihre Zugehörigkeit: der südliche Teil des österreich-ungarischen Tirols, zwischen dem Brennerpass im Norden und Salurn im Süden. Am 10. September 1919 wird mit dem zwischen Italien und Österreich geschlossenen Vertrag von Saint-Germain-en-Laye die Annexion Südtirols besiegelt. Niemandem ist es ein Anliegen, denn das eigentliche Thema sind die italienischen Gebietsansprüche im Osten, an der Adriaküste. Man wird bis 1920, bis zum Grenzvertrag von Rapallo, warten müssen, ehe sich das Königreich Italien und das gerade erst gegründete Jugoslawien die an dieser Grenze verbliebenen Reste der österreich-ungarischen Monarchie aufteilen.

Auf der europäischen Landkarte existiert nun eine neue Grenze: der Brennerpass. Wien protestiert vergeblich gegen die Annexion des Gebiets. Doch es siegt die Idee von der Alpengrenze als einer natürlichen Trennlinie zwischen zwei grossen geografischen und geopolitischen Arealen – Italien im Süden und dem deutschsprachigen Raum im Norden. Von dem Augenblick an, ab dem man den Brenner als Verteidigungslinie begreift, wird die Teilung Tirols zur Notwendigkeit. Eine schlichte, aber unumstössliche Begründung.

Um wirklich zu begreifen, wie es kommt, dass dieser kleine Flecken Erde ein ganzes Jahrhundert Geschichte erzählen kann, muss man einen sehr genauen Blick auf die geografischen Gegebenheiten werfen. Im Süden, also gewissermassen an der Basis dieses ungleichförmigen geometrischen Gebildes, liegt Bozen in einem von Eisack und Etsch umschlossenen feuchten Becken, das Menschen und Waren auf der Durchreise notgedrungen passieren müssen. Im Norden befindet sich der kaum 1'400 Meter hohe Brennerpass, und dahinter gelangt man nach Innsbruck, in die Hauptstadt Nordtirols. Ergänzt wird dieses Bild durch eine Handvoll

Städtchen und Täler von nicht minder grosser Bedeutung. Zwei davon – der Vinschgau und das Passeiertal – erstrecken sich von Meran bis zur österreichischen Grenze, zwei weitere – Ahrntal und Pustertal – beginnen bei Brixen.

An diesen Orten spielte sich zwischen 1957 und 1967, also in einer Zeit, die in den Geschichtsbüchern als ein Jahrzehnt des Friedens beschrieben wird, ein gegen den Staat gerichteter Krieg ab. Die Abtretung an Italien 1919 wird sowohl von den Süd- als auch von den Nordtirolern als regelrechte Amputation, als eine blutende Wunde empfunden. Zumal die Entwicklungen auf dem italienischen Stiefel schon bald eine schlimme Wendung nehmen. Denn im Jahr 1922 kommen in Rom die Faschisten an die Macht, die sich die «Zivilisierung» der Welt auf die Fahnen geschrieben haben. Für die Südtiroler läuft das auf eine regelrechte Kolonialisierung hinaus: Was mit Provokationen und Schmähungen beginnt, endet mit Verfolgung und Gewalt.

In der neu benannten Provinz Alto Adige liegt die Macht in den Händen Ettore Tolomeis, der die Italianisierung der Ortsnamen vorantreibt. Die deutsche Sprache wird aus Schulen, Ämtern und öffentlichen Einrichtungen verbannt. Nur die Kirche leistet teilweise Widerstand. Die Presse wird zensiert und quasi zum Schweigen gebracht. Die letzte Ausgabe der Tageszeitung «Der Tiroler» titelt auf der ersten Seite *Lebewohl, du mein Tirol*. Das ist keine Rhetorik, sondern bringt die Trauer eines Volkes zum Ausdruck, das es in den Augen des faschistischen Regimes zu vernichten gilt.

Es bilden sich heimliche Netzwerke des Widerstands. In den Städten und kleinen Gemeinden werden Häuser und Kellerräume in sogenannte Katakombenschulen verwandelt, in denen die Kinder das in den regulären Schulen verbotene Deutsch lernen. Meine Grosstante Hella war eine jener jungen und tatkräftigen Frauen, die sich als Lehrerinnen versuchten, um so dem Faschismus zu trotzen. Die deutschsprachige Bevölkerung Südtirols ist 1933 am Rande der Verzweiflung, als in der Ferne ein Hoffnungs-

schimmer auf taucht. Keiner ahnt es, und auch sie begreifen es zu spät: dass dies der erste Funke eines Feuers ist, das ganz Europa verwüsten wird.

In jenem Jahr ergreifen die Nationalsozialisten in Deutschland die Macht. Der zum Reichskanzler ernannte österreichische Gefreite Adolf Hitler hat eine klare Mission: die Deutschen verteidigen, wo immer sie sind. In den Augen der Südtiroler erscheint er als ein möglicher Befreier. Obwohl er sich schon bald mit Mussolini verbündet. Obwohl sein politisches Programm von zerstörerischem Hass durchdrungen ist. Doch im damaligen Europa ist niemand in der Lage, das tatsächliche Ausmass der drohenden Gefahr zu erkennen.

Um die Italianisierung weiter voranzutreiben, nehmen die Faschisten die Industrialisierung Südtirols in Angriff. Dafür werden 1934 die am Ufer der Etsch gelegenen Obst- und Weingärten vernichtet, um in Bozen neue Industrieanlagen zu bauen. Wohnviertel für die aus dem Süden des Landes herbeiströmenden Arbeitskräfte werden errichtet: unzählige kleine, zum Verwechseln ähnliche zweigeschossige Gebäude, die sogenannten Semirurali-Häuser, die aus jeweils vier Wohneinheiten bestehen. Für die aus dem nahen Veneto oder aus Friaul-Julisch Venetien, aber auch aus Sizilien, Sardinien und Kalabrien stammenden «Migranten» sollten diese Wohnungen eigentlich ein Paradies darstellen. Aber waren sie es tatsächlich? Viele der neuen Mitbürger haben keinerlei Bezug zu den Bergen, können kein Wort Deutsch und werden als Eindringlinge empfunden. Die Geschichte nimmt weiter Fahrt auf. Am 13. März 1938 kommt es unter Hitler zum Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich. In der sogenannten Kristallnacht im November jenes Jahres machen nationalsozialistische Schergen in Deutschland, Österreich und dem Sudetenland Jagd auf jüdische Mitbürger. Es ist der erste Akt des grausamsten Völkermords der Menschheitsgeschichte: des Holocausts. Doch für die Südtiroler geht der Traum eines direkt angrenzenden erstarkten Deutschlands in Erfüllung: erst Österreich, so denken sie, dann

wir. Der starke Mann aus Berlin, dieser Verfechter des Deutschtums, wird die durch den Ersten Weltkrieg zersplitterte germanische Welt wieder zusammenführen, sich den letzten Zipfel des einstigen österreich-ungarischen Kaiserreichs wieder einverleiben.

Dabei hat Hitler natürlich andere Pläne. Doch immerhin kommt es zu einem Schritt, um die Seinigen «heimzuholen». Im Juni 1939 vereinbarten das faschistische und das nationalsozialistische Regime ein Abkommen zur «Umsiedlung von Arbeitskräften». Die deutschsprachigen Bewohner Südtirols können die deutsche Staatsbürgerschaft beantragen, ihre Häuser und Gehöfte verlassen und in die Gebiete umsiedeln, die das Deutsche Reich im Begriff ist zu erobern. Ein Vorteil für sie, aber auch für die Italiener, die sich auf diese Weise einer unbeugsamen Minderheit entledigen. Es ist die sogenannte Option, eine Volksbefragung, bei der die meisten Südtiroler für die Auswanderung nach Deutschland stimmen. Sind sie Nationalsozialisten? Nicht unbedingt. Aber sie haben mehr als ein Jahrzehnt der Gewalt hinter sich und eine Menge Propaganda im Kopf.

In der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft brechen sie zu Tausenden auf, um am Ende an der russischen Front zu fallen. Doch die meisten warten ab. Sie denken nicht daran, ihre Sicherheit gegen die Unsicherheit eines im Krieg befindlichen Landes zu tauschen. Eine Zeit lang ist die Geschichte auf ihrer Seite: Die an allen Fronten geschlagenen Italiener entledigen sich ihres Duces und unterzeichnen einen separaten Waffenstillstand mit den Alliierten. Deutsche Truppen besetzen Südtirol, das unter dem Namen Alpenvorland nun direkt durch das Dritte Reich verwaltet wird, obwohl es formal zur Italienischen Sozialrepublik gehört. Bei ihrem Einmarsch in Bozen am 9. September 1943 werden sie mit Gesang und Blumen empfangen.

Tausende Kilometer weiter östlich, bei Leningrad, Stalingrad und Kursk, entscheiden gigantische Schlachten über den weiteren

Kriegsverlauf. Die russische Kriegsmaschine ist auf dem Vormarsch und erreicht nach zwei Jahren erbitterter Gefechte Berlin, um die Reichshauptstadt in eine Geisterstadt zu verwandeln. Im Süden und Westen schreiten inzwischen amerikanische und englische Streitkräfte voran. Über sechshundert harte Tage sollte es dauern, ehe die von den Deutschen verteidigte italienische Halbinsel eingenommen ist.

In Bozen verschwinden die Hakenkreuzfahnen. Niemand spricht mehr von Umsiedlung, und alle beginnen, das Mantra zu wiederholen, das nach dem Krieg überall zu hören ist: Wir haben von nichts gewusst.

Zwischen September und Oktober 1945 kommt es in London zu einer Reihe von Treffen, bei denen ein Friedensplan ausgearbeitet werden soll. Wie bereits 26 Jahre zuvor auf der Pariser Friedenskonferenz wird auch diesmal die Geografie eines halb von sowjetischen Truppen besetzten und halb von den Alliierten Streitkräften befreiten Kontinents neu entworfen. Auch das Schicksal Südtirols steht bei diesem Kopf-an-Kopf-Rennen der beiden Blöcke auf dem Spiel. Und die letzte Entscheidung ist unwiderruflich: Die Grenzen werden nicht verschoben, es bleibt beim Brennerpass als Grenzlinie, und die Provinz gehört weiterhin zu Italien. Niemand ist bereit, Alternativen zu akzeptieren. Alles andere ist Geplänkel.

Die Südtiroler haben den Krieg verloren und sich ausserdem auf die Seite der Bösen geschlagen. Zum Glück haben sie noch ein paar Karten in der Hand. Angefangen bei den sogenannten Dableibern, all jenen, die bei der Option mit Nein gestimmt und sich geweigert haben, ins Deutsche Reich umzusiedeln. Diese werden gegenüber den Siegern zu Garanten und zum Sprachrohr für alle. Dank ihnen kann sich das gesamte Gebiet als ein hoffnungs- und orientierungsloses Heimatland darstellen, das, eingezwängt zwischen Faschismus und Nationalsozialismus, vor eine unmögliche Entscheidung gestellt worden war: bleiben und vernichtet werden oder den Pakt mit dem Teufel unterzeichnen und verschwinden?

Sich als Opfer darzustellen kommt in jenen Nachkriegsjahren, in denen ein verzweifertes Verlangen nach Trost und Versöhnung vorherrscht, allen gelegen.

Kurz nach der Befreiung wird in Bozen die Südtiroler Volkspartei gegründet, die sich von Anfang an dem Kampf um Selbstbestimmung verschreibt. Vergebliche Mühe. Die Regierung in Rom setzt andere Prioritäten. Damals wissen viele Südtiroler nicht einmal, welche Staatsbürgerschaft sie eigentlich haben: Denn im Jahr 1939 haben die Optanten auf die italienische Staatsbürgerschaft verzichtet und erhalten sie mehrere Jahre lang nicht zurück, bleiben also staatenlos.

Am 5. September 1946 unterzeichnen die Minister Alcide De Gasperi und Karl Gruber ein Abkommen, mit dem die Brennergrenze festgeschrieben und ein Autonomiestatut für die Provinz Südtirol vereinbart wird. Die neu gegründete Italienische Republik steht auf der richtigen Seite, obwohl auch Rom nur wenige Jahre zuvor mit den Nationalsozialisten verbündet war. Die neuen Machthaber in Italien wissen, dass sie, um zu überleben, von nun an ohne Diskussion den Vereinigten Staaten Folge leisten müssen. Österreich, das nunmehr bestreitet, Hitler unterstützt zu haben, agiert strategisch: Das kleine, zum Teil noch von sowjetischen Truppen besetzte Alpenland ist ein geografischer Vorposten im Tauziehen zwischen Moskau und Washington.

Schon bald wird deutlich, dass Rom kein Interesse daran hat, das Gruber-De-Gasper-Abkommen korrekt umzusetzen. Die am 1. Januar 1948 in Kraft getretene italienische Verfassung sieht eine Neueinteilung der Regionen vor, bei der Trentino und Südtirol zu einer Einheit zusammengefasst werden. So wird die deutschsprachige Mehrheit Südtirols mit einem Schlag zu einer Minderheit innerhalb einer grösseren, überwiegend von Italienern bewohnten Region. Ein raffinierter Schachzug, könnte man meinen. Wenn nicht ausgerechnet diese Entscheidung Italien ins Chaos stürzen sollte, indem sie nämlich eine Spirale der Gewalt in Gang setzte,

die diplomatischen Beziehungen zwischen Rom und Wien verkomplizierte und – wie wir noch sehen werden – den ersten Knoten in einem gigantischen Netzwerk des Verrats bildete.

«Meine politische Karriere begann mit dem Wahlkampf von 1946, aber ich war in der Tat ein Nachzügler. Damals war ich zwanzig Jahre alt, und mit achtundzwanzig Jahren kam ich 1953 ins Parlament.» Giorgio Napolitano, einstiger italienischer Staatspräsident und Senator auf Lebenszeit, empfängt mich mit der schlichten Höflichkeit eines Amtsträgers in seinem hellen Büro im Palazzo Giustiniani.

Ich bin dort, um mit ihm über die weit zurückliegende Nachkriegszeit zu sprechen, in der alles seinen Anfang nahm. In jenen Jahren war die Aufmerksamkeit des Abgeordneten Napolitano, der in den Reihen der Kommunistischen Partei sass, vor allem auf den sogenannten Mezzogiorno, also auf die wirtschaftlichen und sozialen Probleme Südtaliens gerichtet. Aber selbst wenn er von den Sorgen meiner Heimat kein direktes Zeugnis abgeben kann, so hat er doch immerhin siebzig Jahre politischen Lebens im eigenen Land miterlebt. Und er hat in den entscheidenden Jahren – während des Kalten Krieges, in Zeiten terroristischer Bedrohung und beim Fall der Mauer – die Entwicklung der Linken hautnah miterlebt.

«Mit den Wahlen von 1948 verschwand jegliche Form der Teilhabe nationaler Gruppierungen, sie fiel dem Kalten Krieg zum Opfer», erinnert er sich. «Und ich denke, dass in jener Phase des demokratischen Wiederaufbaus einige grundlegende Entscheidungen lange Zeit unterschätzt wurden. Entscheidungen, die von knapp dem Faschismus entronnenen Regierungen getroffen wurden, wie etwa die einzelnen Autonomieabkommen. Trentino-Südtirol kam dabei eine ganz spezielle Bedeutung zu, da es um die Sicherung unserer Grenzen ging. Das war vielen damals vielleicht nicht in der ganzen Tragweite bewusst.» Es fällt schwer, nach Jahrzehnten des Friedens in den Geist jener Jahre einzutauchen. Der schlimmste Krieg aller Zeiten war soeben beendet worden,

und es war nicht sicher, ob nicht in Kürze ein neuer Konflikt ausbrechen würde. Eine Bedrohung der Grenzen, ein Angriff auf die nationale Einheit waren konkrete Szenarien, die durchaus im Bereich des Möglichen lagen. «Der spezielle Autonomiestatus für Sizilien kam unter dem Druck der separatistischen Bewegung zustande, die aber keinen langen Atem hatte. Sie berief sich auf ein vermeintliches, aber inexistentes Interesse der Amerikaner, Sizilien zu einem neuen Mitglied der Vereinigten Staaten zu machen», berichtet der ehemalige Staatspräsident. «Es handelte sich um eine vor Ort sehr aggressiv agierende und komplexe Bewegung, aber das eigentliche Problem lag in den Regionen Trentino-Südtirol und Friaul-Julisch Venetien, den beiden am weitesten vorgelagerten Teilen des Staatsgebiets. In beiden Regionen, aber insbesondere in ersterer, gab es auch das Thema der verschiedenen Nationalitäten und unterschiedlichen Sprachen.»

Südtirol galt einigen also als Stachel im Fleisch, anderen als eher geringfügiges Problem. Zu Letzteren zählten die Kommunisten, die in jenem Grenzgebiet weniger stark vertreten waren als anderswo, insbesondere innerhalb des Partito Comunista Italiano.

«Ich denke, dass innerhalb des PCI – obwohl sich die Partei durch ein äusserst lebendiges Demokratieverständnis auszeichnete und sie ihr Augenmerk auch auf internationale Belange legte – ein grosses Unverständnis für die Bedeutung der Südtirol-Frage vorherrschte. Die Aufmerksamkeit war auf anderes gerichtet. Auch die amerikanische Haltung wurde niemals zur Diskussion gestellt, das gehörte in den Problembereich, mit dem sich Italien im Rahmen der Friedenskonferenz auseinanderzusetzen hatte.»

Napolitano bezieht sich hier auf die berühmte Rede Alcide De Gasperis vom 10. August 1946. «Während ich vor dieser weltweiten Versammlung das Wort ergreife, fühle ich, dass alles gegen mich ist, ausser Ihre Höflichkeit:⁴ und zwar insbesondere in meiner Rolle als ehemaliger Feind. [...] Laufe ich nicht Gefahr, als engstirniger Geist und Störenfried zu erscheinen, der sich zum

Fürsprecher nationaler Egoismen und unilateraler Interessen macht?»

Nach den Wirren des Krieges wurden in Europa unzählige Gebietsansprüche laut, darunter auch die Forderungen Jugoslawiens nach Triest: «Dieses Thema brannte der öffentlichen Meinung Italiens besonders unter den Nägeln und lenkte die Aufmerksamkeit von Ereignissen ab, die durchaus bedrohlich und auch blutig waren», erklärt der einstige Staatspräsident in Anspielung auf die Anfänge der Gewalt in Südtirol.

Das grösste Augenmerk lag damals auf der Grenze nach Osten. Istrien blieb, angesichts des bis in die 1950er-Jahre andauernden Exodus der Italiener, eine offene Wunde. Und vermutlich schenkte der PCI in jener Zeit den vermeintlichen Invasionsplänen des Warschauer Pakts, von denen die Parteispitze unmöglich nichts wissen konnte, besondere Beachtung. Napolitano antwortet auf meine Frage mit einem lakonischen: «Vermutlich schon.» Jedenfalls war allen klar, dass der Kalte Krieg von einem Moment auf den anderen ein heisser werden konnte. Und die Kommunisten hatten offenbar begriffen, dass die italienische Regierung gemeinsam mit dem amerikanischen Verbündeten ein grosses Interesse daran hatte, die herrschende Spannung zu nutzen, um die Brennergrenze auch militärisch zu sichern. «Es kam sozusagen zu einer Annäherung in Bezug auf die Themen Aufrüstung und regionale Verwaltung. Genauer gesagt in Bezug auf den Rückhalt durch die Staatsorgane und das Militär», bestätigt der ehemalige Staatspräsident und fügt hinzu: «Die Entscheidung für die Autonomie ist vom PCI niemals infrage gestellt worden. Und Magnago und die Südtiroler Volkspartei haben sich im Lauf der Jahre als wichtige Stabilitätsfaktoren erwiesen. Es gab ein gegen Abspaltung und Terror gerichtetes kämpferisches Lager. Die SVP war stets ein Grundpfeiler auch für das demokratische Gleichgewicht in Italien.» In jenen Jahren hätten, so Napolitano, «alle wie auch immer gearteten subversiven Bestrebungen im Inneren, die später in die Strategie der Spannung münden sollten, im Fokus der Auf-

merksamkeit des PCI gestanden». «Die grösste Sorge galt immer noch der Unterwanderung des Staates. Einer Subversion, mit der staatliche Weisungen nicht mehr den demokratischen Repräsentanten unterworfen gewesen wären.» War Südtirol also, wie viele Historiker glauben, ein Experimentierfeld für die sogenannte Strategie der Spannung? Giorgio Napolitano nickt: «Ich denke, dass man das so sagen kann, denn nirgends sonst in Italien lehnte man sich in dieser Weise gegen die Staatsgewalt, die öffentliche Ordnung und jegliche Sicherheitspolitik oder auch lebenswichtige Sicherheitsmassnahmen für die Bevölkerung auf. Dort gab es das grösste Aggressionspotenzial. Ich weiss nicht, inwieweit das bedacht worden ist.»

3

«Italiener, verschwindet!»

Bozen, Februar 1958

Manche, wie Wolfram, ahmen die Kämpfe nach, die sie im Kino in alten amerikanischen Filmen wie *Kid Galahad – Mit harten Fäusten*, *Golden Boy* oder *Der freche Kavalier* gesehen haben und die manchmal noch in den kleinen Kinos in Bozen oder Meran laufen. Die Möchtegern-Kinoboxer springen in den Ring, suchen mit den Blicken imaginäre Zuschauerränge ab und tun so, als würden sie von einer in Wahrheit inexistenten Menge bejubelt. Einige wenige nehmen das Ganze wirklich ernst. Sie hören auf die Ratschläge ihres Trainers Werner, verbessern die Beinarbeit, traktieren stundenlang Sandsäcke mit den Fäusten, stemmen Eisengewichte und steigen dann, ausgerüstet mit alten Lederboxhandschuhen, in den Ring, um das Gelernte unter den wachsamen Augen des Trainers in die Praxis umzusetzen.

Peter war es, der dieses ziemlich versteckte Kellergeschoss entdeckt hat, eine ehemalige Turnhalle, die von den Faschisten in den 1930er-Jahren, als selbst der Sport italienisch zu sein hatte, geschlossen worden war. Trainer Werner ist kurz nach der Befreiung hier aufgetaucht. Die Amerikaner hatten ihn in der Nähe von München gefangengenommen, erzählt er, aber nach ein paar Monaten Lagerhaft wieder freigelassen. In einer solch heiklen Zeit «Italiener zu sein», also auf der Seite der Sieger zu stehen, bedeutete für Männer, die für Deutschland gekämpft hatten, die Rückfahrkarte.

Werner stammt aus dem Bozner Stadtteil Gries. Von Beruf ist er Schreiner, aber er hat sich in den Kopf gesetzt, der alten Halle neues Leben einzuhauchen. Es hat eine Weile gedauert, aber er

hat es geschafft, die nötigen Gelder aufzutreiben. An die Wände hat er Fotografien von Jake LaMotta, Joe Louis und Rocky Marciano – den Stars des amerikanischen Boxkampfesports – gehängt, die er von in Innsbruck stationierten amerikanischen Soldaten bekommen hat. So trainiert er seit fast zehn Jahren junge Männer aus Bozen, die keine Lust haben, gemeinsam mit Italienern Sport zu treiben, auch wenn sie ihnen nur allzu gern mit der Faust eins überziehen würden.

Für Peter zählt vor allem die Schlagkraft. Er weiss, dass er nie flink und wendig genug sein wird, um Schlägen auszuweichen. Abwehr ist nicht seine Sache. Aber er kann sehr gut einstecken. Er lässt die Hiebe auf sich einprasseln und schlägt dann im richtigen Moment zurück. Ein einziger, vernichtender Schlag. Ins Zwerchfell, um den Gegner in die Knie zu zwingen. Oder ein Haken ins Gesicht, um ihn endgültig k. o. zu schlagen.

Max hält den schweren Sandsack fest, er spürt seinen Körper zittern, manchmal verliert er fast das Gleichgewicht. Sein Gesicht ist schweissüberströmt, der Atem kurz, Arme und Rücken schmerzen von Peters heftigen Attacken. Dennoch stachelt er ihn weiter an: «Los, fester!»

Er weiss, dass es nun an ihm ist. Schnell muss er sein, unberechenbar und in der Lage, den Gegner mit einer Salve kurzer Schläge zu überrumpeln. Er setzt alles auf Überraschung, auf stahlharte Muskeln, die sich anspannen wie die Seite eines Bogens. Er wechselt den Angriffswinkel, variiert die Intensität des Schlags, greift den Gegner unerwartet an. Wenn der andere sich von den auf ihn einprasselnden Fausthieben nicht k. o. schlagen lässt, steht es schlecht. Dann bleibt ihm nur noch die Abwehr.

Die kleinen Fenster weit oben sind blind. Es riecht nach Schweiß, Kampferöl und Staub. Ausser den beiden sind rund ein Dutzend junge Burschen beim Training. Auf Anweisung des Trainers bilden sich im Ring immer wieder neue Gegnerpaare. Werner behält seine Schützlinge im Auge, er weiss genau, wer das Zeug hat und

wer nicht. Das Leben hat ihn gelehrt, dass eine Begegnung erst zu Ende ist, wenn der andere am Boden liegt. Vorher ist alles möglich.

Wolfram ist vor dem Training auf die beiden Freunde zugekommen und hat ihnen zugeflüstert. «Wir müssen reden. Wir sehen uns später in der Dusche.» Wolfram ist ein Hitzkopf. Aus wohlhabender Familie wie Max. Leute, die ihr Glück mit dem Land gemacht haben, auf das es alle abgesehen haben, das aber in Wahrheit immer in der Hand derselben Besitzer bleibt.

Es ist ein trüber Tag. Tante Sissi fühlt sich niedergeschlagen. Max wird spät heimkehren, er ist mit seinem Freund Peter losgezogen, um irgendwelche Gespenster mit Fäusten zu attackieren. An diesem Abend kommt sie sich selbst wie ein Gespenst vor.

Sie schiebt den Rollstuhl ans Fenster. Wie viel Kraft es wohl kosten würde, sich hochzuziehen und aufs Fensterbrett zu knien, sich mit den Händen abzustossen und die beiden vertrockneten Stümpfe anzuheben, die ihr anstelle der Beine geblieben sind?

Doch Max würde es das Herz brechen, denkt sie. Wo sollte er wohnen? Im Haus des Vaters?

Sissi schaut aus dem Fenster, und die Erinnerungen kehren zurück. Zu viele Erinnerungen. Sie war 13 Jahre alt, als im Januar 1923 die Nachricht kam, dass die Franzosen das Ruhrgebiet, die reichste Region Deutschlands, besetzt hatten. Von einem Tag auf den anderen war Deutschland um einen Teil seines Staatsgebiets beraubt. Vorwand dafür war die Unfähigkeit der Deutschen, den absurden Reparationsleistungen nachzukommen, die ihnen durch den Versailler Vertrag auferlegt worden waren. Der Krieg war für Deutschland verloren!

Sie stellt das Radio auf einen österreichischen Sender ein, der klassische Musik spielt, und streckt die Hand nach dem Bourbon aus – diesem «feindlichen», von Amerikanern produzierten Getränk, das ihr so gut bekommt.

Die Franzosen hatten sich an den Reichtümern des Ruhrgebiets, vor allem an Kohle und Stahl, bedient. Derweil war die deutsche Wirtschaft zusammengebrochen, die Reichsmark total entwertet.

Wer Ersparnisse zur Seite gepackt hatte, verlor alles, es herrschten Hunger und Elend. Nach wenigen Jahren zog Frankreich sich aus dem Ruhrgebiet zurück, doch inzwischen hatte die Geschichte eine andere Wendung genommen. Deutschland war am Rand seiner Kräfte angelangt und sah nur noch zwei Möglichkeiten: entweder sich der bolschewistischen Tyrannei zu unterwerfen oder erneut einen militärisch starken Staat aufzubauen.

Sissi steckt sich eine Craven «A» an, und der zur Decke steigende Rauch scheint das Profil jenes Mannes nachzuzeichnen, der dem Wink des Schicksals gefolgt war: Adolf Hitler. Der Retter der Deutschen. Aber nicht einmal er hat Südtirol erlösen können oder wollen.

Vielleicht sollte sie Helga rufen, um ein bisschen zu plaudern. Aber die Haushälterin ist eine schlichte, unterwürfige Person, die nicht viel vom Leben weiss. Besser, sie begegnet ihnen allein und erhobenen Hauptes, diesen Schatten der Vergangenheit, die sie immer öfter heimsuchen, sobald der Abend hereinbricht; ein Zeichen dafür, dass bald etwas geschehen wird.

Sie stellt das Radio lauter. Die Nachrichten laufen. Drei Südtiroler Abgeordnete haben einen Gesetzesentwurf ins italienische Parlament eingebracht: Karl Tinzl, Toni Ebner und Otto Guggerberg. Anständige Leute, angesehene Bozner Bürger, vernünftig und verantwortungsbewusst. Sie wissen, dass es ohne Kompromisse keine Lösung gibt, und in dem Text wird gefordert, Bozen als autonome Provinz anzuerkennen.

Tante Sissi drückt verärgert den Zigarettenstummel aus und schaltet das Radio aus. Wo sind die Unabhängigkeitsbestrebungen geblieben? Der Traum von einem vereinten Tirol, von Deutschtum und Ehre? Was diese Leute «Verhandlung» nennen, ist in ihren Augen «Verrat».

«Los, sag, was ist das für ein grossartiges Geheimnis?», fragt Peter an Wolfram gewandt.

In der Dusche herrschen Gedränge und Geschubse, jeder will den

stärksten Warmwasserstrahl ergattern. Seifenschaum rinnt über gestählte Oberkörper und muskulöse Beine. Max geniesst diese Augenblicke, in denen sich Peter, wie ihm scheint, ohne Scham bewundern lässt. Ringsum setzen die Kameraden ihre im Ring begonnenen Kämpfe mit blossen Händen und unter Scherzen und Geschubse fort. Man spricht über Mädchen, über Eroberungen, wie man es anstellen muss und was man schon alles vollbracht hat. Wahre oder erfundene Heldentaten. Max hört nicht mal hin, er hat nur Augen für Peter. Dann versiegt der Wasserstrahl, und die beiden folgen Wolfram in eine Ecke der Umkleide.

«Wir haben beschlossen zu handeln. Ein paar Freunde und ich.»
«Um was geht's denn?», fragt Peter. Aber Max hat schon begriffen und spitzt die Ohren.

«Das Mass ist voll. Die Italiener brauchen eine Lektion.»

«Das ist nichts Neues», entgegnet Max.

«Was ist? Hast du Angst?»

«Hab ich gesagt, dass ich Angst habe?» Max richtet sich zu voller Grösse auf, zum Angriff bereit. «Aber ich muss schliesslich nicht tun, was du sagst. Was sind das überhaupt für *Freunde*?» «Ein paar Jungs vom Training. Ein paar Schulkameraden ...» Wolfram bleibt im Unbestimmten.

«Worum genau geht es denn?» Peter ist pragmatisch, er will nicht, dass Max Streit anfängt.

«Um eine Aktion im italienischen Viertel.»

«Darum, *Italiener, haut ab!* an die Wände zu schmieren und dann mit eingezogenem Schwanz das Weite zu suchen?», erwidert Max prompt mit einem Grinsen.

«Hör mal! Wenn's dir nicht passt, kannst du auch daheimbleiben. Und am Waltherplatz aus dem Fenster schauen!»

«Kommt schon», schaltet sich Peter ein. «Wolfram hat recht», sagt er an Max gewandt, «es muss etwas geschehen.»

Sein Freund sieht ihn an und würde am liebsten antworten, dass all das nur Spielerei ist und dass sie keine kleinen Kinder mehr sind. Doch dann denkt er an die Nacht, an das Abenteuer, daran,

dass Peter dann bei ihm, in Tante Sissis Wohnung, übernachten wird.

Schade nur, dass sie mit einem wie Wolfram gemeinsame Sache machen müssen. Der hat eine Figur wie ein Holzfäller, und Max findet ihn grobschlächtig.

«Danach gehen wir Mädels aufreissen», fügt Wolfram hinzu und erwidert das höhnische Grinsen des anderen.

«Wann soll es losgehen?», fragt Max und tut so, als habe er die Anspielung überhört.

«Ich halte euch auf dem Laufenden. Das Material steht schon bereit. Wir müssen nur noch den Fluss überqueren.»

«Du kannst auf uns zählen», versichert Peter, dessen Augen beim blossen Gedanken an die Aktion zu leuchten beginnen.

Max schüttelt den Kopf. Er würde alles für den Freund tun, doch manchmal versteht er ihn nicht. Ist ihm eigentlich klar, dass jede Handlung ihre Konsequenzen hat? Auch Entscheidungen, auch Worte. Die hasserfüllten ebenso wie die liebevollen. Die ausgesprochenen wie die unausgesprochenen.

Max und Peter stampfen mit den Füßen, um sich in der beissenden Kälte des Februarmorgens zu wärmen. Gemeinsam mit anderen Kameraden stehen sie in einer Reihe auf dem Vorplatz des Bozner Doms und warten auf den Beginn der Schulmesse. Bläuliches Morgenlicht leuchtet von den verschneiten Bergen herab. In den Cafés am anderen Ende des Platzes servieren Kellner mit weissen Schürzen Tee und heisse Schokolade.

Max deutet in ihre Richtung: «Dort müsste man sein.»

Vor dem Domportal hat sich, unter den wachsamen Augen der Lehrer, die den Schülern nach der Messe einen freien Vormittag in Aussicht gestellt haben, ein kleines Grüppchen gebildet. Ausser zahlreichen Gläubigen sind auch andere Schulklassen aus verschiedenen Konfessionsschulen der Stadt erschienen.

«Meinst du, Klara kommt auch?», fragt Peter und lächelt.

«Woher soll ich das wissen. Aber wieso rufst du sie nicht einfach an?», erwidert Max.

«Ich habe nicht nach ihrer Nummer gefragt.»

«Nummern kann man rausfinden.» Max wendet sich abrupt um und steuert auf den Eingang zu. «Aber dir ist immer alles nicht wichtig genug», murmelt er so leise, dass es niemand hört. Die jungen Leute queren gesittet das hohe Kirchenschiff und nehmen in den Bänken Platz. Verhaltenes Kichern, hier und dort ein Ellenbogenstoss, bis schliesslich unter den strengen Blicken des Priesters Ruhe einkehrt. Unauffällig zieht Max seine Leica unterm Mantel hervor. Mit ein bisschen Glück wird er seine Gesichtersammlung um ein paar Trophäen bereichern.

Die Orgel setzt ein, und die Musik nötigt alle zu einem Moment der inneren Einkehr. Selbst Max, der schon eine ganze Weile nicht mehr an Gott glaubt, überkommt beim Hören dieser traurigen, kraftvollen Klänge ein unerklärliches Gefühl der Demut. Peter, neben ihm, sieht sich um, hält Ausschau nach Klara.

Dann wird es still, und die Stimme des Priesters hallt laut unter dem Kirchengewölbe.

«Brüder und Schwestern, wir sind zum Gebet versammelt, um eines Mannes zu gedenken, dessen Mut und Glaubensstärke Licht in ein dunkles Kapitel der Menschheitsgeschichte gebracht haben. Wir sind hier, um an Josef Mayr-Nusser zu erinnern und in unseren düsteren Zeiten das Licht seines Glaubens anzurufen ...»

Unter den älteren Gläubigen, die der Messe beiwohnen, sind einige peinlich berührt. Josef Mayr-Nusser, ein glühender Katholik, hatte sich geweigert, den Nationalsozialisten die Treue zu schwören, und war deshalb am 24. Februar 1945 an Bord eines Viehtransporters auf dem Weg nach Dachau gestorben. Es ist nicht so leicht, sich diese Dinge ins Gedächtnis zu rufen und dabei ein ruhiges Gewissen zu behalten. Ohne dass jemand etwas bemerkt, macht Max seine Leica einsatzbereit. Was geht hinter diesen ersten Gesichtern, hinter den zu Boden gesenkten Blicken vor? Wer Bescheid weiss, ist nie zurückgekehrt, und wer geblieben ist, der hat es vorgezogen zu vergessen.

Er spürt Peters Ellenbogen in seiner Seite und wendet sich zu ihm um, verfolgt den Blick des Freundes, der auf eine Bank weiter vorn auf der anderen Seite des Kirchenschiffs geheftet ist. Klara ist also doch gekommen. Zur Feier des Tages trägt sie ein blaues Hütchen, das das üppige Blondhaar nur mit Mühe bedeckt. Sie dreht sich um, deutet ein Lächeln an, winkt den beiden Freunden unauffällig zu. Max schiesst ein Foto von ihr. Nach der Messe würde Peter gern noch bleiben, doch der strenge Blick einer der Französischlehrer ruft ihn zur Ordnung. Max hat den Fotoapparat wieder versteckt, aber ein Mann mit Hut in der Hand streift ihn am Arm und kommentiert: «Schöner Apparat. Hoffentlich hast du die richtige Blende und Verschlusszeit gewählt. In der Kirche herrscht wenig Licht.» Max spürt, wie er errötet, fühlt sich er-
tappt.

«Ja, ich glaub schon», antwortet er und würde sich gern rechtfertigen, erklären, dass er nichts Böses getan hat. Aber der Mann wirkt gar nicht verärgert. Wer er wohl ist? Er dürfte noch keine vierzig sein, und dennoch scheinen seine Augen wie in ferner Vergangenheit verloren.

Peter puzt den Freund am Ärmel. Er brennt darauf, sich Klara zu nähern.

Der Mann bemerkt die Geste mit einem leichten Lächeln, dann reicht er Max die Hand und setzt den Hut auf. «Karl», stellt er sich vor. «Ich habe ein Fotogeschäft in den Lauben!» Peter lässt nicht locker: «Los, sie verschwindet gerade!» Karl bleibt weiterhin Max zugewandt, der den Mund nicht aufbekommt, als würde ihn etwas magisch in den Bann schlagen: «Ich mag den Dom gern und komme oft her», fährt Karl fort, und aus irgendeinem Grund scheint in diesem unschuldigen Satz ein Verhängnis verborgen zu liegen. «Ich bin neugierig, zu sehen, was für Fotos du gemacht hast. Warum kommst du nicht zu mir, um sie selbst zu entwickeln?» Er reicht ihm eine Visitenkarte, dreht sich auf dem Absatz um, ohne eine Antwort abzuwarten, und steuert leicht hinkend auf die Bar des Hotel Greif zu.

Max wendet sich zu Peter um, der seinen Arm inzwischen losgelassen hat und niedergeschlagen in eine andere Richtung schaut.

«Und wo ist deine Angebetete hin?», fragt er, bereits zu spät. «Sie ist schon gegangen. Hast du etwa geglaubt, die wartet auf uns?», erwidert Peter barsch. «Wieso hast du dich eigentlich so lange mit diesem Kerl unterhalten?»

Max will ihn beschwichtigen, ihm sagen, dass er Klara für ihn aufspüren wird und dass er ein kostbares Foto von ihr geschossen hat, als plötzlich Wolfram auftaucht.

«Wie sieht's aus heute Abend? Sei ihr dabei? Oder habt ihr Angst?»

Doch Peter ist schon im Laufschrift davongeeilt. Seine Entscheidung kam zwar spät, aber sie ist gefallen. Typisch Peter, denkt Max.

«Klar kommen wir», antwortet er eilig. «Wo? Und wann?», fragt er noch, bevor er sich an die Verfolgung des Freundes macht. Die Antwort geht fast im Kreischen einer vorbeifahrenden Strassenbahn unter.

Peter rennt mit grossen Schritten an den grünen Waggon vorbei, dicht gefolgt von Max. Die Räder quietschen auf den Gleisen. Mit einem letzten Schwung klammern sich die beiden an den Handgriffen fest und schieben die Tür auf. Keuchend bleiben sie vor Klara stehen, die am Fenster sitzt.

«All das mir zu Ehren?», lächelt sie. «Das ist zu viel des Guten!»
«Ich konnte dich nicht einfach so gehenlassen», erklärt Peter nach Atem ringend.

«Was meinst du denn mit einfach so?», fragt Klara amüsiert.
«Wollen wir beim nächsten Halt aussteigen und in der Konditorei Hofer eine Schokolade trinken?», schlägt Max vor, um seinem Freund aus der Verlegenheit zu helfen.

Keine halbe Stunde später sitzen die drei wie alte Freunde mit ihren heissen Getränken beieinander. «Seit wann bist du in Bozen?», fragt Max.

Sie ist wirklich hübsch, denkt er, daran gibt es nichts zu rütteln. Peter bringt natürlich kein Wort hervor.

«Wir sind letztes Jahr umgezogen.»

«Und was macht dein Vater?»

«Er ist Geschäftsmann», antwortet sie. «Er verkauft Landmaschinen.»

«Gehst du mit einem?», fragt Max.

«Was stellst du denn für Fragen?» Es ist nicht Klara, sondern Peter, der ihn errötend unterbricht. «Das hört sich an wie ein Verhör ...»

Die junge Frau geht nüchtern zum Gegenangriff über: «Und ihr beide? Was habt ihr da mit eurem Freund auf dem Domplatz ausgeheckt?»

Die beiden wechseln einen Blick.

«Nichts Besonderes», erwidert Max.

Klara mustert ihn und wird ernst. «Auf eure Geheimniskrämereien habe ich keine Lust», erklärt sie, und ihre skeptische Miene lässt sie auf einen Schlag älter wirken.

Max und Peter warten reglos am Ende der Talferbrücke. Die Kälte rechtfertigt ihre bis über die Ohren gezogenen Wollmützen, die um die Nasen geschlungenen Schals und die gefütterten Lederhandschuhe. Sie tragen bequeme Schuhe, für den Fall, dass sie flüchten müssen. Die Pinsel und die roten und weissen Farbdosen in ihren Rucksäcken sind das Einzige, was sie verraten könnte.

Ziel ist ein im Bau befindliches Gebäude am Mazziniplatz, auf der anderen Seite des Flusses. Der Auftrag lautet, eine grosse Inschrift auf einem der dortigen Bauzäune zu hinterlassen.

Ein kurzes Hupen lässt sie auffahren. Ein VW-Käfer nähert sich, hält, und Wolfram steigt aus, um sie hinten einsteigen zu lassen. Am Steuer sitzt sein älterer Bruder Hans, der den Plan ausgeheckt hat. «Hallo», grüsst er kurz.

Max zwingt sich in den Wagen und runzelt die Stirn: Werden sie im Fall einer Flucht alle vier schnell genug einsteigen können?

Aber er will dem Freund den Abend nicht verderben. «Etwas tun», nichts infrage stellen und Klara von der Heldentat erzählen können.

Ein Polizeiwachposten am Fuss des Siegerdenkmals ruft den vier Helden ins Gedächtnis, dass mit den Italienern nicht zu spassen ist. Seit es zu Bombenanschlägen kommt, werden symbolträchtige Orte von Sicherheitskräften bewacht, und jede Nacht ziehen Patrouillen durch Bozen.

«Das Ding da müsste man in die Luft sprengen», murmelt Hans unter seinem dichten Bart.

«Du sagst es», bekräftigt Max. Das wäre was anderes als irgendwelche Parolen auf Mauern oder sonstige Kindereien. Er sieht sich um, während sie das weisse Marmortor mit der provokanten Inschrift hinter sich lassen, in der es heisst, die Italiener seien gekommen, um die Fremden zu «erziehen». Es ist bloss das Relikt eines vergangenen Regimes, denkt er. Völker kommen und gehen, nur die Berge bleiben.

Zwischen Wolframs Füßen sieht er zwei Eimer und zwei Malerrollen.

«Von wem ist das Auto?», fragt er und versucht, das Motorengeräusch zu übertönen.

«Von meinem Vater, aber er weiss nicht, dass ich es genommen habe», erwidert der junge Mann hinterm Steuer, ohne sich umzudrehen.

«Das Nummernschild der Familie also. Sehr freundlich von dir, der Polizei die Arbeit zu erleichtern», murmelt Max. Das ganze Unternehmen behagt ihm immer weniger. Aber jetzt ist es zu spät. Der Volkswagen ist ungehindert die um diese Uhrzeit wie verlassene wirkende Freiheitsstrasse hinaufgefahren, ist dann links abgebogen und hat gegen die Fahrtrichtung in der Mazzinistrasse geparkt. Auf der gegenüberliegenden Seite steht der von einem Zaun umschlossene Rohbau.

Wolframs Bruder wendet sich um. «Los, raus mit euch! Ich wende derweil das Auto und warte mit laufendem Motor hier.»

«Du kommst nicht mit?», fragt Max ungläubig.

«Irgendjemand muss schliesslich fahren! Macht schon, steigt aus.» Die kleine Truppe schnappt sich Pinsel und Farbe.

«Also, was wollen wir schreiben?», fragt Peter, während sie eilig die Strasse überqueren.

«*Weg mit den Italienern!*», schlägt Wolfram vor und zieht den Deckel von einer der Dosen.

«Und warum nicht *Es lebe das freie Tirol*, wo wir doch rote und weisse Farbe haben?» Max greift nach einem der Pinsel.

Hinter ihnen hat der Volkswagen gewendet und parkt am Gehweg.

«Beeilt euch!», knurrt Hans und lässt den Motor aufheulen.

«Mach am besten noch mehr Lärm!», antwortet Max. Als er aufschaut, wird sein Blick von einem Schild angezogen. Im Halbdunkel gelingt es ihm, eine Aufschrift zu entziffern, die ihn aufschrecken lässt: NEUER STANDORT DER RAI. Verdammt, es ist gar kein normales Wohnhaus, sondern ein öffentliches Gebäude.

Eine Trillerpfeife ertönt, gleich darauf schalten zwei etwa hundert Meter weit entfernt an der Ecke zur Freiheitsstrasse parkende Alfa Romeos das Blaulicht und die Scheinwerfer ein. Ein blendender Lichtstrahl trifft sie.

«He! Da vorne! Keine Bewegung!», brüllt ein Polizist, die Maschinenpistole über der Schulter. Zwei weitere Polizisten eilen mit Taschenlampen herbei.

Die drei flüchten zum Volkswagen. Wolfram vorneweg. Er springt hinein, auf den Beifahrersitz. Unmöglich für die beiden anderen, ebenfalls einzusteigen, denn Hans fährt mit Vollgas los. Und jetzt?

«Scheisse! Die schiessen», zischt Peter.

«Los», ruft Max. «Lauf!»

Der Freund folgt ihm wortlos.

«Idioten!», schimpft er, während er dem davonfahrenden und von der Polizei verfolgten VW-Käfer hinterherschaut. Dann konzen-

triert er sich aufs Laufen, fällt in gleichförmigen Rhythmus und spürt eine Art Hochgefühl in sich aufsteigen.

«Hier lang», befiehlt Max neben ihm. Er hat sich seinem Schritt angepasst, obwohl er gern schneller laufen würde. Niemand kann Max schlagen, wenn es ums Tempo geht. Vermutlich nicht einmal die Polizei.

Sie biegen nach links in eine kleine Strasse ab, dann wieder nach rechts.

«Wir müssen es zur Drususbrücke schaffen», keucht Max. «Ab da sind wir in Sicherheit.» Er hat recht: Jenseits des Flusses werden die Polizisten sich geschlagen geben. Sie wissen, dass es den jungen Vandalen dort selbst um diese nächtliche Stunde ein Leichtes sein wird, hinter irgendeiner freundlich gesinnten Tür zu verschwinden. Den Volkswagen werden sie dafür sicher schon eingeholt haben. Pech für die anderen.

Sie kreuzen die Venedigerstrasse, der Fluss liegt nun ganz in der Nähe.

«Wir haben's gleich geschafft», ruft Max und beschleunigt. Peters Stirn ist schweissüberströmt, die Augen brennen. Er nimmt Mütze und Schal ab.

«Ich kann nicht mehr, lauf du vor», keucht er.

«Den Teufel werde ich tun», antwortet der Freund.

Mit wild pochenden Herzen erreichen sie das Ende der Zarasstrasse. Hier führen Treppen hinauf, die Polizeiautos können sie nicht weiter verfolgen. Sie nehmen immer zwei Stufen auf einmal, passieren das Flussufer. Noch ein paar Meter, dann biegen sie keuchend nach links auf die Brücke ein. Blaulicht und Sirenen sind längst in weiter Ferne. Sie sind fast in Sicherheit. Noch ein paar Schritte, dann haben sie die Dantestrasse erreicht. Die beiden Freunde stürzen sich in ein dunkles Gärtchen und lassen sich in den Schnee fallen. Erschöpft, in Sicherheit, erregt und glücklich.

Ein Prost auf die Geschichte

Innsbruck, Juli 1958

Hell und wie leergefegt liegt die Strasse da. In Richtung Norden. Hinterm Steuer sitzt Franz, Klaras Vater, ein begeisterter Autofahrer, der gerade seine erste Fahrt in dem neuen Mercedes-Benz 220, dem flottesten Modell auf dem Markt, unternimmt. Die Familie ist zeitig aufgebrochen, um die morgendliche Frische dieses Julitages auszunutzen. Klara hat es sich auf der Rückbank bequem gemacht, sie fühlt sich geborgen und freut sich, dass Ferien sind. Sie kann es kaum erwarten, ihr Haus in Innsbruck wiederzusehen. Mit zurückgelehntem Kopf betrachtet sie die vorbeiziehende Landschaft.

Das Grün und Blau, die blendenden Lichtreflexe. «Alles in Ordnung, Liebbling? Du hast nicht viel geschlafen heute Nacht», sagt Rosa, ihre Mutter, mit sanfter Stimme.

«Nein ... nicht viel.»

«Bei wem habt ihr noch mal gefeiert? Du hattest es schon erzählt, aber ich habe es vergessen.»

«Bei Max Gasser, du kennst ihn. Er war schon bei uns, zusammen mit seinem Freund Peter. Sein Vater hat grosse Ländereien in der Gegend um Montan.»

«Den Kurt, den kenne ich. Der ist auf Zack», mischt sich Klaras Vater ein.

«Du meinst, er kauft dir deine Landwirtschaftsmaschinen ab?», erwidert die Tochter lachend, aber er bleibt ernst.

«Wir machen gemeinsame Geschäfte», antwortet er. «Die macht er mit allen. Ihn interessiert nur Geld, und er versteht sich gut aufs Geldverdienen. Die Familie von deinem Max gehört zu den wohlhabendsten der ganzen Provinz.»

«Und gefällt dir der Max?» Rosa hat einen hoffnungsvollen Ton, es kommt ihr so seltsam vor, dass Klara sich niemals in jemanden verguckt. Ganz der Vater, diese stets so ernste Tochter.

«Er ist ein ... seltsamer Kerl», beginnt sie zögernd, beschliesst dann jedoch, es ihnen zu sagen. Sie hat keine Geheimnisse vor den Eltern, und ihr brennt schon lange eine Frage unter den Nägeln. «Diesen Winter haben Max und sein Freund eine Aktion im italienischen Viertel unternommen.»

«Was für eine Art Aktion?», fragt Franz.

«Nichts Ernstes. Sie wollten was auf eine Mauer schreiben. *Weg mit den Italienern*, das übliche Zeug.»

«Klingt, als wäre ihnen das nicht gelungen.»

«Nein, die Polizei ist gekommen. Ihre Kumpel haben sie im Stich gelassen und sind mit dem Auto abgehauen, aber es wurde angehalten.»

«Und deine Freunde?»

«Sie haben die Verfolger abgehängt und sind entkommen. Haben sich nicht gerade mit Ruhm bekleckert, wie mir scheint.» Klara klingt skeptisch.

«Und?», fragt ihr Vater.

«Und was?» Sie beugt sich vor.

«Warum erzählst du mir diese Geschichte?» Sein Blick und der seiner Tochter kreuzen sich im Rückspiegel. «Die Sache ist Monate her. Haben deine Freunde Probleme bekommen?» «Keiner hat sie erkannt. Aber ich frage mich ...» Klara zögert. «Ob ihre Kumpel wohl ihre Namen verraten haben? Die Polizei hat sicher danach gefragt.»

«Sie haben sie bestimmt verraten», nickt Franz. «Man wird sie im Blick behalten, aber es besteht keine Gefahr für sie. War es das, was du wissen wolltest?»

Klara lächelt beruhigt. Ihr Vater weiss immer alles. Er weiss immer, was zu tun ist.

«Aber halt du dich da raus», mahnt Franz. «Keine ‚Aktionen‘ mit dir, verstanden?»

«Glaubst du im Ernst, ich würde mich auf solche Dummheiten einlassen?», protestiert sie.

«Man lässt sich zu den merkwürdigsten Sachen hinreissen, wenn einem ein junger Bursche gefällt», wirft Rosa ein.

«Max gefällt mir nicht! Und ausserdem glaube ich, dass er sich nicht besonders für Mädchen interessiert», gibt Klara vorsichtig zu bedenken. Sie ist froh, das Thema zu wechseln, denn ihre Mutter macht sich immer gleich Sorgen, wenn etwas in einer Situation nicht ganz klar ist, und es fehlt nur noch, dass sie ihr den Umgang mit den beiden neuen Freunden verbietet. «Peter ist dagegen total in mich verknallt!», lenkt sie das Gespräch in etwas leichteres Fahrwasser. «Wenn wir zusammen sind, bekommt er kaum den Mund auf.»

«Und was macht Peter?», forscht die Mutter.

Klara lacht laut auf. «Willst du wissen, ob er eine gute Partie ist? Mach dir keine Hoffnungen, Mama!» Dann legt sie den Eltern je eine Hand auf die Schulter. «Ich freue mich, heimzukehren.»

Keiner der beiden antwortet. Für sie ist es anders. In ihren Herzen ist Innsbruck mit der Erinnerung an unsagbares Leid verknüpft. Eine noch immer blutende Wunde, die auch die Geburt ihrer Tochter nicht zu schliessen vermocht hat. Klara hat es erst vor Kurzem herausgefunden, und sie hat sich zwar vorgenommen, nach Hall zu gehen, um alles besser zu begreifen. Aber bisher hat sie nicht den Mut aufgebracht, sie fühlt sich noch nicht bereit.

«Im September musst du dich zwischen Peter und Max entscheiden», fasst die Mutter lächelnd zusammen, um den leisen Anflug von Traurigkeit zu vertreiben.

«Oder ich nehme keinen von beiden», erwidert Klara.

«Es kommt darauf an, mit Vernunft zu wählen», murmelt Franz. Seine Frau streckt ihre Hand aus und berührt die seine.

Es ist Rosas Idee gewesen, zunächst die Amerikaner allein den Unabhängigkeitstag am 4. Juli begehen zu lassen und dann am Tag darauf, einem Samstag, ein Fest zu organisieren. Und trotz der Zecherei am Vorabend sind alle der Einladung des Paares gefolgt.

In einer Ecke des Gartens sorgt ein kleines Jazzensemble für Begleitmusik, während die Gäste einen Aperitif geniessen. Unter einem Zeltdach sind Tische angeordnet, an denen Kellner mit weissen Handschuhen die Hauptspeisen servieren werden. Rosa sieht wunderhübsch aus in ihrem hellblauen Leinenkleid mit der zarten Stola über der hellen Haut der Schultern. Klara ist aufgeregt, ohne zu wissen, weshalb. Schon von klein auf begleitet sie die Eltern zu jeder Art gesellschaftlicher Anlässe, seien es Botschaftsempfänge oder wichtige Abendessen. Vielleicht liegt es daran, dass sie ein Jahr in Bozen im «Exil» verbracht hat, dass ihr dieser Abend so besonders vorkommt. Fast wie ein gesellschaftliches Debüt.

Sie verspürt keinen Hunger. Mit einem Champagnerglas in der Hand bewegt sie sich unter den Gästen, tauscht hier und dort ein paar Worte oder unterhält sich mit einem verloren wirkenden Gast.

Ihre Mutter hat sie genauestens über die Pflichten einer Hausherrin belehrt. Ihr kommt es vor, als habe sich die ganze Welt in ihrer Villa in Hötting versammelt, sie hört Deutsch, Französisch und vor allem Englisch. «Feuererprobte Freunde», wie Franz sie nennt: aus den Zeiten in der Schweiz, in Bern, den Kriegsjahren. Und auch neue Gesichter, die man bei der Rückkehr nach Kriegsende kennengelernt hat, als Klara sechs Jahre alt war: neu, aber vertrauenswürdig.

Sie nähert sich ihrem Vater, der mit zwei Herren in hellen Anzügen ins Gespräch vertieft ist. Sie hat die beiden aus einem Wagen der amerikanischen Botschaft aussteigen sehen, vermutlich sind es Diplomaten aus Wien. Bei ihnen steht ein junger Mann, der sich, als er sie sieht, von der Gruppe löst und ihr die Hand reicht.

«Sie sind gewiss Fräulein Klara, von der ich schon so viel gehört habe, die Tochter von Franz.»

Die junge Frau wirft einen Blick auf die drei Männer, die sich weiter leise unterhalten. «Hat mein Vater Sie angewiesen, mich mit Beschlag zu belegen?», fragt sie den jungen Mann und lächelt ihn an.

«Aber nein, warum sagen Sie so etwas?». Er schlägt in komisch preussischer Manier die Hacken zusammen. «Konrad Felsberger mein Name, zu Ihren Diensten. Darf ich Sie von dieser langweiligen Gesellschaft befreien?», fügt er, auf die beiden Diplomaten deutend, hinzu.

«Ich finde sie keineswegs langweilig», erwidert Klara trocken. «Dann befreien Sie mich, ich bitte Sie darum! Denn ich finde sie äusserst langweilig.»

Sie kann nicht anders, als zu lächeln. Mag dieser Konrad auch ein wenig frivol sein, so sieht er doch wirklich gut aus. Er scheint so um die zwanzig zu sein, mit kurz geschorenem Blondhaar und tiefgrünen Augen, die sie voller Bewunderung anschauen. Sein Kinn unter dem fein geschwungenen Mund ist wenig ausgeprägt. Als würde es sich nicht vorwagen.

«Und was treiben Sie so, Konrad?», fragt Klara und nimmt ihm das Glas ab.

«Ich arbeite im Auswärtigen Amt.»

«Als Diplomat?»

«So ähnlich. Ich bin politischer Berater im Ministerium.» «Und weshalb hat mein Vater Sie angewiesen ... mich zu unterhalten? «Welch absonderliche Vorstellung.» Trotz seines Lächelns liegt diesmal etwas Hartes in seiner Antwort. Als ärgere er sich, von einer Sechzehnjährigen auf den Arm genommen zu werden. «Ich brauche keine Anweisungen, um der schönsten Frau des ganzen Festes etwas zu trinken anzubieten.»

Hübscher Kerl, schlechter Lügner, denkt sie. Wie er sich wohl als Berater macht? Sie versucht es mit Offenheit. «Kommen Sie schon, seien Sie ehrlich ... Ich bräuchte ja nur meinen Vater zu

fragen, er würde es mir sagen. Er hat nur gerade keine Zeit.» Sie schenkt ihm einen schmeichelnden Blick. «Zwischen Freunden sollte es keine Geheimnisse geben.»

Konrad überlegt einen Augenblick, dann tritt er näher und legt eine Hand auf die Haut ihres Arms. Es ist eine elegante, gepflegte Hand, und Klara entzieht sich ihr nicht.

«Die beiden Gentlemen, mit denen sich Ihr Vater unterhält, kommen aus Washington. Die beiden sind Allen Dulles, dem Chef der CIA, wohlbekannt, und sie müssen ... ein paar informelle Gespräche führen, um einiges zu organisieren», erklärt er. «Aber fragen Sie nicht weiter, sonst bekomme ich Schwierigkeiten.»

Spielt er den Geheimnisvollen, um Eindruck zu schinden, oder darf er wirklich nicht darüber reden?, fragt sie sich unwillkürlich. Die Hand auf ihrem Arm verursacht ihr ein leichtes Schwindelgefühl, vielleicht liegt es aber auch am Champagner auf nüchternen Magen.

«Kommen Sie!» Konrad führt sie in eine Ecke des Gartens, wo ein Mann im Kreis einer grösseren Gruppe mit lauter Stimme etwas auf Deutsch erläutert und offenbar all seine Zuhörer in den Bann schlägt.

«Das ist Fritz Molden», raunt Konrad ihr ins Ohr. «Wenn Sie Ihre Freunde in Bozen beeindrucken wollen, müssen Sie erzählen, dass Sie ihm begegnet sind. Er war unter Gruber Sekretär im Ausenministerium, in der Zeit, als das berühmte Abkommen unterzeichnet wurde.»

Was weiss er schon von Bozen und den Leuten, mit denen sie verkehrt? Aber sei es drum.

Klaras Aufmerksamkeit richtet sich auf den hochgewachsenen Mann, von dem ihr Vater erzählt hat, dem sie jedoch noch nie persönlich begegnet ist. Molden war jahrelang einer von Dulles' Männern in Europa, er hat sogar dessen Tochter geheiratet, obwohl sie sich bereits ein paar Jahre später wieder getrennt haben. Offenbar hat ihm der CIA-Chef das nicht übelgenommen,

denn er hat ihm erst kürzlich die finanziellen Mittel verschafft, um eine ganze Verlagsgruppe zu übernehmen.

Als habe er Klaras beharrlichen Blick gespürt, richtet Molden die hellen ernsten Augen auf sie. Nur für einen Augenblick, doch sein Charisma ist überwältigend. Es gibt Menschen, die machen Geschichte, anstatt sie nur zu erleben, denkt die junge Frau, und es kommt ihr wie eine Offenbarung vor. Diesmal wird sie tatsächlich von Schwindel ergriffen, sie muss sich an Konrads Schulter lehnen.

«Alles in Ordnung?», fragt er.

«Alles bestens. Was macht Molden?»

«Wie meinen Sie das? Er ist Verleger.»

Sie sieht ihn ungeduldig an. «Konrad, ich meine: Was macht er *wirklich*?»

Sorgfältig sucht er nach den passenden Worten. «Er sorgt dafür, dass die Kommunisten den Krieg verlieren.» «Welchen Krieg?»

«Den nächsten.»

Der Kalte Krieg erreicht Südtirol

Wer war Dennison Rusinow? Der junge Amerikaner erscheint 1958, wenige Monate nach Silvius Magnagos Rede von Sigmundskron, auf der Bildfläche. Er stammt aus Florida, ist 28 Jahre alt, und bei seiner Ankunft taucht er in die Geschichte und Politik eines zur damaligen Zeit höchst brisanten Gebietes ein. Es geht um Österreich, Italien und das von Tito regierte Jugoslawien. Rusinow verfolgt ein ehrgeiziges Programm: Er berichtet über diese durch Europa verlaufende Grenze, während die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit den Fokus auf andere Regionen legt. Zum Beispiel auf Südostasien, wo vor nicht allzu langer Zeit der Koreakrieg beendet wurde, allerdings ohne Friedensschluss. Oder auf Indochina, wo die Amerikaner sich anschicken, den Platz der Franzosen in den vietnamesischen Sümpfen zu übernehmen.

Rusinow ist im Auftrag einer US-Organisation mit Sitz in New York, dem Institute of Current World Affairs, nach Wien gekommen. Das seit 1925 tätige private Studienzentrums schickt «Studenten» mit dem Auftrag ins Ausland, über die Situation in dem jeweils zugewiesenen Land Bericht zu erstatten. In seinem Zuständigkeitsbereich wird er von 1958 bis 1983 zu einem der weltweit grössten Jugoslawienexperten avancieren. Unter anderem erscheint von ihm damals eine Untersuchung über die österreichisch-italienischen Beziehungen zwischen 1919 und 1945. Doch das ist es nicht, was mich an ihm interessiert. Dennison Rusinow, den ich mir als einen Mann voller Energie und Optimismus vorstelle, hat Hunderte von Seiten über Südtirol geschrieben. Auf der Schreibmaschine getippte Berichte, die er in

regelmässigen Abständen an den Direktor des Institute of Current World Affairs schickte. Das erste Schreiben aus meiner Heimat, das in Bozen zur Post ging, ist auf den 22. Juni 1959 datiert. Es beginnt mit den Worten: «Was also ist ein Name? Aus meinem Fenster sehe ich eine der zauberhaftesten Landschaften, die ich je zu Gesicht bekommen habe [...] Ich habe mindestens fünf verschiedene Bezeichnungen dieser Gegend kennengelernt, und ich weiss, dass ich aufpassen muss, den richtigen zu verwenden, je nachdem mit wem ich gerade rede!» So ist es ... «Südtirol», «Alto Adige» oder «Provinz Bozen»: Namen sind hier nicht unschuldig. Verwendet man den falschen, erntet man schnell «einen argwöhnischen Blick der besagt: ‚Ah, du stehst also auf der falschen Seite!‘»

Rusinow reist hin und her. Er nimmt an Kirchweihfesten, Feiern mit Landwirten, Unterredungen mit Politikern teil und berichtet darüber. Er trifft sich mit allen Grössen: Friedl Volgger, Silvius Magnago, Toni Ebner ... Anfangs beschreibt er eine explosive Lage, die zu einer gewaltsamen Revolution führen könnte, ähnlich jener, mit der die Briten Ende der 1950er-Jahre aus Zypern vertrieben wurden. Doch schon bald wird sein Ton entspannter. In einem Schreiben vom 9. Juli 1959 erkennt er an: «Die Weltordnung sieht vor, dass Südtirol innerhalb der Grenzen Italiens verbleibt. Und die öffentliche Meinung in Italien wird niemals zustimmen, einen Sonderstatus zu gewähren. Die 240'000 deutschsprachigen Bewohner Südtirols haben keinerlei Einfluss auf die Weltordnung, und ihre mögliche Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Italien, sei es mit friedlichen Mitteln oder mit Gewalt, ist zu begrenzt, um ernsthaft in Betracht gezogen zu werden.»

Diese Mitteilung ist das Fazit eines Sommers, den er mit Recherchen verbrachte. Rusinow hat die Probleme untersucht, die im Zusammenhang mit der Zuweisung von Sozialwohnungen, der Frage des Zugangs zu öffentlichen Ämtern, mit der Industrialisierung einer fest in bäuerlichen Traditionen verhafteten Provinz und den Spannungen zwischen der in die Städte abgewanderten Be-

völkerung und den Landbewohnern aufkamen. In seinen Augen ist die Südtirol-Frage eher kultureller, wirtschaftlicher und sozialer denn politischer Natur. Sozusagen ein Kampf zwischen der durch die überwiegend deutschsprachigen Bauern und Grundbesitzer verkörperten «Tradition» einerseits und den Kräften des «Wandels» auf der anderen Seite, den italienischen Arbeitern, Beamten und Industriellen. «Der Ost-West-Konflikt spielt in dieser Geschichte keine Rolle», versichert er. Es sollte ein weiterer Sommer vergehen, der des Jahres 1961, um seine Meinung zu ändern. Andere Amerikaner wissen dagegen längst, dass die Situation in Südtirol aufs Engste mit dem Kalten Krieg verknüpft ist. Wie sollte es auch anders sein bei einem Landstrich, der genau zwischen zwei für die amerikanische Präsenz im Nachkriegseuropa so wichtigen Ländern wie Italien und Österreich liegt? Nach Kriegsende haben Präsident Harry Truman und eine Handvoll Berater sofort begriffen, dass von der Sowjetunion unter Stalin eine tödliche Gefahr ausgeht. Im März 1947 gibt der Präsident die sogenannte Truman-Doktrin bekannt, die Finanz- und Wirtschaftshilfen für jene Länder vorsieht, die Gefahr laufen, unter die Einflussphäre Moskaus zu fallen, wie das bereits mit Polen, Ostdeutschland, Rumänien, Ungarn und der Tschechoslowakei geschehen ist. Auch das blockfreie Jugoslawien unter Tito bleibt ein Problem.

Einige Monate später werden heimlich zwei Entscheidungen getroffen: Der Nationale Sicherheitsrat der Vereinigten Staaten (NSC) wird gegründet, dem im Weissen Haus die Verantwortung für die grossen aussenpolitischen Sicherheitsfragen anvertraut wird, und die CIA wird gebildet, um ein Geheimdienstnetzwerk zu schaffen. Die CIA ist befugt, auch im Ausland heimlich zu agieren, um mögliche Bedrohungen abzuwenden. Es ist sicher kein Zufall, dass die ersten, zwischen 1947 und Anfang 1948 einberufenen Sitzungen des NSC ausgerechnet Italien betreffen. Schliesslich gilt es zu verhindern, dass die Kommunisten an die Macht kommen. Der Wahlsieg der Christdemokraten mit über 48

Prozent der Stimmen bei den Wahlen im April 1948 verdankt sich nicht zuletzt der unauffälligen, aber effektiven Wahlkampfunterstützung durch die USA. Das Wahlbündnis der Demokratischen Volksfront erhält dagegen nur 30 Prozent. Dieser glanzvolle Sieg, bei dem die Konservativen die absolute Mehrheit der Sitze erhalten, wird in die Annalen der Republik eingehen. Es beginnt eine lange und enge Beziehung zwischen den CIA-Agenten und den verschiedenen Machtstrukturen Italiens, den Geheimdiensten, dem Heer, Politikern, der Presse – Beziehungen, die trotz vieler Höhen und Tiefen niemals wirklich abgebrochen sind.

Doch man muss die zehn Jahre, die auf das Ende des Zweiten Weltkrieges folgten, einmal genauer betrachten, will man begreifen, wie Südtirol zu einem der «Schlachtfelder» des Ost-West-Konflikts werden konnte.

Infolge des Marshallplans fliessen von 1948 an Milliarden an Hilfsgeldern nach Europa, um die im Krieg zerstörten Wirtschaftssysteme des Westens wiederaufzubauen. Gleichzeitig wird 1949 ein Militärbündnis zur Wahrung der Sicherheit in Europa geschlossen: die NATO. Die Vereinigten Staaten sind fest davon überzeugt, dass die UdSSR eine Offensive plant, und seit sie die eigenen Truppen abgezogen haben, bereitet ihnen die militärische Schwäche Europas Sorge.

Ende der 1940er-Jahre verfügt kein europäisches Land mehr über eine Armee, die grösseren Herausforderungen gewachsen wäre. Den «Besiegten» wie Deutschland und Italien sind hohe Reparationsleistungen und Rüstungsbeschränkungen auferlegt worden. Aber auch um die Siegermächte steht es kaum besser. Grossbritannien ist nicht länger die grösste Seemacht, und mit der indischen Unabhängigkeit geht eine Weltherrschaft zu Ende. Frankreich hat sich in Kolonialkriege verstrickt (zunächst in Indochina, dann in Algerien), die es nur noch mit Unterstützung aus Übersee weiterführen kann. Im Herzen des Kontinents wird die schwierige Deutschlandfrage rasch zum Dreh- und Angelpunkt einer ideolo-

gischen Konfrontation zwischen zwei Systemen, von denen das eine funktioniert und sich das andere zwischen Armut und Terror mehr schlecht als recht hält. Spannungsbarometer ist die Stadt Berlin, wo im Sommer 1961 die Mauer errichtet wird.

Welche Massnahmen lassen sich angesichts einer möglichen sowjetischen Offensive ergreifen? An Scharfmachern mangelt es auch in dieser Zeit nicht in der amerikanischen Administration. Die Frage ist für sie nicht, *ob* Stalin in Westeuropa einmarschiert, sondern *wann*. Da interessiert es wenig, dass auch die Rote Armee von über elf Millionen Soldaten auf weniger als drei Millionen reduziert worden ist oder dass Stalin schwer damit beschäftigt ist, Gefängnisse, Straflager und Gulags mit politischen Gegnern zu füllen. Ebenso wenig zählt, dass Stalin und nach seinem Tod 1953 seine Nachfolger kaum auf eine militärische Konfrontation aus sind. Das Schreckgespenst der «roten Gefahr» ist wirkungsmächtiger als jede Tatsache.

Bereits 1947 beauftragt Truman daher das Pentagon zur Ausarbeitung von Gegenmassnahmen für den Fall eines sowjetischen Angriffs auf westeuropäisches Territorium. Eine schwierige Aufgabe angesichts einer veränderlichen Lage und steter Fortschritte im Bereich der Militärtechnologie. Der Plan erhält den Namen Operation Dropshot. Ein erster Entwurf liegt bereits 1949 vor, doch die Strategie wird bis zum 1. Januar 1957 weiterentwickelt, dem Zeitpunkt, an dem man den Ausbruch eines erneuten Krieges in Europa voraussieht.

Zwei Jahre zuvor, im Oktober 1955, kommt es dann zu einem für Südtirol wichtigen Ereignis: dem Ende der Besatzungszeit Österreichs durch die Alliierten. Unter der Bedingung der Demilitarisierung und Neutralität erhält das Land seine Souveränität. Für die an der Operation Dropshot arbeitenden Amerikaner ändert sich damit alles: Nunmehr ist es undenkbar, dass Österreich eine Pufferzone zwischen dem Westen und den Satellitenstaaten der UdSSR wie Ungarn und der Tschechoslowakei darstellt. Vielmehr sehen die Verantwortlichen im Pentagon in ihren düstersten Albträumen bereits Tausende von Panzern in dem kleinen Alpen-

land zusammenströmen und es ungehindert durchqueren, um den von allen Alpenpässen am leichtesten zu passierenden Brennerpass zu überschreiten. Erstes Ziel dieser Welle: Bozen, ein dem US-Generalstab bereits geläufiger Name. Anschliessend liesse sich im Lauf von höchstens drei Monaten ganz Italien besetzen, Sizilien eingeschlossen.

Keine zwei Jahrzehnte sind vergangen, seit sowjetische Truppen im April 1945 in Wien einmarschiert sind. Die Angst vor den «Roten» wird von allen Bürgern der österreichischen Hauptstadt geteilt, denn jeder weiss, wie dicht die tschechoslowakische Grenze liegt. Ich habe diese Angst im Haus meiner Grosstante Berta, der Schwester meiner Grossmutter Elsa, und meines Grossonkels Oskar, des Wiener Anwalts, den sie geheiratet hatte, gespürt. Ich war damals noch fast ein Kind und hatte keine Ahnung von komplexen politischen Zusammenhängen, aber die drohende Gefahr einer Invasion aus dem Osten begriff ich sehr wohl. Es war eine der wenigen Erinnerungen, bei denen sich das schöne Gesicht meiner fröhlichen, unbekümmerten und freigiebigen österreichischen Grosstante verdüsterte. Stalins Armee in den Strassen, Plünderungen, Vergewaltigungen. Die Angst, innerhalb weniger Tage alles zu verlieren: ihr schönes Heim, das eigene Leben und das ihrer Tochter Sigrid.

Dieser Alarmismus erreichte Mitte der 1950er-Jahre den Höhepunkt. Zu diesem Zeitpunkt können Westeuropas Landstreitkräfte Moskau nicht die Stirn bieten. Wenige Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges amerikanische Truppen zu entsenden ist wiederum unmöglich. Man muss daher auf Nuklearwaffen zurückgreifen. Die Operation Dropshot kennt in der Tat nur eine Antwort auf die rote Gefahr: den Vernichtungsschlag. Mit den Jahren haben sich die dafür vorgesehenen Waffen verändert, aus Granaten sind Bomben und Raketen geworden, aber im Grunde bleibt alles gleich. Nuklearsprengköpfe werden aufgestellt. Dropshot sieht vor, einem Angriff der Sowjetunion mit einem Hagel von Nuklearsprengkörpern zu begegnen. Doch das würde die Vernichtung Europas bedeuten.

Diese Katastrophe, zu der es glücklicherweise niemals kommen sollte, hätte von einigen konkreten Punkten auf italienischem Boden ihren Ausgang genommen. Zumindest einer dieser Punkte liegt, wie wir noch sehen werden, kaum mehr als eine Autostunde von meinem Elternhaus in Vill bei Neumarkt entfernt.

Dennison Rusinow ist sich der Bedeutung der Grenze zwischen Südtirol und Österreich nicht bewusst, im Gegensatz zu einigen seiner Landsleute, die mit der Region vertrauter sind. So zum Beispiel Allen Dulles, Direktor der CIA von 1953 bis 1961. Im Jahr 1943 leitet er von Bern aus den in Kriegszeiten tätigen US-Geheimdienst OSS. Nach der Niederlage der Nationalsozialisten kehrt er, zumindest offiziell, der Welt der Geheimdienste den Rücken, bleibt jedoch in engem Kontakt mit denen, die in Washington den Aufbau einer nichtmilitärischen Geheimdienstorganisation vorantreiben. Bereits 1951 wird Dulles zum Koordinator für die Auslandsoperationen der soeben gegründeten CIA. In dieser neuen Rolle lässt er seiner feindlichen Gesinnung gegenüber dem sogenannten Ostblock freien Lauf. Um den Kommunisten entgegenzuwirken, rekrutiert er sogar ehemalige Wehrmachtsfunktionäre wie etwa 1951 den zweifellos unter diese Kategorie fallenden Reinhard Gehlen. Während des Krieges war Gehlen für den Militärgeheimdienst der Wehrmacht an der Ostfront verantwortlich. Um nicht den Russen in die Hände zu fallen, lieferte er sich den Amerikanern aus. Er schlug ihnen vor, zu kooperieren und mithilfe einiger seiner ehemaligen Agenten hinter dem Eisernen Vorhang ein Spionagenetzwerk zu errichten. Sehr bald kommen erste Zweifel an der Legitimität und Effizienz der Organisation Gehlen auf. Während eines Besuchs in Washington 1951 gelingt es dem General jedoch, Dulles zu überzeugen, unter dessen Schutz er fortan steht. Der 1956 ins Leben gerufene Bundesnachrichtendienst BND entwickelt sich aus Gehlens Netz-

werk, sodass der Ex-General der Nationalsozialisten bis 1968 tatsächlich an der Spitze dieser Organisation steht.

Ebenfalls mit Allen Dulles verbandelt ist der Österreicher Fritz Molden, der in Südtirols Geschichte der 1950er- und 1960er-Jahre eine Schlüsselrolle spielt. Molden und Dulles begegneten sich zum ersten Mal 1944 in Bern. Molden war zwar Unteroffizier der Wehrmacht, aber dennoch Gegner des NS-Regimes. Nach seiner Verhaftung als Dissident stand er vor der Wahl, ins Gefängnis zu gehen (wo ihm die Todesstrafe gedroht hätte) oder an der Ostfront eingesetzt zu werden. Molden überlebte und wurde 1943, nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens zwischen Italien und den Alliierten, in den Norden des Stiefels geschickt. Hier nutzte er die Situation, um seinen Tod zu «organisieren», sprich: Er tauchte in der Schweiz unter, wo er den damaligen Chef des OSS traf. Aus dieser Begegnung sollte eine enge Zusammenarbeit erwachsen, die für den jungen Molden nicht ganz ungefährlich war. Dulles forderte ihn auf, unter dem Deckmantel eines deutschen Militärs nach Österreich zurückzukehren, um Kontakte mit der dortigen Widerstandsbewegung zu knüpfen.

Im Jahr 1948 heiratet Molden Allan Dulles' Tochter Joan. Doch am 4. Februar 1954 erscheint in der «New York Times» eine kurze Mitteilung, Joan habe in zweiter Ehe einen österreichischen Diplomaten geheiratet, nachdem sie nur zwei Tage zuvor wegen «Grausamkeit» die Scheidung von ihrem Ehemann Molden erwirkt hatte. Diese Nachricht gründete auf dem Urteil eines Richters in Reno, Nevada, dem Paradies für Blitzhochzeiten.

Dulles arbeitet weiterhin mit Molden zusammen. Dank finanzieller Unterstützung aus den USA wird Molden ein hohes Tier im Zeitschriftenjournalismus und verfolgt die Entwicklung in Südtirol aus nächster Nähe. Mit den Aktivisten, die die Abspaltung von Italien betreiben, steht er in engem Austausch: Er ist gleichzeitig Geldgeber, Sprengstofflieferant und graue Eminenz.

Ebenso aufmerksam verfolgt die CIA die Aktivitäten eines weiteren, in den Kampf um Südtirol verstrickten österreichischen Journalisten: Wolfgang Pfaundler.

Es gibt zahlreiche Namen in dieser komplexen Geschichte, die gleichzeitig in Italien und den USA eine Rolle spielen, darunter William Colby, ehemaliger OSS-Mitarbeiter und von 1953 bis 1959 Abgesandter der CIA in Rom, der nach seinen Erfolgen in Italien nach Vietnam geschickt und 1973 Direktor der CIA wird. Oder James Jesus Angleton, Chef der US-Spionageabwehr in Italien während des Zweiten Weltkriegs, der nach Kriegsende unter anderem den Offizier und letzten Unterstützer Mussolinis, Fürst Junio Valerio Borghese, vor der Exekution bewahrt, als dieser Mailänder Widerstandskämpfern in die Hände fällt. Oder Frank Wisner, ebenfalls ehemaliger OSS-Mitarbeiter, der zum Führungskopf der Geheimoperationen der CIA wird und das europäische «Stay-behind»-Netzwerk organisiert. Sein Auftrag: Er soll hinter der sowjetischen Angriffslinie mit Guerillaoperationen intervenieren, falls die Rote Armee in Westeuropa einmarschieren sollte. Dazu kommt es nicht, doch die Geheimzellen, rekrutiert aus kampfbereiten ehemaligen deutschen Soldaten mit einem Hang zu chaotischen Situationen, werden in anderer, ebenso furchtbarer Weise eingesetzt. In Italien wird davon im Zusammenhang mit den Enthüllungen über die Geheimorganisation Gladio die Rede sein, die auch im Südtirol jener unruhigen Jahre in Erscheinung trat. Italien ist also für die Geheimdienste, und zwar nicht nur für die amerikanischen, kein unbekanntes Land, sondern ein engmaschig zu kontrollierendes Gebiet von strategischer Bedeutung, das vor der Herrschaft des Bösen bewahrt werden muss. Und die Grenze am Brenner ist gleichsam das Bollwerk, an dem Europa verteidigt werden muss. Mit allen Mitteln.

6

Ein «explosiver» Gefallen

Bozen und Pinzon, Winter 1959

Einige Schritte vor dem Eingangstor des Franziskanergymnasiums gibt Peter seinem Freund Max ein Zeichen, auf ihn zu warten. Im Laufschrift eilt er über die Strasse und tritt auf ein Mädchen zu, das vor einem Schaufenster an der Ecke zur Vintlergalerie steht. Er flüstert ihr etwas ins Ohr, dann dreht er sich um und kehrt zu Max zurück.

«Wer war das?»

«Emma, kennst du sie nicht?»

«Noch nie gesehen.»

«Das gibt's doch gar nicht, sie ist eine Freundin deiner Schwestern. Diesen Sommer war sie auf deiner Geburtstagsfeier.»

«Und?»

«Wir sehen uns morgen. Ihre Eltern sind nicht da ...»

«Und Klara?»

«Das hat nichts mit Klara zu tun.»

Max verkneift sich einen Kommentar. Er beschleunigt lediglich den Schritt, atmet tief die kalte Luft ein, in die sich der Duft nach gerösteten Kastanien mischt, und spürt den warmen Luftzug, der aus den Lokalen strömt, wenn jemand die Tür öffnet.

Im Februar scheint sich der Winter hier endlos hinzuziehen.

«Kannst du mir einen Gefallen tun?», beginnt Peter erneut, als sie sich dem Waltherplatz nähern.

«Nein, ich habe auch keine Verhüterlis mehr.»

«Hör auf, im Ernst...»

Die beiden Freunde bleiben stehen, um sich eine Zigarette anzustecken.

«Es geht um Hermann. Er braucht Hilfe», erklärt Peter.

«Inwiefern Hilfe?»

«Weiss ich noch nicht. Er hat mich gebeten, ein paar seiner Freunde zu treffen, sie werden es uns erklären.»

«Und was habe ich damit zu tun? Hermann ist dein Freund, nicht meiner.»

«Ich bin ihm einen Gefallen schuldig, so oft, wie er mir seine Zündapp geliehen hat», bemerkt Peter. «Und du bist auch mitgefahren!»

«Und was will er?» Max ist nervös, den «Krüppel» hat er noch nie leiden können.

«Er hat mir gesagt, er brauchte einen Standort in der Stadt.»

«Wozu?»

«Ich weiss es nicht! Sie werden es uns sagen.»

Max drückt die Zigarette aus. Er hat es noch nie geschafft, Peter etwas auszuschlagen. Sein Freund entgleitet ihm allmählich, ohne dass er etwas dagegen tun kann. Er hatte geglaubt, es wäre eine vorübergehende Phase. Dass sein Verlangen nach Peter, nach seiner Gegenwart, seiner Stimme, seinem Geruch lediglich eine unschuldige Zuneigung zwischen Knaben sei. Oder sich mit der Zeit zu einer solchen entwickeln würde.

«Was sollen wir tun?», fragt er resigniert und wird gleich darauf durch ein Lächeln des Freundes und ein Schulterklopfen entschädigt.

«Du müsstest heute Nachmittag zu mir kommen. Meine Mutter ist in Trient, um eine Freundin in irgendeinem Heim zu besuchen ... Derweil können wir uns mit diesen Kumpels von Hermann treffen.»

«Und wer sollen diese Kerle sein? Hoffentlich kann man die ernster nehmen als Wolfram und seinen Bruder.»

«Keine Ahnung, ich kenne sie nicht. Aber ich kenne Hermann. Er war ein Freund meines Vaters, und er hat weitaus mehr erlebt als wir.»

Als die Buben ankommen und durch die Hintertür ins Lokal schlüpfen, sitzen um den Tisch im Souterrain des Gasthauses

Staffler drei Männer vor einer Flasche Rotwein. Die Gläser sind gefüllt.

Hermann stellt sie vor.

«Das ist Sepp, er wohnt gleich hier in Pinzon. Das ist Walther, er kommt aus dem Passeiertal. Und das ist Luis. Er ist es, der unsere Hilfe benötigt.»

Max und Peter grüssen ein wenig schüchtern und tauschen einen raschen Blick, um sich gegenseitig zu vergewissern. Ja, diese Leute sind aus härterem Eisen als Wolfram und sein Bruder. Was hat Hermann in diesen Kreisen verloren?

«Ich habe nicht viel Zeit», beginnt Walther. «Wir wissen, dass ihr für die Sache seid und dass man euch vertrauen kann.» Er wirft Hermann einen Blick zu, als sei er sich nicht ganz sicher. «In den Zeiten, die vor uns liegen, brauchen wir jeden. Die Invasion muss gestoppt werden. Und die Italiener verstehen nur eine Sprache: Gewalt.»

Peter fragt sich, ob sein Vater, wenn er noch am Leben wäre, dasselbe sagen würde. Walther dürfte etwa in seinem Alter sein, auch er ist im Krieg gewesen. Als Besiegter ist er zurückgekehrt, aber er gibt nicht auf. Er ist ein besonders harter Knochen, ganz anders als seine Landsleute.

«Es kommen Leute aus Österreich. Sie brauchen einen sicheren Ort in der Stadt, an dem sie ein Paket lassen können. Das ist eure Aufgabe», erklärt Luis, der jünger ist und einen freundlicheren Tonfall anschlägt.

«Wann?», fragt Peter. Jetzt, da er begriffen hat, wer seine Gäste sind, hat er es umso eiliger, sie wieder loszuwerden, bevor die Mutter zurückkehrt. «Die Tante von Max ist immer daheim und ...»

«Moment mal!», unterbricht ihn Max. «Worum geht es hier? Was soll das für ein Paket sein? Und was enthält es?»

Sepp lächelt ihn an, er kennt ihn gut. Wer kennt die Familie Gasser nicht in dieser Gegend? «Ich bin sicher, dein Vater wäre einverstanden», beschwichtigt er ihn und legt ihm den knochigen Arm um die Schulter. «Es darf keiner offen zugeben, aber letzt-

lich sind hier alle auf unserer Seite, auch die Politiker. Wenn wir ihnen nicht helfen, sich Gehör zu verschaffen, werden uns die Italiener niemals ernst nehmen.»

Max schiebt den Arm fort. Sepp steht es nicht zu, an dieser Stelle das Wort zu ergreifen. Sepp gehört zu denen, die Befehle bekommen. Man braucht nur von der Heimat zu reden, um ihn zu Tränen zu rühren. Oder von der Sprache, den Kirchen, den Weinbergen ... Max hat sie schon hundert Mal gehört, immer dieselbe Leier. Immer und immer wieder, genau wie Tante Sissi mit ihrer Sehnsucht nach einem längst untergegangenen Kaiserreich.

«Lassen wir meinen Vater aussen vor», sagt er verdrossen und wendet sich an Walther. «Ich muss wissen, wer was macht und warum», fügt er entschlossen hinzu.

Doch Walther geht nicht darauf ein, sondern erhebt sich. «Hermann wird euch alles erklären, in Ordnung? Ihm vertraut ihr doch, oder?»

Er hat sich an Peter gewandt, nicht an Max.

Und Peter nickt: «Klar, das ist nicht das Problem.»

«Also gibt es gar kein Problem», schneidet Walther ihm das Wort ab. «Leute wie er haben ihr Blut für diesen Boden vergossen. Und wenn ihr Patrioten sein wollt, müsst auch ihr bereit sein, es zu vergiessen!»

Max' Hände ballen sich zu Fäusten. Peters Vater ist im Krieg gewesen, seiner nicht, jeder in der Gegend weiss das. Aber die Vorstellung, «Patrioten» müsse man zwangsweise Respekt zollen, bereitet ihm Magenschmerzen. Muss er sich etwa schämen, weil sein Vater nicht an der Front gefallen ist? Weil er nicht ein Bein oder einen Arm verloren hat?

Missmutig verabschiedet er sich von den Gästen, doch er weiss bereits, dass er tun wird, was Hermann verlangt. Was Peter sich wünscht. Er wird das geheimnisvolle Paket im Haus seiner Tante verwahren, auch wenn er bezweifelt, dass sie ihnen verraten, was es enthält.

Ich bring dich mit dem Motorrad nach Bozen, schlägt der Freund

vor. Er ist fürsorglich, er hat bekommen, was er will, und Max weiss nicht, ob er ihn lieben oder hassen soll.

«Ich nehme den Zug», erwidert er barsch. «Deine Mutter wird dich brauchen, wenn sie am Abend heimkommt. Bring mich zum Bahnhof.»

Im Zug sucht er sich ein leeres Abteil. Am liebsten würde er einen anderen Zug nehmen und weit fortgehen, wenn er nur den Mut dazu hätte. Er hat das Gefühl, dass ihn die Berge ringsum erdrücken und der Duft der Wälder ihn erstickt. Alle sagen, es sei der schönste Ort der Welt, aber sind sie jemals anderswo gewesen?

In Bozen verlässt er den Bahnhof und bleibt in einem windgeschützten Hauseingang stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden. Ein Schatten gleitet an ihm vorbei. Erstaunt wendet er sich um. Er will schon einen Namen rufen, eine Geste andeuten. Die Zigarette fällt ihm aus dem Mund, er bückt sich, um sie aufzuheben. Der Schatten hat sich bereits entfernt, fortgetragen vom Menschenstrom. Peter hat ihm erzählt, seine Mutter sei in Trient, um eine Freundin zu besuchen. Was macht sie hier in Bozen?

Peter ist in die aufgeschlagenen Bücher auf dem Tisch vertieft. Hinter dem Tresen steht Clothilde, die Kellnerin, die sich über die unerwartete Gesellschaft freut. Sie kann den Frühling kaum erwarten, wenn er sie, wie versprochen, auf eine Fahrt mit dem Motorrad mitnimmt.

Katharina kommt mit einem Korb voller Eier von den eigenen Hühnern herein. «Willst du nicht besser auf dein Zimmer gehen?», fragt sie.

Ihr Sohn hebt den Kopf. Er ist nervös und verunsichert angesichts der ungewissen Situation. Hermann ist verschwunden, ohne ihm zu sagen, wohin. Er hat ihm versprochen, ihn anzurufen, um ihm Anweisungen zu geben, aber seither hat er nichts mehr von ihm gehört.

«Hast du dich mit Max gestritten?», forscht seine Mutter.

«Wie kommst du darauf?»

«Weil du immer behauptest, du könntest bei ihm besser lernen!»

Der Junge seufzt, ohne zu antworten. Natürlich ist es bei Max besser. Mit Emma. Mit den Zigaretten, die er rauchen kann, ohne sich verstecken zu müssen. Mit dem Bourbon, den sie auf dem Fensterbrett sitzend trinken. Mit den Kameraden vom Boxtraining. Und mit seinem Verlangen, Klara zu sehen, obwohl sie ihm deutlich zu verstehen gegeben hat, dass sie sich nicht für die beiden interessiert und sie als kleine Buben betrachtet. Sie wird schon sehen, wozu die kleinen Buben fähig sind. Sie wird es sehen, sobald die «Operation» beendet ist. Ob sein Vater wohl stolz auf ihn wäre?

«Mich freut es, wenn du mal daheim bist», beginnt Katharina erneut. «Auch wenn du mir gar nichts mehr erzählst ...» Ihr Tonfall ist nur dem Anschein nach scherzhaft.

«Mutter, ich muss sehr viel für die Schule tun. Das ist alles. Dieses Jahr ist ziemlich wichtig, das weißt du.»

Das Telefon klingelt, und Peter springt auf, um dranzugehen, dankbar für die Ablenkung, doch seine Mutter kommt ihm zuvor. «Gasthaus Staffler.» Sie runzelt die Stirn, reicht den Hörer an den Sohn. «Für dich», sagt sie und entfernt sich.

Das Gespräch ist kurz, Begrüßung, ein paar Notizen ins Schulheft, dann legt Peter auf. Er hofft, sie werde nichts sagen. Vergeblich.

«Das war Hermann am Telefon, oder? Ich habe ihn schon ein paar Tage lang nicht mehr gesehen. Wo ist er hin? Was wollte er?» Ohne es zu bemerken, hat Katharina die Stimme erhoben. «Nichts, nichts Besonderes. Ich muss jetzt los!» «Peter, was geht hier vor?»

«Nichts, wirklich nicht, es ist wegen dem Motorrad ... eine Geschichte mit Max», improvisiert Peter. «Nichts Schlimmes. Mach dir keine Sorgen!»

«Sag mir die Wahrheit.» Sie bleibt beharrlich.

Ihr Sohn lächelt, sammelt die Bücher zusammen, umarmt sie. «Es gibt keine Wahrheit, die ich dir verraten könnte. Sei nicht so theatralisch», beruhigt er sie. «Ich geh zu Max, vielleicht übernachtete ich bei ihm ... Ich ruf dich an!»

Max ist nervös. Es ist noch zu früh, das stimmt, aber der grosse Tag ist gekommen. Die Zahlen in Hermanns Nachricht sprechen Klartext: ein Datum, eine Uhrzeit, ein deutsches Nummernschild. Nichts sonderlich Kompliziertes. Warum ist er dann nur so nervös?

«Ich bin kurz unterwegs, Tante, komme aber bald zurück», verkündet er und verschwindet im Flur. Auf der Treppe presst er die Leica an die Brust wie einen Schild. Jetzt wird es wirklich ernst. Mit Peter diskutieren, sich tolle Geschichten erzählen, vor den Mädchen geheimnisvoll tun: Das alles ist leicht. Peter ans Herz legen, dass er Emma nichts von Sprengstoff erzählen darf, wenn er mit ihr ins Bett steigt, ist ebenfalls leicht, wenn auch schmerzlich. Aber jetzt wird alles schwierig. Er weiss es, sein Freund nicht.

Max stürzt hinaus, er rennt fast, dabei ist es noch zu früh, er kann hier nicht einfach so herumstehen, jeder kennt ihn. Er hat das Gefühl, alle Augen wären auf ihn gerichtet. Wo dieser Idiot von Peter nur bleibt? Er ist an allem schuld. Wenn er wenigstens bei ihm wäre.

In der Laubengasse, vor dem Fotogeschäft, kommt ihm die rettende Idee. In Sicherheit! Er zieht die Tür hinter sich zu. Karl begrüsst ihn mit einem Wink, während er einige Kunden verabschiedet, die gekommen sind, um Fotoabzüge abzuholen. Max bleibt zögernd vor dem Regal mit den neuesten hochwertigen Hasselblad-Modellen stehen.

«Alles in Ordnung? Du bist ganz ausser Atem.» Der Fotograf tritt hinterm Ladentisch hervor und kommt hinkend auf ihn zu. «Alles in Ordnung. Ich bin nur gerannt.»

«Das Papier, das du bestellt hast, ist angekommen. Ilford matt, genau das, was du wolltest.»

«Danke! Ich werde es später abholen», antwortet Max eher beiläufig.

«Einen Kaffee?»

Der junge Mann sieht auf die Uhr. «Ja, warum nicht.»

Er verbringt seine Zeit gern mit Karl. Eigentlich ist er ein schweigsamer Mensch. Aber Max fühlt sich anerkannt, weil er mit ihm so offen ist. Er hat ihm erzählt, dass er während des Kriegs auf der Flucht vor den Nationalsozialisten einige Jahre in Bozen untergetaucht ist. Er hat ihm von den Bombenangriffen berichtet und wie er unter den Trümmern des Doms verschüttet wurde. Andere Dinge hat er ihm verschwiegen, dessen ist Max sich sicher. Als die Amerikaner kamen, hat er beschlossen, zu bleiben, und hat mithilfe eines Darlehens den Laden eröffnet. Max weiss, dass es damals zwei sichere Wege gab, um an Geld zu kommen: Entweder man machte Jagd auf Nazis, oder man verhalf ihnen zur Flucht. Aber als er nachhaken wollte, hatte Karl nur knapp erwidert: «Amerikanisches Geld.» Die Antwort stimmte offenbar.

«Hast du es geschafft, die Fotos zu entwickeln?» Der Mann hat Max geholfen, bei sich daheim im Badezimmer eine improvisierte Dunkelkammer einzurichten, und er ist neugierig, welche Fortschritte Max bereits erzielt hat.

«Noch nicht, aber ich habe mich gar nicht richtig darum gekümmert.»

«Wenn du nicht zurechtkommst, kannst du es auch in meinem Labor probieren», schlägt Karl vor.

«Danke», Max trinkt einen Schluck Kaffee und wirft erneut einen Blick auf die Uhr. Er muss jetzt aufpassen, dass er nicht zu spät kommt. Wenn Peter ihn nicht wie vereinbart am Platz antrifft, wird er sich Sorgen machen.

«Ich habe ein paar alte Fotos wiedergefunden, ein echter Schatz», fügt Karl hinzu. «Du musst mal vorbeikommen und sie dir anschauen, die haben echt historischen Wert. Abzüge, die nie jemand abgeholt hat, Bilder von Leuten, die vermutlich gar nicht mehr am Leben sind ...»

Warum nur sind in dieser Stadt alle so von der Vergangenheit be-
sessen? Max unterdrückt einen Seufzer und erhebt sich. «Ich
werde sie mir anschauen», verspricht Max. «Jetzt bin ich mit ei-
nem Freund verabredet. Danke für den Kaffee.»

Peter wartet vor dem Eingang zum Hotel Greif, wie zu erwarten
bereits in Sorge. «Wo hast du gesteckt?»

«Was ist los?», erwidert Max. «Gibt es einen Grund, nervös zu
sein? Wir sprengen schliesslich nicht das Parlament in die Luft.»

«Und wenn die Polizei auftaucht?», fragt Peter leise.

Sein Freund verdreht die Augen. «Und warum sollte die Polizei
auftauchen?»

«Letztes Mal ist es nicht so gut gelaufen.»

«Letztes Mal haben wir uns von ein paar Idioten überreden las-
sen.» Max sieht sich um. «Hier haben wir die Sache selbst in der
Hand. Es wird keine bösen Überraschungen geben.»

Vor dem Hotel Greif parken einige Autos, andere stehen in zwei
Reihen in der Mitte des Platzes. Die Berge rings um die Stadt sind
schneebedeckt, aber die Sonne ist beinahe frühlingshaft. Es
herrscht eine vertraute, beruhigende Atmosphäre, und Max lä-
chelt. Er legt Peter einen Arm um die Schulter. «Bleib ruhig,
komm schon! Es wird alles glattgehen! Wir sind zusammen, uns
kann nichts passieren», ermutigt er ihn.

Unter dem Vorwand, eine Zigarette anzustecken, befreit sich Pe-
ter aus der Umarmung. Max hat recht, es gibt nichts zu befürch-
ten. Dennoch ist er beunruhigt. Er hat ein schlechtes Gewissen,
weil er seine Mutter angelogen hat. Und er macht sich Sorgen, da
er Hermann seit Tagen nicht gesehen hat.

«Lass uns die Autos im Blick behalten, es wird allmählich Zeit»,
sagt er und versucht, die Sicherheit zurückzugewinnen, mit der er
sich darauf eingelassen hat, die ganze Aktion über die Bühne zu
bringen.

Die grosse Domkirchuh hat soeben elf geschlagen.

«Sieh mal», flüstert Max. Das neueste Modell eines Opel Kapitän
sucht vor dem Hotel einen Parkplatz. Eine einzelne Frau sitzt im

Wagen hinterm Steuer. Das weisse Fahrzeug parkt ein, die lange Motorhaube zeigt zu den Tischen auf der Veranda. Es hat ein Münchner Kennzeichen: M HA 477.

«Da ist es.»

Max und Peter haben bei Tante Sissi aus dem Fenster gespäht, bis der Opel Kapitän wieder abgefahren ist. Mit den Blicken haben sie verfolgt, wie die weisse Limousine hineingeglitten ist in den frühen Nachmittagsverkehr.

Die beiden Lederkoffer stehen in einer Ecke des Zimmers, unschuldig und gleichzeitig bedrohlich.

Alles ist glattgelaufen. Sie haben sich dem Opel genähert, sich vorsichtig umgeschaut, haben den Kofferraum, der nicht abgeschlossen war, geöffnet und die beiden Koffer herausgehoben. Jeder einen, beide ziemlich schwer. Mit ruhigen Schritten, doch voller Angst, jeden Moment «Haltet die Diebe!» zu hören, sind sie zurück zu Tante Sissi. Nichts ist passiert. Am späten Nachmittag wird «jemand» vorbeikommen und alles abholen.

Den beiden jungen Männern ist klar, dass Waffen oder Sprengstoff darin sind. Ermutigt durch den zweiten Bourbon, wagt Peter sich an das Kofferschloss.

«An deiner Stelle würde ich die Finger davonlassen!», rät ihm Max, und um ihn abzulenken, fügt er hinzu: «Übrigens habe ich deine Mutter am Bozner Bahnhof gesehen. Genau an dem Tag, an dem wir Hermann und die anderen getroffen haben.» «Meine Mutter? Erzähl keinen Blödsinn, die war in Trient.» «Das hattest du mir schon gesagt. Aber sie war es wirklich.» «Du hast den falschen Tag im Kopf.»

«He, du musst nicht gleich so aufgebracht sein!»

Peter fährt sich mit der Hand über die Augen. «Tut mir leid. Ich bin es nur nicht gewohnt, meine Mutter anzulügen.» Er deutet auf die Koffer. «Ich habe ihr nichts von alledem erzählt.» Max hätte ihm gern geantwortet, dass es ein vergleichsweise geringes Problem ist, wenn er Katharina anlügt. Aber der Freund ist schon nervös genug.

«Komm», er springt vom Bett auf, «lass uns ein bisschen Speck aus Helgas Speisekammer stibitzen.»

Klara schlendert durch die Lauben im Zentrum, wirft hier und dort einen Blick ins Schaufenster. So viel steht fest, Bozen ist nicht gerade die Hauptstadt der Mode. Um sich neu einzukleiden, wird sie die nächste Reise nach Wien abwarten müssen. Sie ist bei der Post gewesen, um ein Buch abzuholen, das eine Freundin aus Wien ihr geschickt hat: die Hitlerbiografie von Alan Bullock. Sie ist auf Englisch geschrieben, und der Untertitel lautet ziemlich treffend: *A Study in Tyranny*. Die deutsche Ausgabe ist noch nicht verfügbar, und wer weiss, ob sie es jemals sein wird. Ihr Vater hatte ihr das Buch empfohlen: die erste Biografie des Mannes, der Europa zerstört hat. «Ich bin gespannt, was du darüber denkst», hatte er gesagt, aber Klara fragt sich, ob das wirklich alles ist.

In der Goethestrasse sieht sie ein junges Pärchen Hand in Hand auf sich zukommen. Die beiden fallen ihr auf, weil sie unvermittelt die Strassenseite wechseln. Sie will sichergehen, kürzt quer über die Strasse ab und erreicht die zwei.

«Hallo, Peter. Weichst du mir aus? Hallo, Emma.» Sie begrüsst die beiden mit gespielmtem Lächeln. Man merkt, dass sie innerlich weniger gleichgültig ist, als ihr Tonfall vorgibt, obwohl sie es war, die Peter einen Korb gegeben hat, nicht umgekehrt. Er, sein Freund Max und dieser ganze Schlamassel interessieren sie nicht, ihr Vater hat gesagt, sie solle sich von ihnen fernhalten, und er hat recht. Sie weiss sehr wohl, dass Emma und Peter eine Affäre haben. Ihre Freundinnen haben es ihr erzählt und behauptet, «die Emma» sei eine, die sich allzu leicht rumkriegen lasse. Klara denkt einfach nur, dass aus diesem Mädchen nie etwas werden wird.

«Hallo, Klara.» Peter lässt die Hand seiner Geliebten los. «Ich würd mal sagen, dass wohl eher du es bist, die mir ausweicht. Bist du zum Einkaufen unterwegs?» Er hat diesen Augenblick stets gefürchtet.

«Hallo», echot Emma und greift siegesgewiss erneut nach Peters Hand.

Klara denkt, dass sie das perfekte Paar sind. Eingezwängt unter den Lauben ihrer Kleinstadt wie kleine Krippenfiguren. Sie will sich schon verabschieden und weitergehen. Doch dann hebt sie den Blick und schaut Peter in die Augen, und die Sehnsucht und das Verlangen, die sie darin erkennt, rauben ihr den Atem.

Sie zwingt sich zu einem Lächeln. «Was bringt es, hier auf der Strasse zum Plaudern herumzustehen wie unsere eigenen Eltern?», fragt sie in schnippischem Ton. «Wir sehen uns, Peter.» Dann stellt sie sich, einem plötzlichen Impuls folgend, auf die Zehenspitzen und drückt ihm einen Kuss auf die Wange. Das hast du davon, Emma, denkt sie grimmig, als sie den Weg fortsetzt, ohne sich noch einmal umzudrehen.

In einer Woche wird sie siebzehn Jahre alt. Sie wird ein grosses Fest bei sich in der Goethestrasse geben, und im Juni dann nach Österreich reisen, um ihre Freunde wiederzutreffen. Sie betritt die Wohnung und wirft den Mantel auf das kleine Sofa, das in dem geräumigen Entree steht. Das Buch in der Hand schwenkend, auf dessen Einband das strenge Gesicht des Führers prangt, platzt sie in das Arbeitszimmer ihres Vaters.

«Es ist angekommen!», ruft sie, doch dann hält sie inne. Franz sitzt hinter seinem wie stets mit Akten und Papieren übersäten Schreibtisch. Hinter seinem Rücken hängt eine Karte der Grenze zwischen Österreich und Italien. Sie erfasst das gesamte unwegsame Gelände jener Bergregion, die ausgerechnet Hitler zu seinem letzten Rückzugsort hatte machen wollen. Städte, Gemeinden, Täler und Pässe sind durch verschiedenfarbige kleine Punkte gekennzeichnet. Dem Vater gegenüber sitzt mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem dunkelroten Ledersessel, lächelnd und mit einer Zigarette zwischen den Fingern, Konrad.

Max fährt alarmiert im Bett auf.

Es ist Sissis Stimme, die nach ihm ruft: «Max!»

«Ich komme», antwortet er und springt auf. Es ist stockdunkel. Was ist passiert, geht es der Tante schlecht? Die Zeiger der Uhr stehen auf zwei Uhr morgens. Der Wandkalender zeigt den 8. April 1959.

Er läuft zum Zimmer der Tante und öffnet die Tür. Sie sitzt dort, wie gewohnt in ihre Kissen gelehnt. Sie sagt immer, sie habe Angst, im Liegen zu sterben. Auf dem Nachttisch steht eine kleine Tiffany-Lampe. Auf den Knien hält sie ein geöffnetes Buch. Die Bibel, was sonst?

«Hast du das gehört?», fragt Sissi.

«Was denn gehört?», fragt er zurück, während er sich zu ihr auf die Bettkante setzt und ihre Hand ergreift. Sie schläft nie, zumindest behauptet sie das. Schlafen sei Zeitverschwendung. Natürlich stimmt das nicht, Max hört sie oft im Schlaf schreien, wenn sie gegen die Dämonen der Nacht ankämpft. Erinnerungen werden zu Albträumen, sobald der Geist nicht länger wachsam ist.

«Ein Knall, eine heftige Explosion», sagt die Tante.

«Hast du vielleicht geträumt?» Max steht auf und tritt ans Fenster. Auf dem Waltherplatz herrscht Stille, der Glockenturm ragt in den mondlosen Himmel.

«Ich habe nicht geschlafen.»

«Und wo kam der Lärm her? Hast du es gehört?»

«Von der anderen Seite des Flusses, aus dem italienischen Viertel. Bestimmt haben sie eines der neuen Häuser in die Luft gesprengt.»

Max muss wieder an die Rede von Magnago denken. An die Einwanderer aus dem Süden, die besser behandelt werden als die Einheimischen, an die Belagerung Südtirols. «Bei Schwerhörigkeit kann man sich nur verständlich machen, wenn man lauter wird», hatte der führende Kopf der SVP gesagt. Aber so hat er es sicher nicht gemeint, die Partei ist gegen Gewalt. Allerdings scheinen die anderen Wege, «sich verständlich zu machen», nicht zu funk-

tionieren, und nun hat offenbar jemand beschlossen, die Strategie zu wechseln. Nun lassen Walther und seine Leute die Bomben sprechen.

In den italienischen Zeitungen werden sie bereits als «Terroristen» bezeichnet. Die Einheimischen nennen sie dagegen «Freiheitskämpfer».

Italien-Österreich 0:0

Weihnachten 1960 ist Dennison Rusinow erneut in Bozen. Vielleicht hatte auch er Sehnsucht nach der grossen geschmückten Tanne auf dem Waltherplatz und nach dem Duft von gerösteten Esskastanien und Glühwein in den Gässchen im Zentrum. «Der Zeitpunkt meines Besuches ist von Bedeutung», erklärt er seinem Korrespondenten, «denn während der Feiertage sind die Personen, mit denen ich gern sprechen würde, ausserhalb der Stadt oder nicht erreichbar.» Mit anderen Worten: Die weihnachtliche Waffenruhe wird eingehalten, trotz der dunklen Wolken, die sich in den Bergen zusammenbrauen.

Am 25. Januar 1961 schickt Rusinow einen seiner üblichen Berichte an den Direktor des Institute for Current World Affairs in New York. Er beschreibt die Lage, die sich durch eine Wendung der internationalen Lage ergeben hat: Österreich hat sich an die UNO gewandt und Italien offiziell zur Anerkennung der 1946 unterzeichneten Vereinbarungen auf gefordert, also zur realen Umsetzung des berühmten Gruber-De-Gasperi-Abkommens mit der Gewährung des Autonomiestatus für die Provinz Bozen. Rusinow hat den Eindruck, dass alle «enttäuscht» seien.

Was ist geschehen in dem grossen Hauptquartier am East River? Am 29. September 1960 hat sich der österreichische Aussenminister Bruno Kreisky zum zweiten Mal nach New York begeben, um vor der Generalversammlung der Vereinten Nationen sein Anliegen vorzubringen. Am späten Vormittag hat er das Wort er-

griffen und ist bei Punkt 20 seiner 30 Punkte umfassenden Rede auf die Südtirol-Frage zu sprechen gekommen. Am Tag zuvor hatte der italienische Aussenminister Antonio Segni darüber verhandelt.

Der Appell der Regierung in Wien zugunsten der im Stich gelassenen Vettern in Südtirol ist nicht erfolgreich gewesen. Im Jahr zuvor hatte an derselben Stelle ein weitaus keckerer, frisch nommierter Kreisky gesprochen. Er hatte erklärt, dass der nötige Schutz für die deutsche Minderheit nur garantiert werden könne, wenn man der Provinz Bozen Autonomie gewähre. Diesmal ist er zurückhaltender geblieben, hat sich auf unverbindliche Floskeln und Grundsätze beschränkt.

Er hat versichert, dass das Problem Südtirol rasch und zufriedenstellend gelöst werden könne, wenn man der Forderung der österreichischen Minderheit nach Autonomie nachkäme. Darüber hinaus machte er geltend, dass man in Zeiten lebe, in denen das Recht auf Selbstbestimmung und Selbstverwaltung universelle Geltung beanspruche. Es stelle sich daher die Frage, wie man den Bewohnern Südtirols erklären solle, dass allein ihnen dieses Recht verweigert werde.

In den Aufzeichnungen zu dieser Sitzung liest man, dass sie um 10.30 Uhr eröffnet und um 13.10 Uhr geschlossen wurde. Vermutlich sind anschliessend etliche Delegierte zum Mittagessen gegangen. Ich glaube kaum, dass Kreiskys Botschaft, als sie sich von ihren Sesseln erhoben, gedanklich bei ihnen an erster Stelle stand. Wenn sie überhaupt bei ihnen angekommen war. In seinem kurzen Appell waren drei verschiedene Begrifflichkeiten vermengt: Selbstbestimmung, politische Autonomie und Verwaltungsautonomie.

Laut Rusinows Bericht vom 25. Januar ist diese Intervention zwar enttäuschend, aber auch beruhigend. Der radikalere Flügel der SVP sieht darin die Unterstützung eines Prozesses, der langfristig zum Wiederanschluss Südtirols an Österreich führen könnte. Die Optimisten glauben an das Bemühen Wiens um Autonomie, also darum, die Provinz Bozen mit einer eigenen Volksvertretung und

Exekutive zu versehen. Realistischere Kräfte begreifen allerdings, dass es jetzt um zwei dringende Punkte geht, nämlich erstens um den Zugang der deutschsprachigen Minderheit zu Posten in der öffentlichen Verwaltung und zweitens zu Sozialwohnungen, ein Punkt, der sich inzwischen zu einem nicht nur ideologischen Schlachtfeld entwickelt hat.

Doch weshalb bleibt Kreisky derart unbestimmt? Blicken wir einen Tag zurück, auf den 28. September 1960.

Die nachmittägliche Generalversammlung beginnt um 15 Uhr. Der italienische Aussenminister Antonio Segni hat gesprochen. Als Christdemokrat bekleidet er im Lauf seiner Karriere zahlreiche Ämter: Er ist Agrarminister, Bildungsminister, Verteidigungsminister, Innen- und Aussenminister, Staatssekretär des Ministerpräsidenten und von 1962 an schliesslich Staatspräsident. Sozusagen ein vom amerikanischen Freund gebilligter Mann des Vertrauens.

Segni hat seine Rede begonnen, indem er seiner Freude über die jüngst errungene Unabhängigkeit mehrerer Länder, etwa die der ehemaligen französischen Kolonien in Afrika, Ausdruck verleiht. Aber auch Somalia erwähnt er, wo das italienische Mandat im Juli 1960 endete, und das ehemalige Belgisch-Kongo, wo unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung die Gewalt eskaliert ist. «Leider», so sein Kommentar, «haben nicht alle Völker, die nach Unabhängigkeit und Selbstbestimmung streben, hinreichend verinnerlicht, dass demokratischen Mitteln der Vorzug zu geben ist.» Kurz danach ist Segni auf das grosse Thema des Kalten Krieges, auf die von allen ersehnte «Entspannung» und die von allen angestrebte «Abrüstung» zu sprechen gekommen. «Die an sich wünschenswerte nukleare Abrüstung erfordert die Wiederherstellung des Gleichgewichts der konventionellen Streitkräfte», sagt er. Musik in den Ohren der Strategen des Pentagon, die vor nicht allzu langer Zeit die Pläne für die Operation Dropshot ausgearbeitet haben.

Kurz vor dem Ende, nachdem er alle grossen Themen der Gegenwart angeschnitten hat, ist Segni auf ein Thema eingeschwenkt, das er der Generalversammlung, wie er sagt, gern erspart hätte, «das aber an Italien herangetragen worden ist. Es geht um die Südtirol-Frage.»

Man kann sich die Stille vorstellen, die sich über den grossen Saal senkte. Ich versuche, mich in die Delegierten hineinzusetzen, die in der Absicht versammelt waren, den möglicherweise in den Weltuntergang mündenden Wettlauf zwischen USA und UdSSR zu begreifen, und die sich nun mit einem Appell zu den Angelegenheiten eines winzigen Landstrichs inmitten der Alpen konfrontiert sahen.

Gefolgt war Segnis Versicherung, Italien werde sich, wie von Österreich gefordert, dem Thema stellen. Gleichzeitig gab er jedoch zu bedenken, dass man über eine bilaterale Vereinbarung (das Gruber-De-Gasperi-Abkommen) im Rahmen des 1947 in Paris von Italien und den Alliierten unterzeichneten Friedensvertrags spreche. Die zuständige Institution sei somit der Internationale Gerichtshof und nicht diese Generalversammlung. «Die italienische Regierung verwahrt sich gegen jeden Versuch, einen Streit auf politische Ebene zu ziehen, den beide Parteien unter Aufbietung ihres guten Willens und unter Einhaltung der durch die UN-Charta festgelegten Prinzipien beizulegen in der Lage sein sollten», hatte er erklärt, bevor er das Wort dem afghanischen Außenminister Sardar Mohammad Naim überlassen hat.

Segni hatte sich einen Vorsprung gesichert, und Kreisky hat das Nachsehen. Es ist nicht verwunderlich, dass sich nach dieser internationalen Begegnung nicht viel an der Situation ändert. Am 30. Oktober 1960 tritt eine UNO-Resolution in Kraft, die beide Parteien zu Verhandlungen auffordert, um zu einer Übereinkunft zu kommen und, falls nötig, den Internationalen Gerichtshof anzurufen. Das ist alles.

Ich kann die «Enttäuschung» gut nachvollziehen, auf die Rusinow in seinem Bericht vom Januar 1961 anspielt, in dem er unter an-

derem betont, dass weder die USA noch die UdSSR in der Frage vor der UN Stellung bezogen haben.

Trotz Kreiskys Versuch, das Südtirol-Problem auf eine internationale Ebene emporzuziehen, endet die Partie 0:0. Zwar hat die UNO Österreichs Rolle als Schutzmacht Südtirols bekräftigt, aber es bedarf weitaus mehr, um etwas zu ändern.

Mag diese «Auseinandersetzung» vor den Vereinten Nationen auch recht zurückhaltend verlaufen sein, zeugt sie dennoch von den sich im Anschluss weiter verschärfenden Spannungen zwischen Österreich und Italien. Beide Länder genossen einen Status eingeschränkter Autonomie, und die Sicherheit ihrer Grenzen betraf nicht sie allein. In dieser Hinsicht haben die beiden Nachbarstaaten viel gemeinsam. Sie sind als Besiegte aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangen, haben eine Teilschuld übernommen, die ihnen jedoch aus strategischen Gründen sofort wieder erlassen wurde. Sie sind mit anderen Worten Diener ein und desselben Herren, der ihnen geholfen, sie unterstützt, überwacht und gelenkt hat, um sie nicht in andere Hände fallen zu lassen. Die Machthaber der Nachkriegszeit, die Christdemokraten in Italien und die «grosse Koalition» in Österreich, stehen in der Schuld des amerikanischen Freundes. Im Gegenzug lassen sie Washington bei einer Reihe von Initiativen auf ihrem Staatsgebiet freie Hand. Dazu gehört auch die Brenner-Frage.

Dennoch hat die Welt zwischen 1960 und Anfang 1961 gute Gründe, sich nicht auf die Provinz Bozen zu konzentrieren. In Europa herrscht Frieden, aber im Rest der Welt gibt es eine Vielzahl offener Rechnungen. Abgesehen von den Konflikten in Korea, Indochina und Algerien sind die letzten Kolonialreiche im Zerfall begriffen. Das kommunistische Regime presst seine Satellitenstaaten unter ein immer brutaleres Joch. Auf die Berlinkrise folgt die Kubakrise. Vom nuklearen Wettrüsten einmal ganz zu schweigen. Dieses Galopprennen führt auf einen Abgrund zu, und offenbar vermag niemand es aufzuhalten – weder Nikita

Chruschtschow, Stalins Nachfolger seit 1953, noch der junge amerikanische Präsident John E. Kennedy, der 1961 ins Weisse Haus einzieht. Innerhalb weniger Jahre haben sich die beiden Supermächte mit Waffen eingedeckt, die ausreichen, die gesamte Menschheit zu vernichten. Und nun beginnt sowohl dem Westen als auch dem Osten die politische Kontrolle über diesen Waffenarsenal zu entgleiten. Während die USA 1946 über neun «Bomben» verfügen, sind es im Oktober 1962, in der Zeit des Konflikts um die Mittelstreckenraketen und Fidel Castro, bereits 28'000 Sprengkörper. Die UdSSR beginnt 1950 etwas zeitverzögert mit fünf Nuklearsprengkörpern. Im Sommer 1961, als Moskau sich zum Bau der Mauer und zur Teilung Berlins entschliesst, zählt man insgesamt 1'700 dieser Waffen.

Wen sollte es da verwundern, dass sich die Welt nicht sonderlich für die Belange Südtirols interessiert? Falls dieses Arsenal tatsächlich zum Einsatz käme, könnte die Gegend in der Tat strategisch wichtig werden, allerdings in anderer Weise, als es sich die Bewohner dort erträumen.

Nachdem Rusinow in seinem Bericht vom 25. Januar kurz auf Kreiskys Rede vor der UNO zu sprechen kommt, konzentriert er sich auf ein Ereignis, das in der Lokalpresse mehrere Tage lang für Schlagzeilen gesorgt hatte: Am 10. Dezember 1960 sind durch einen Bombenanschlag am Stadtrand von Bozen mehrere für Italiener bestimmte Sozialwohnungen zerstört worden. Rusinow gibt einen knappen Überblick darüber, wie die deutschsprachige Presse über die noch mysteriöse Geheimorganisation BAS berichtet, und zitiert insbesondere die Meinung des «Spiegel». Dort heisst es, der 36-jährige österreichische Verleger Fritz Molden habe sich «insgeheim bemüht, für den künftigen Partisanenkrieg südlich des Brenners – nach dem Vorbild der erfolgreichen zyprischen Untergrundbewegung Eoka des griechischen Obersten Grivas – eine kleine schlagkräftige Truppe zu rekrutieren. Sie sollte

für den ‚Tag X‘ bereitstehen und die Rückkehr Südtirols zu Österreich beschleunigen, falls einmal alle Möglichkeiten einer friedlichen Einigung mit Italien erschöpft wären. Jetzt dementierte Fritz Molden, Ex-Schwiegersohn des amerikanischen Geheimdienstchefs Allen Dulles, gelassen: ‚Niemals würde ich so dilettantisch Krieg spielen.‘» Weiter heisst es in dem Artikel: «Das Südtiroler Freikorps mit seinen vorerst 320 Leuten [...] rekrutiert sich vorwiegend aus Arbeitslosen», den «dritten und vierten Söhnen kinderreicher Bergbauern».⁵ Doch Rusinow ist geneigt, die Machenschaften und Enthüllungen rings um den BAS als «Spielerei» abzutun, und kommt zu dem Schluss, dass man der Sache nicht «allzu viel Gewicht» beimessen dürfe. Diesmal sollte er sich jedoch gewaltig irren.

8

Unbedachte Leidenschaften

Innsbruck, Januar 1960

In das Zimmer im Hotel Speckbacher vor den Toren Innsbrucks dringt die Wintersonne hinein. Das Jahr beginnt gut für Klara, die nackt auf dem Bett liegt. Als Konrad sie zum Essen in den alteingessenen Alpenhof eingeladen hat, war sofort klar, dass es nicht nur um eine Mahlzeit gehen würde. Die Küsse, die sie in Bozen nach seinem letzten Besuch bei ihrem Vater getauscht haben, liessen keinen Zweifel. Zu Silvester hatten sie sich auf einem vornehmen Empfang wiedertreffen, bei dem er sich zwar zurückhaltend, aber hinreichend eindeutig gegeben hatte.

«Du hast mir die Geschichte von deiner Reise nach New York nicht zu Ende erzählt», sagt Klara.

Konrad lächelt. «Stimmt ... Wir haben allzu rasch das Thema gewechselt!»

«Nicht zu rasch», die junge Frau zieht das Laken über die Brust.

«Aber jetzt erzähl mir alles.»

«Was willst du wissen?»

«Alles! Über die Stadt, die Amerikaner, die UNO!»

«Es ist drei Monate her. Vielleicht habe ich das ein oder andere Detail ja schon vergessen», bemerkt Konrad leicht ironisch.

Kreisky hat ihn nach seiner Nominierung zum Aussenminister im Sommer letzten Jahres zu seinem Berater ernannt, und Klara ist davon höchst beeindruckt, auch wenn sie es nicht zugeben mag.

Im vergangenen September hat er den Minister nach New York begleitet, wo dieser die Südtirol-Frage zum ersten Mal vor der UNO zur Sprache gebracht hat.

«Unsere Delegation hat im Waldorf Astoria in der Park Avenue gewohnt. Du wärst begeistert gewesen!»

«Mich interessiert mehr, was Kreisky gesagt hat.»

«Du weisst, dass er den Mund nicht zu weit aufreissen kann. Er hat lediglich das Autonomiestatut für die Südtiroler eingefordert.»

«Aber die werden sich nicht mit Autonomie zufriedengeben! Und sie verlieren allmählich die Geduld.»

«Glaubst du, das interessiert jemanden? Die italienischen Grenzen sind unantastbar, und die Amerikaner haben wirklich andere Probleme.»

«Zum Beispiel?»

Konrad lässt die Hand unter das Laken gleiten und legt sie auf Klaras Brust. Er beugt sich, um sie zu küssen. «Du stellst viele Fragen.»

«Ja, und ich mag's, wenn man mir antwortet», gibt sie zurück und erwidert seinen Kuss.

«Am besten, du fragst deinen Vater.»

«Was hat denn mein Vater damit zu tun?», fährt Klara auf und schiebt ihn von sich. Er zieht eine Grimasse, ist wütend auf sich selbst.

Einem Mädchen mit dem Vater zu kommen, mit dem man gerade geschlafen hat und es gern wieder tun würde, ist nicht gerade ein kluger Schachzug.

«Eigentlich nichts ... Er weiss nur viel mehr als ich, das ist alles.»

«Wehe, du nimmst mich auf den Arm», warnt Klara ihn, doch gleich darauf gibt sie sich erneut seinen Zärtlichkeiten hin. Fragen kann sie auch später noch stellen, denkt sie.

«Schliess die Augen», flüstert Konrad ihr ins Ohr. Doch in dem sonnendurchfluteten Zimmer des Hotel Speckbacher hält Klara die Augen weit geöffnet: Sie will sein Spiel sehen.

Konrad verlässt den Hotelparkplatz und nimmt die Bundesstrasse in Richtung Innsbruck, dann biegt der elegante Wagen mit Falt-

verdeckt auf eine schmalere Strasse ab, die den Berghang hinaufführt.

«Wohin fahren wir?», erkundigt sich Klara. Er hat an diesem Morgen darauf bestanden, früh aufzustehen, und hat sie ermahnt, sich warm anzuziehen.

«Man muss zu seinem Wort stehen. Ich habe eine Überraschung für dich.»

«Für die erbrachten Dienste?», fragt sie schnippisch und bereut im nächsten Moment ihren Zynismus.

Konrad überhört die Spitze. «Ich bringe dich an einen geheimen Ort», sagt er, «aber du darfst mit niemandem darüber sprechen!»

«Nicht mal mit meinem Vater?»

«Vor allem mit ihm nicht.» Franz glaubt, dass Klara zu Besuch bei einer Freundin in Innsbruck ist, und es ist besser, ihn in diesem Glauben zu belassen.

Müheless nimmt der stahlgraue Wagen eine Serpentine nach der anderen. An einem bestimmten Punkt deutet Konrad auf eine eisbedeckte Fläche zwischen zwei steil aufragenden Gipfeln. «Der Achensee», sagt er, «der Alpenfjord!»

«Ich bin noch nie hier gewesen. Ich hätte meine Schlittschuhe mitnehmen sollen», bemerkt Klara.

«Dazu haben wir keine Zeit. Ich muss am Nachmittag wieder in Innsbruck sein.»

Sie biegen von der Hauptstrasse auf einen schmalen Waldweg ab. Den Spuren und dem gepressten Schnee nach zu urteilen, ist er einigermaßen frequentiert. Konrad parkt vor einem halb hinter Bäumen versteckten Metalltor.

In einem Wachhäuschen wärmt sich ein Mann die Hände über einem Kohlebecken. Er trägt einen gefütterten Jägermantel und eine Mütze aus grober Wolle. Über seiner Schulter hängt eine Maschinenpistole.

«Was ist das für ein Ort?», fragt Klara und klammert sich an Konrads Arm. Die Luft scheint unbewegt und bedrohlich.

Der Wachposten grüsst mit einem Wink und betätigt den elektri-

schen Türöffner, um ihnen Zutritt zu dem grossen Platz zu gewähren.

«Niemandland. Dieser Ort existiert nicht. Hin und wieder wirst du einen deiner Südtiroler Freunde hier antreffen, aber wenn du sie nach Absam oder dem Achensee fragst, werden sie antworten, dass sie noch nie davon gehört haben. Er führt sie zu einer Art Almhütte. «Auf der Rückseite befindet sich ein Schiessplatz, aber momentan liegt zu viel Schnee zum Schiessen», erklärt er.

Sie treten ein und gelangen in einen grossen, zur Werkstatt umfunktionierten Raum. An den Mauern hängen Gerätschaften und Materialien für Elektriker. Es gibt vier gut beleuchtete Werkbänke mit Schraubstöcken und Kreissägen.

«An die Arbeit», sagt Konrad. «Die Geheimnisse der Liebe genügen dir nicht, stimmt's? Hier gibt's noch weitere ...» Mit ein paar raschen Handgriffen legt er auf einer der Werkbänke Batterien, Kabel, elektrische Widerstände und einige billige Uhren nebeneinander. «Mit diesen Sachen baut man einen Sprengsatz. Man verbindet ihn mit Dynamit, und *BUMM* fliegt alles in die Luft!» Im ersten Moment weiss Klara nicht, was sie sagen soll, es kommt ihr unfassbar vor. Voller Hochachtung sieht sie ihn an, und er ist von Stolz erfüllt.

«Schau zu und mach's mir nach.»

Eine gute Stunde lang sind sie beschäftigt. Klara hat schnell begriffen, wie man das Uhrwerk mit der Batterie verbinden muss und wie der Kontakt hergestellt wird, um die Drahtenden zum Glühen zu bringen und die im Dynamit steckende Lunte zu zünden.

«Ein Kinderspiel», sagt sie am Ende, doch sie spürt das Adrenalin in den Adern. «Aber ...», sie betrachtet den von ihr gebauten Sprengsatz, und plötzlich wird ihr bewusst: «Soll das heissen, dass das Ding da explodieren wird?» Ihr kommt alles so absurd vor.

«Klar, das ist eine Bombe.» Konrad gibt ihr einen Klaps, als sei

sie ein kleines Kind. «Mach dir keine Sorgen, an besagtem Tag wirst du nicht in der Nähe sein.»

«Aber warum alles in die Luft sprengen? Was soll das bringen, wenn ohnehin niemand bereit ist, etwas zu ändern?»

«Die Bomben kommen allen gelegen», fasst er zusammen. «Sie stellen alle zufrieden.»

«Zufriedenstellen? Bomben?»

«Die Nordtiroler sind zufrieden, weil sie ihre Ränke spinnen können, die Südtiroler, weil sich jemand um sie kümmert, und die Italiener, weil sie einen guten Grund haben, Militär an die Grenze zu schicken», zählt Konrad auf. «Und die Amerikaner ...»

«Die Amerikaner?», drängt sie.

«Das wird dir dein Vater sagen.» Diesmal duldet sein Ton keinen Widerspruch. «Gehen wir zurück zum Wagen. Du hast heute deine erste Bombe gebaut, ich denke, das genügt vorerst.»

Tags darauf sitzt Klara im Zug nach Bozen. Im Koffer hat sie ein Paket, das Konrad ihr anvertraut hat, aber sie hat es zwischen die Kleider geschoben und gleich darauf vergessen. In Gedanken durchlebt sie die zärtlichen und leidenschaftlichen Momente, die sie mit ihm verbracht hat, und sie hat das Gefühl, diese Liebeserlebnisse stünden ihr ins Gesicht geschrieben. Und wenn schon. Sie sieht den Zöllnern fast herausfordernd entgegen, während sie ihnen den Pass reicht.

«Ist das Ihr Koffer?», fragt einer der Italiener.

«Ja», bestätigt sie, und die zarte Röte, die ihre Wangen überzieht, erregt das Wohlwollen des Mannes in Uniform.

«Gut, danke», nickt er und reicht ihr mit einem breiten Grinsen den Pass zurück. Mit leichtem Bedauern geht er weiter. Diese Österreicherinnen, denkt er, lassen wirklich nichts zu wünschen übrig.

9

Eine bittere Enttäuschung

Bozen, Montan und Pinzon, Sommer 1960

Eins, zwei, drei!»
Max und Peter springen gleichzeitig auf, stellen sich auf den Kopf, stützen sich mit den Händen ab. Sie tragen Hemden und kurze Sporthosen. Ringsherum liegen aufgeschlagene Bücher, Mitschriften und Hefte. Die Maturaprüfungen stehen vor der Tür, doch sie fühlen sich gut vorbereitet. Das Fenster ist weit geöffnet, auf dem Waltherplatz ein paar Stockwerke tiefer wimmelt das Leben.

«Je länger du in dieser Stellung bleibst, desto länger bleibt auch dein Gehirn durchblutet», erklärt Peter, der sich dieses Spiel ausgedacht hat. «Und je mehr Blut durchs Gehirn strömt, desto besser kannst du dir lateinische Deklinationen, mathematische Gleichungen, die Daten des Ersten Weltkrieges und Schillergedichte merken!»

«Das ist die blödsinnigste Theorie, die ich je gehört habe», lacht Max. Er wünscht sich, diese Tage würden nie vergehen.

«Noch einen Monat, dann haben wir es geschafft», ermuntert ihn der Freund und kommt wieder auf die Füße.

«Auf jeden Fall.» Max setzt sich auf seinen Lieblingsplatz, das Fensterbrett.

«Weiter geht's! In ein paar Wochen sind wir frei... an der Universität.» Peter schlägt mit der Faust aufs Bett.

«Dann können wir endlich weg von hier, abhauen, leben!», ruft Max in die zarte Maienluft hinein. Doch in seiner Stimme ist ein deutlicher Missklang zu vernehmen.

«Glaubst du wirklich, du kannst das alles einfach hinter dir lassen?»

«Was alles?» Max dreht sich abrupt um.

«Die Ländereien, den Hof, den Familienbesitz. Letztlich gehört das alles dir!»

«Ich weiss, und mein Vater wird es mich teuer bezahlen lassen. Aber ich bin nicht wie er. Ich will nicht so sein!»

Plötzlich dringt Sissis Stimme durch die Wände. Der Tonfall ist nachdrücklich. «Max! Max! Komm her!»

«Was ist los?»

«Eichmann ist verhaftet worden!», platzt sie heraus.

Dieser Name ist so unpassend an diesem milden Bozner Nachmittag, dass die beiden Buben im ersten Augenblick nicht ganz begreifen. Doch als sie das Wohnzimmer betreten, haben sie sich alles ins Gedächtnis zurückgerufen. Adolf Eichmann, der Massenmörder, der Mann der Endlösung, der Konzentrationslager, der Gaskammern. Adolf Eichmann, der sich 1950 unter dem falschen Namen Ricardo Klement vom Genueser Hafen nach Argentinien eingeschifft hat.

«Wer? Wer hat ihn verhaftet?», fragt Max, während er zu Füßen seiner Tante Platz nimmt und eine ihrer Hände ergreift.

«Die Israelis. Im Radio heisst es, sie hätten Eichmann in Argentinien aufgespürt und lebend erwischt. Man wird ihm in Israel den Prozess machen.»

«Keiner wird ihn vermissen», kommentiert Peter. «Und die, die noch auf freiem Fuss sind, werden ein bisschen schlechter schlafen.»

«Ganz zu schweigen von denen, die ihm zur Flucht verholfen haben», fügt Max hinzu.

«Das sind eine ganze Menge Leute», gibt Sissi zu bedenken und schaltet das Radio aus. «Man braucht gar nicht so zu tun. Eichmann ist nicht der Einzige. Mengele, Bormann. Und viele andere ...»

«Allesamt unversehrt im Ausland, dank vieler eifriger Helfer. Auch Leuten von hier», fasst der Neffe zusammen. «Angesehene Mitbürger vielleicht oder gar Verwandte ...» Tante Sissi begreift sofort und schüttelt den Kopf.

«Nein, Max. Du kannst deinem Vater vieles vorwerfen, aber das nicht. Dazu hätte er nie den Mut aufgebracht!»

«Und du?», fragt Max unvermittelt.

«Ich?» Tante Sissi zögert einen Augenblick, und in ihren Augen blitzt die Antwort auf. «Ich habe von Grossdeutschland geträumt. Von diesem Traum sind bloss noch Trümmer geblieben. Das ist alles», erwidert sie nur. Sie steckt sich eine Zigarette an und nimmt einen tiefen Zug. «Eines Tages solltest du jedoch deinen Vater fragen, wie er es geschafft hat, immer ungeschoren davonzukommen. Die Faschisten, die Nationalsozialisten, die Amerikaner ... Feine Sache, mit jeder neuen Wendung noch reicher zu werden.»

Max hat den Eindruck, sie habe absichtlich das Thema gewechselt, aber er lässt sie gewähren.

«Kannst du das genauer erklären?», drängt er sie.

«Nein! Ich habe dem nichts hinzuzufügen.» Ärgerlich schüttelt Sissi den Kopf. «Eines Tages wirst du mit ihm darüber sprechen, und vielleicht bringt er den Mut auf, dir zu antworten. Es gibt die grossen Verbrecher und die kleinen Feiglinge. Letztere überleben leichter. Auch Niederlagen, auch die Schmach. Aber ich habe schon zu viel geredet, macht, dass ihr verschwindet!» Die beiden Freunde kehren erstaunt in ihr Zimmer zurück. Sissi ist heute wirklich schlecht gelaunt.

«Was ist das für eine Geschichte mit deinem Vater?», fragt Peter.

«Ich habe keinen blassen Schimmer.» Max sucht auf dem Schreibtisch nach dem Feuerzeug, und ein Stapel Schwarz-Weiss-Fotos fällt runter, verteilt sich auf dem Dielenboden.

«Oh, sieh mal. Das wollte ich dir schon längst zeigen, aber ich habe es immer vergessen. Es ist eine Weile her, dass ich es geschossen habe» Er reicht dem Freund eines der Bilder.

Der mit Teleobjektiv aus ebendiesem Fenster aufgenommene Schnappschuss zeigt Klara in Begleitung eines jungen Mannes mit Hut. Sie hat ihm das Gesicht zugewandt, um seinen Kuss zu empfangen.

«Hab ich mir schon gedacht, dass sie mit einem geht. Ich bin schliesslich nicht blöd.» Peter schleudert das Foto auf den Boden. «Er wird sie sattbekommen, so wie ich Emma sattbekommen habe.»

«Genau», nickt Max fröhlich. «An der Universität gibt es genug Mädchen.»

Zur Abwechslung hat sein Vater ihm diesmal freie Hand gewährt. «Es ist mein Geburtstag», hat Max gesagt, «und ich habe keine Lust, mit einer Schützenparade zu feiern.» Er hat den ersten Samstag nach Bekanntgabe der Maturaergebnisse gewählt. Die, die nicht bestanden haben, werden die Kröte bis dahin geschluckt haben. Und die anderen haben ohnehin nichts anderes im Sinn, als zu trinken und bis zum Morgen zu tanzen. Max hat eine kleine Kapelle aus Meran engagiert, junge Burschen, die sich amerikanisch geben. Sie tragen Lederwesten und enge Jeans und spielen Stücke von Elvis Presley und Chuck Berry, schreien in merkwürdigem Englisch ihre Liedtexte ins Mikrofon.

Die Schulkameraden sind gekommen, aber auch andere, die weder Peter noch Max je gesehen haben, und viele hübsche Mädchen in leichten Blusen, gepunkteten Röcken oder Sommerkleidern nach dem Vorbild Audrey Hepburns. Auch die Kameraden vom Boxverein sind da. Keiner will sich das Fest entgehen lassen.

Der Duft von gegrilltem Fleisch und das Lachen der Mädchen erfüllen die Luft. Die Freundinnen von Max' Schwestern sitzen rauchend auf den kleinen Sofas rings um die im Garten improvisierte Tanzfläche und halten mit lässiger Geste nach Beute Ausschau.

Peter hat ein wenig abseits auf der Veranda Platz genommen. Klara tritt auf ihn zu, nimmt ihr Halstuch ab und tupft sich die Stirn ab.

«Deinen Verlobten hast du daheimgelassen?», fragt Peter.

«Lass mich nicht bereuen, dass ich gekommen bin», gibt sie zu-

rück. Um das Fest nicht zu verpassen, hast sie sogar ihre Ferien in Innsbruck unterbrochen.

«Nicht streiten, ihr zwei», mischt Max sich ein und gesellt sich zu ihnen. «Bald werden wir alle in Innsbruck sein.»

«Mit Emma habe ich jedenfalls Schluss gemacht ...», fährt Peter fort, ohne ihn zu beachten.

«Was du nicht sagst. Sie werden bei dir Schlange stehen, um dich zu trösten.»

«Das habe ich nicht nötig.»

Max lässt einen Sektkorken knallen und reicht Klara die Flasche. Ohne Gläser.

«Vielleicht kannst du mir helfen, in Innsbruck ein Zimmer zu finden», sagt Peter. «Möglichst nicht so teuer. Ausserdem brauche ich eine Arbeit. Ich könnte kellnern ...»

«Was redest du da? Wir werden bei meinen Verwandten wohnen», unterbricht ihn Max.

«Max! Soll ich etwa die ganze Zeit auf eure Kosten leben? Was würden die Deinigen sagen, wenn plötzlich ein Unbekannter bei ihnen hereinplatzen würde?»

«Ich glaube nicht, dass sie sich wundern würden», bemerkt Klara schnippisch, und Max wirft ihr einen finsternen Blick zu. «Wir könnten eine Dreizimmerwohnung mieten, dann könntest du in einem Jahr auch kommen ...», fantasiert Peter, dem der Sekt zu Kopf gestiegen ist.

«Also eine Art *Ménage-à-trois*», erwidert Klara ungezwungen. «Schade, dass ich schon eine Wohnung in Innsbruck habe, noch dazu eine schön geräumige.»

«Dann nimm du doch Peter bei dir auf. Ich glaube nicht, dass sich die Deinigen darüber wundern würden.» Max gibt ihr alles in gleicher Münze zurück.

«Wer weiss, worüber sich die Meinigen wundern würden.» Klaras Miene verfinstert sich schlagartig. «Aber wollt ihr wirklich an die Uni zum Studieren? Fort von hier? Bei dem, was gerade im Busche ist?»

«Und was soll gerade im Busche sein?», fragt Peter zärtlich und

legt einen Arm um ihre Taille. Sie schiebt seinen Arm fort, springt auf und trinkt einen letzten Schluck.

«Ihr wisst einfach gar nichts. Lasst uns tanzen gehen, auf!» Sie eilt los, und die beiden sehen sich ratlos an.

Die letzten Sommerfrischler sitzen noch in der Schankstube des Gasthauses und werden unter den wachsamen Augen Clothildes von ein paar Aushilfskellnern bedient. An diesem Abend hat Peter jedoch nur eines im Kopf: den Fernseher. Den kleinen Schwarz-Weiss-Apparat, den seine Mutter über dem Tresen hat anbringen lassen. Seit dem 25. August bleibt in der Stube kein einziger Platz mehr frei. Die Olympischen Spiele in Rom haben begonnen und werden live übertragen. Das Fernsehen zieht die Gäste an, vereint alle miteinander. Für die Italiener sind die Spiele ein schönes Geschenk. Unter den Besiegten sind sie die ersten, die eine den Frieden symbolisierende Veranstaltung ausrichten. Eine unverdiente Ehre, wie viele hier in der Gegend denken.

An diesem Abend schaut Peter das Boxkampffinale. Die jüngsten Wettkämpfe haben ihn in den Bann geschlagen. Der Ring wird von schwarzen Boxern beherrscht, die für die Vereinigten Staaten kämpfen. In den entscheidenden Kategorien sahen sie eine Medaille nach der anderen ab.

Besonders begeistert sich Peter für die Heldentaten eines Athleten, dessen Namen er zuvor noch nie gehört hat: Cassius Clay, gerade einmal achtzehn Jahre alt, achtzig Kilo schwer, nichts als Muskeln und Sehnen. Er kämpft gegen einen Polen, der diesem tänzelnden, wendigen, unberechenbaren Artisten eindeutig unterlegen ist.

«Beeindruckend», kommentiert Hermann vom Tresen.

«Der Kerl ist phänomenal. Ich muss die Fotos in meinem Zimmer aus wechseln.»

«Wenn ich es richtig mitbekommen habe, willst du eher das ganze Zimmer wechseln», bemerkt Hermann.

«Wir gehen Ende des Monats», bestätigt Peter. «Max hat Ver-

wandte in Innsbruck. Wir werden eine Wohnung mieten und uns die Kosten teilen.»

Der Rhythmus im Ring ist atemberaubend. Drei Runden zu jeweils zwei Minuten. Sieg nach Punkten. Mit seiner Geraden und den raschen, kräftigen Schlägen behauptet der aus der Ferne stammende schwarze Boxer seine Überlegenheit. Der Pole ist gut, aber er hat keine Chance. Cassius Clay, der junge Bursche aus Kentucky mit dem Namen eines alten Römers, wird zur Legende: Goldmedaille. *Ein Star ist geboren*, titeln die Zeitungen am nächsten Tag.

Peter tritt hinaus, um in der noch milden Nacht eine Zigarette zu rauchen. Das Parfum seiner Mutter steigt ihm in die Nase. Er weiss, dass sie ihm seit Tagen dringend etwas mitteilen will, aber bei dem stets voll besetzten Gasthaus, den anspruchsvollen Gästen, hat sie nie auch nur eine Minute für sich oder gar für den Sohn übrig.

«Ich muss mit dir sprechen.» Im Dunkeln erkennt Peter kaum ihre Gestalt, aber er hört den Kummer in ihrer Stimme.

«Was ist passiert?»

«Peter, es tut mir so leid. Es tut mir so unendlich leid, aber du musst auf Innsbruck verzichten.» Mühsam kommen ihr die Worte über die Lippen, obwohl sie sie in einem Atemzug hervorstösst.

«Was soll das heissen? Meinst du die Universität?» Er drückt die Zigarette aus. Plötzlich ist die Nacht nicht mehr mild, die Vögel verstummen, im Hof des Gasthauses Staffler ist es plötzlich frostig geworden.

«Ja, Peter, ich brauche dich. Das Geld reicht nicht», murmelt Katharina.

«Welches Geld, Mutter? Ich werde praktisch keine Kosten verursachen. Ich kann bei Max wohnen, ich werde mir eine Arbeit suchen, es gibt sogar Stipendien für junge Südtiroler!», versucht er, sich zu behaupten. Aber er hat keine Chance, und er weiss es. So wenig wie der Pole gegen den Schwarzen mit den Geieraugen.

«Ich weiss, ich weiss das alles, aber du kannst nicht fort. Du kannst mich nicht allein lassen mit dem Gasthaus. Ich habe kein Geld mehr.» Jedes ihrer Worte trifft ihn in den Magen, raubt ihm den Atem. Er spürt, wie ihm die Beine weich werden. Er kann nicht gegen seine Mutter kämpfen.

«Wie kann das sein? Die Saison lief bestens, und du hast selbst gesagt, dass wir etwas für mein Studium beiseitegelegt hätten», wagt er fast schüchtern vorzubringen. Doch in Wahrheit spürt er Wut in sich aufkochen.

«Die Situation hat sich verändert. Ich musste Schulden begleichen, die ich geglaubt hatte, aufschieben zu können. Und ich muss Personal entlassen. Ich brauche deine Hilfe.»

«Das ist absurd. Es war schon alles beschlossen! Ich sollte fort an die Universität, weg von hier. Sag mir die Wahrheit, was ist wirklich passiert? Was hat sich verändert?», fragt Peter mit erhobener Stimme.

Katharina tritt auf ihn zu, umarmt ihn. Ihr Bub, der glaubt, ein Mann zu sein, es aber nicht ist. Sie hat es geschafft, ihn zu beschützen, bisher, ihn vor der Wahrheit zu bewahren.

«Lass mich nicht allein, Peter. Geh nicht fort. Ich schaffe es nicht ohne dich.»

«Aber wovon redest du? Das Gasthaus läuft bestens, es ist immer voll besetzt, und Innsbruck liegt drei Zugstunden entfernt!» Doch er weiss, dass er bereits verloren hat. Er taumelt, wie ein zu Boden gehender Boxer. «Es ist wegen meinem Vater», seufzt er schliesslich. «Du hast Angst, dass ich nicht mehr zurückkomme.»

«Vielleicht ist es das», antwortet Katharina. Sie trocknet die Tränen, und aus dem Augenwinkel sieht sie Hermann durch die Stuentür auftauchen. Er hat alles mit angehört. Seine Augen sind hart und starr, Soldatenaugen. Voller Vorwurf.

In der Nacht hat Max einen Ruf vor seinem Fenster gehört. Unten vor dem Haus hat Peter auf seiner Zündapp gesessen. In Tränen aufgelöst. Wind, Traurigkeit. Er ist heraufgekommen, hat sich

von Max einen kräftigen Schluck Bourbon einschenken lassen. Dann hat er ihm alles berichtet.

«Sie erzählt Lügenmärchen, so viel steht fest. Nur warum? Was hat sie zu verbergen?», hat er sich immer wieder gefragt. Er hat weitergetrunken und schliesslich angefangen zu lallen.

Max hat ihm aufs Bett geholfen, und der Freund ist sofort in Tiefschlaf gesunken. Dann hat er selbst sich aufs Fensterbrett gesetzt. Er schämt sich für die Erleichterung, die er verspürt. Die Vorsehung hat ihm eine schwere Entscheidung abgenommen. Die Vorstellung, in Innsbruck zu studieren, hat ihn nie begeistert. Sein Vater legt Wert auf einen Erben mit akademischem Abschluss, aber ihm selbst ist das egal. Er hat den Eindruck, dass sich die geschichtlichen Ereignisse hier inmitten der Berge bald überschlagen werden, und er will dabei sein, wenn es geschieht. Peter wäre nie allein fortgegangen, und Max hat ihn nicht verlieren wollen. Doch jetzt haben sie freie Bahn, dank Katharina. Sie werden beide hierbleiben. Gemeinsam mit der schönen, klugen Klara, die mehr weiss, als sie zugibt. «Ihr wisst einfach gar nichts», hat sie gesagt. Und das stimmt, denkt Max. Aber Geheimnisse lassen sich aufdecken.

Er schiebt ein Blatt Papier in die Kofferschreibmaschine, eine Smith Corona, die Tante Sissi ihm für sein Studium geschenkt hat. Doch auch sie ist dagegen, ja sie ist verzweifelt bei der Vorstellung, sich von dem Neffen zu trennen und allein in Gesellschaft der Haushälterin daheim zu sterben. Eine unbegründete Sorge. Tante Sissi erfreut sich zäher Gesundheit.

Max nimmt einen Schluck Bourbon und schaut aus dem Fenster. Er hat diesen Himmelszipfel nie gemocht. Wegen der Beleuchtung auf dem Platz sieht man die Sterne nicht, aber es gibt sie dort oben, zu Tausenden. Er beginnt zu schreiben. «Kurt», nicht etwa «Lieber Vater». Schon eine ganze Weile empfindet sein Herz nicht mehr so.

Ich habe beschlossen, auf das Studium in Innsbruck, für das Du mich bestimmt hast, zu verzichten. Ich bin überzeugt, dass es Zeitverschwendung wäre. Fürs Leben lernt man durch tagtägliche Erfahrung und nicht in den Hörsälen und Bibliotheken vorsintflutlicher Institutionen, die den Herausforderungen der Geschichte noch nie gewachsen waren. An dem Unglück, das unsere Heimat seit Jahrzehnten heimsucht, tragen auch diejenigen Schuld, die hier seit jeher regieren. Ein Bürgertum, das mit seinen Machenschaften auf unsagbare Feigheit baut und vor keinem Verrat, keinem Kompromiss zurückschreckt. Und eben dazu wird man in den Bildungsstätten erzogen, die zu besuchen ich mich weigere. Ich werde einen anderen Weg einschlagen, und dieser Weg beginnt mit diesem Abend.

Maximilian

Vielleicht ein bisschen zu pathetisch, denkt er, während er mit grossen Schritten die Treppe hinabeilt. Doch es gilt, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen und einen klaren Bruch zu vollziehen, und der Bourbon hat ihm auf jeden Fall die Zunge gelöst.

Peter hat die Zündapp vor der Tür stehenlassen. Es ist eine schwere Maschine, aber sie lässt sich leicht fahren. Die Strasse ist leer, die Polizei hat sich in die Kasernen zurückgezogen oder patrouilliert in den italienischen Vierteln. Max fährt langsam, um die braven Bürger von Montan nicht zu wecken. Er parkt in der Scheune hinter dem grossen Hof, in dem seine Familie seit Generationen lebt. Die Hunde empfangen ihn schwanzwedelnd.

Leise tritt er durch die Hintertür und durchquert die Küche. Dann steigt er die Steintreppe hinauf bis zu dem grosszügigen Vorraum. Hier müssen die Besucher seines Vaters warten, die kommen, um einen Gefallen zu erbitten oder ein Geschäft vorzuschlagen. Er öffnet die Tür zum Arbeitszimmer. Neben den Familienporträts hat Kurt hier seit einiger Zeit auch Fotografien von wichtigen Er-

eignissen aus seinem Leben aufgehängt. Inzwischen ist er ein Mann der Öffentlichkeit, ein Eckpfeiler der Gesellschaft. Zwar kein Politiker und auch kein Mann in Uniform. Aber einer, der etwas zählt und auf den man zählen kann. Und letztendlich ist es das Geld, das Bündnisse schafft oder auflöst. In seinen Augen gibt es schon länger keine Regierung mehr, weder in Wien noch in Rom noch gar in Trient oder Bozen. Es seien die Aufsichtsräte in den grossen Firmen, die die Strippen in der Politik zögen, sagt er.

Max nimmt am Schreibtisch seines Vaters Platz. Den Umschlag platziert er gut sichtbar auf der Arbeitsplatte, lehnt ihn gegen die silberne Tabaksdose, zu der Kurt täglich greift, um seine Pfeife zu stopfen. Er versucht die Schubladen aufzuziehen, sie sind abgeschlossen. Doch er kennt das Geheimnis. Man muss nur an der mittleren ein wenig ruckeln, damit zwei kleine Hebel zurückschnappen, die die beiden äusseren blockieren. Max sucht nichts Bestimmtes. Er will nur eine Spur von sich hinterlassen. Dem Vater zeigen, dass er keine Angst mehr vor ihm hat. Dass er in sein Heiligtum eindringen kann und seinen Zorn nicht fürchtet.

In der rechten Schublade befinden sich ein paar alte, an Kurts Schwestern adressierte Briefe. Ein brauner Umschlag ohne Namen und Adresse, der älter als die anderen wirkt und noch versiegelt ist, erscheint ihm besonders interessant. Auf den ersten Blick sieht er aus, als würde er nichts enthalten, doch mit den Daumen erspürt Max unter dem Papier ein dünnes Papp-Etui. Er zögert, dann steckt er den Umschlag in die Tasche. Er verschliesst alles wieder, erhebt sich und geht.

Noch nie hat er sich so frei gefühlt.

Kriegspläne

Bozen und Rom, Sommer 1960

Peter hat Klara angerufen und sie um ein Treffen gebeten. An seinem Tonfall hat sie gemerkt, dass es um etwas Ernstes geht. Er braucht sie wirklich, er will sie nicht nur einfach sehen wie sonst.

«Bist du bei Max?»

«Ja.»

«Gut, ich komme am späten Vormittag vorbei und bring euch was mit.»

«Was denn?» Peter ist noch benommen vom Kummer der letzten Nacht und den Nachwirkungen des Bourbons.

«Wirst du schon sehen, bis dann.»

Als Klara bei ihnen klingelt und er ihr die Tür öffnet, kommt sie nicht dazu, ihn zu begrüßen. Er fasst sie am Arm und presst ihr stürmisch seine Lippen auf den Mund. Ein Schwindel ergreift sie, und sie lässt ihn gewähren. Es ist das erste Mal, dass er sie küsst, ein unerwarteter Kuss, verwirrender, als sie geglaubt hätte. Der unschuldige Junge, der sie seit Jahren anbetet, ist gar nicht so unschuldig.

Sie schiebt ihn von sich, ein wenig atemlos.

«Warte», sagt sie.

«Worauf soll ich warten?», fragt er barsch. Er hat es satt, sich nach den Wünschen anderer zu richten. Vor allem nicht nach denen seiner Mutter. Er will Klara festhalten, doch sie entwindet sich seinem Griff.

«Schliesslich gehe ich mit einem andern», ruft sie ihm ins Gedächtnis und eilt ihm voran in Max' Zimmer.

Die drei jungen Leute halten regelrechten Kriegsrat. Sie müssen

sich eine Strategie überlegen, es geht um Peters Zukunft. Aber auch um die von Max. Sie wollen sofort alles in die Hand nehmen. Sich eine Arbeit suchen. Gemeinsam bei Tante Sissi wohnen.

«Hör mal, du solltest in die Pension zurückkehren», rät Klara. Peter schaut sie verständnislos an.

«Du solltest bei deiner Mutter bleiben. Auf die Universität zu verzichten ist kein Weltuntergang, aber auf die eigene Mutter zu verzichten ist unmöglich. Vor allem für dich.»

«Aber sie hat mich belogen. Sie hat gesagt, sie habe Geld beiseitegelegt. Für mich. Um mir beim Umzug zu helfen, um mein Studium zu bezahlen ...»

«Es muss also etwas passiert sein. Das Geld ist weg, wenn sie es hätte, würde sie es dir geben. Sie zahlt seit achtzehn Jahren für dich.»

Peter weiss sehr wohl, dass Klara recht hat, aber noch ist er nicht bereit, seinen Traum aufzugeben.

«Du hast leicht reden», erwidert er bitter. «Du spielst schliesslich nicht seit jeher den Kellner. Dein Herr Papa wird's dir an Geld bestimmt nicht mangeln lassen. Und ich wette, auch dein Verlobter zeigt sich grosszügig.»

«Willst du behaupten, ich liesse mich aushalten?», fragt sie.

Peter spürt die Schärfe in ihrer Stimme und begreift, dass er besser nicht noch weiter geht.

«Ich sag ja bloss, dass du nach Innsbruck verschwinden wirst», brummt er. «Nächstes Jahr, nach der Matura.»

«Das ist nicht sicher.» Die junge Frau spricht langsam. «Noch steht gar nichts fest.» Sie betrachtet die beiden Freunde und fragt sich, ob sie ihnen vertrauen kann. Dann öffnet sie die schwere Leinentasche, die sie mitgebracht hat, und fängt an, Gegenstände herauszuholen, die sie auf dem Schreibtisch ausbreitet: Uhren, Batterien, Elektrodraht, Zündschnüre, Detonatoren.

«Fehlt nur der Sprengstoff», erklärt sie, als sei nichts dabei.

«Doch den könnt ihr euch bei Hermann oder irgendjemand anders

besorgen. Das Zeug wird jede Woche kiloweise aus Österreich geliefert.»

«Das wissen wir selbst», erwidert Max, den Blick wie gebannt auf die Gegenstände geheftet.

«Gut, dann erkläre ich euch jetzt, wie das Ganze funktioniert.»

Seltsam, sie hat kein Problem damit, eine zu bauen, aber sie schafft es nicht, sie beim Namen zu nennen: die Bombe.

«Und dann?», fragt Max.

«Dann ist es an uns, zu entscheiden. Aber bis dahin: keine Kurzschluss-handlungen, keine Dummheiten. Peter bei seiner Mutter, du bei deinem Vater.»

«Vergiss es», entgegnet Max. «Wenn ich zu meinem Vater zurückginge, wäre das in der Tat eine ziemliche Dummheit, glaube mir», fügt er hinzu.

«Vielleicht hast du recht.» Klara verzieht das Gesicht.

«Nimm es mir nicht krumm, du kannst schliesslich nicht immer richtigliegen.»

«Aber was hast du vor?», fragt Peter ein wenig ungehalten.

«Sie will, dass wir Ernst machen.» Max wirft Klara ein Lächeln zu. Ein wahrhaft strahlendes Lächeln.

Sie blickt ihn erstaunt an, bisher ist ihr nie aufgefallen, wie gut er eigentlich aussieht. Was für ein Jammer, denkt sie.

Max seinerseits betrachtet sie mit ganz neuem Interesse. Dieses Mädels hat mehr Mut als sie beide zusammen.

«Sag, mit wem machst du gemeinsame Sache?», fragt er sie fast im Flüsterton. Zwar weiss er sehr wohl, dass es in Innsbruck Aktivisten gibt, die für die Befreiung Südtirols kämpfen, aber Klara schien ihm bisher nicht der Typ dafür zu sein.

«Ich stehe auf der Seite der vorläufigen Gewinner. Und man braucht keinen Dokortitel, um zu wissen, wer das ist», antwortet sie.

Umberto grüsst die Wachposten vor dem Palazzo del Viminale in Rom. Die Nachtschicht vor dem Innenministerium wird sicher nicht allzu angenehm sein. Er zündet sich eine Zigarette an und

atmet die stickige Luft. Er hasst den September. Dieser Monat lässt ihn jedes Mal an alte Zeiten zurückdenken, an eine Insel, auf der die Nächte zwar warm waren wie an diesem Abend, doch weitaus lieblicher.

Er läuft die Strasse entlang in Richtung Piazza Barberini. Die Olympischen Spiele sind seit einer Woche beendet: *Die Friedens-Olympiade*, haben die Zeitungen getitelt. Als könne der Sport über Frieden oder Krieg entscheiden. Für die Sowjetunion war es ein voller Erfolg: 103 Medaillen. Die Vereinigten Staaten haben 71 Medaillen gewonnen, Italien 36. Umberto überquert die Via del Quirinale und hebt den Blick in Richtung Verteidigungsministerium. Hinter einigen Fenstern scheint noch Licht. Auch hier wird bis spät gearbeitet. Es sind diese Ämter und solche wie seines, in denen die Entscheidung über Krieg und Frieden fällt.

An dem alten Stummel steckt er sich die nächste Zigarette an. Er sollte besser damit aufhören, aber es gibt für ihn keinen Anlass, sein Laster aufzugeben. Er begegnet Gruppen lächelnder Menschen. Worüber sie sich wohl unterhalten? Über die Sportler, die das Volk begeistert haben? Jeder hat seine eigenen Helden. Die seinen sind, soweit Umberto sich erinnert, alle tot. Und viele von ihnen hat er vergessen. Besser so.

Er erreicht den Platz. In dieser römischen Nacht ist er der Einzige, der eine Jacke trägt. Eine alte Gewohnheit als Polizist: So kann er das Holster seiner Beretta M34 verdecken. Ausserdem ist er Hitze gewohnt. In Sizilien gilt sie als ganz normal. Und auch auf Kefalonia hat sich niemand über sie beschwert.

Seine dunklen Augen verfolgen das Hin und Her der Passanten, die Auto- und Taxischlangen. Er streicht sich mit einer Hand über das kurze Haar und öffnet die Tür zum Hotel Bernini. Alles in Ordnung. Er durchquert das Foyer und steuert auf die Bar zu. Auf einem kleinen Ledersessel nimmt er Platz, einem anderen Mann gegenüber, dem die Temperatur ebenso wenig auszumachen scheint wie ihm. Er bestellt ein italienisches Bier.

«Du immer mit diesem Whiskey, wie ein Amerikaner», bemerkt er und hebt sein Glas.

«Das ist der schlechte Einfluss», erwidert der Mann und nimmt einen Schluck.

«Für mich?», fragt Umberto und deutet mit dem Kinn auf ein graues Aktenbündel auf dem Tischchen.

Giovanni, sein Gesprächspartner, hat während des Krieges genau wie er auf der richtigen Seite gekämpft. Bereits 1942, noch vor allen anderen, hat er sich für die Sieger entschieden. Damals waren die Amerikaner gerade in Marokko und Algerien gelandet. Tunesien mit seinen deutschen und italienischen Garnisonen wurde in die Zange genommen, aber laut der italienischen Propaganda war der Kampf noch zu gewinnen. Man brauchte Scharfsinn und Mut, um zu jener Zeit die Fronten zu wechseln. Doch an einem regnerischen Dezembertag des Jahres 1942 entschieden sich in dem kleinen, 250 Kilometer südlich von Tunis gelegenen Ort Meknessi Giovanni und seine Leute zur Fahnenflucht. Er bot seine Dienste einem Regiment der 1. US-Infanteriedivision Big Red One an. Es war ein gewagter Schachzug, der sich nicht unmittelbar auszahlen sollte. Die Alliierten gelangten erst am 5. Juni 1944 nach Rom, und Giovanni hatte damals endlich, seit Jahren zum ersten Mal, wieder erleichtert aufatmen können.

Am Tag darauf, dem 6. Juni, kam es zur Landung in der Normandie, und die Befreiung Roms rückte an zweite Stelle. Besser so. Leute wie Giovanni hielten sich gern im Hintergrund. Auf diese Weise macht man sich in Wahrheit unentbehrlich.

Umberto schlägt die Aktenmappe auf.

«Bozen? Seit wann gibt es in Bozen Kommunisten?» «Gibt es nicht. Aber du sollst auch nicht wegen der Kommunisten hin.»

«Wegen dieser Geschichte mit den Bomben? Das sind doch alles Dilettanten.»

«Ganz genau. Grünschnäbel. Es war ein Leichtes, sie zu unterwandern. In der Akte findet sich, wie du sehen wirst, auch ein nur

wenige Tage alter Bericht. Über eine Zusammenkunft in Innsbruck. Da ist was Grosses im Busch.»

«Und wird man einschreiten?»

«Nein, vorläufig nicht. Die spielen unser Spiel.»

«Und was für ein Spiel, wenn ich fragen darf?»

«Lies die Akte durch, dann wirst du's verstehen. Die Situation muss unter Kontrolle bleiben, das ist alles. Die Sache muss so laufen, wie wir es wollen.»

«Und zwar ungehindert», ergänzt Umberto.

«Genau», bestätigt Giovanni und verzieht die schmalen Lippen zu einem Grinsen. «Zumal das Ganze auch im Interesse unserer Freunde ein paar Hausnummern weiter ist.»

Und zur Bekräftigung deutet er in Richtung Via Veneto, wo sich der Palazzo Margherita mit dem Sitz der US-amerikanischen Botschaft erhebt.

Nichts ist, wie es scheint

Fritz Molden? Er war ein guter Freund der Familie, mit dem Sohn verkehren wir heute noch.» Herlinde Moiling lächelt bei dem Gedanken an den alten Kämpfer, jenen Mann, der sie alle miteinander verband: den österreichischen Widerstand, die zur Befreiung Europas eingetroffenen Amerikaner und die mit der Causa Südtirol sympathisierenden Nordtiroler. Die gebildete und freundliche Dozentin für Kunstgeschichte ist eine der wenigen Frauen, die sich zu der Zeit, um die es hier geht, im Zentrum des Geschehens befanden oder, besser gesagt, dort Stellung bezogen haben. Sie war tatsächlich an der Organisation der Feuernacht und weiterer Anschläge in Südtirol beteiligt.

Über Innsbruck senkt sich ein frostig blauer Winterabend. Aus dem kleinen Wohnzimmer im obersten Stockwerk des grossen Hauses von Herlinde und Klaudius Moiling, das im schönsten Wohnviertel der Tiroler Landeshauptstadt liegt, sehe ich den Himmel im Sonnenuntergang erglühen. Das von einem steil ansteigenden Garten umschlossene Haus thront einer Burg mit Festungsgraben gleich im Zentrum der Stadt. Von der Terrasse, die durch ein geschnitztes Holzdach geschützt wird, blickt man auf die schneebedeckten Berge im Hintergrund. Als ich gemeinsam mit meinem Ehemann Jacques ankomme, springen mir als Erstes vier Schädel ins Auge, die wie zur Dekoration auf der Ablage direkt unter dem Dach aufgereiht sind. Einer stammt eindeutig von einem Hund, aber die anderen drei sind menschlich. «Sie kommen von dem Gelände des ehemaligen Pestfriedhofs», erklärt Klaudius, ein namhafter Bildhauer, als sei nichts dabei. «Das ist

der Schädel eines hohen Würdenträgers», erläutert er und deutet auf einen Kopf mit hoher, breiter Schädeldecke. «Dieser hier gehört zu einem Bauern», fährt er fort und berührt einen etwas flacheren, platteren Schädel. «Und dieser hier zu einem Mädchen», endet er, auf den kleinsten deutend. «Interessant, oder?»

Das klingt ein bisschen nach dem Physiognomen Lombroso und auch ziemlich makaber. Klaudius Moiling kennt sich aus. Seine Gattin, die mit ihren 83 Jahren noch immer eine schöne Frau ist, bietet uns Tee, Gebäck und Süßigkeiten an, die in dieser Gegend niemals fehlen dürfen, wenn man um die Weihnachtszeit Besuch empfängt. Jacques nimmt Platz und wirft einen Blick hoch zu der bemalten Holztaube in der Mitte der Zimmerdecke, ein fein gearbeitetes Beispiel der für Tirol so typischen religiösen Kunst. Es ist nicht das erste Mal, dass wir bei einem unserer Interviews das Bildnis des Heiligen Geistes über uns schweben sehen, und als guter laizistischer Franzose ist Jacques jedes Mal erstaunt. Doch Religion spielt hier eine grosse Rolle, und jedes Haus birgt unzählige Symbole.

Die Geschichte, die Klaudius und Herlinde zu erzählen haben, erscheint mir weitaus erstaunlicher als diese Taube. Sind diese beiden rüstigen und adretten Gesprächspartner jenseits der achtzig, die uns lächelnd gegenüber sitzen, wirklich zwei Protagonisten der Bombenjahre?

Herlinde blickt uns aus ihren fröhlichen, so aufrichtigen grünblauen Augen an; er lacht oft, heiter und offen. Ein gutbürgerliches Innsbrucker Ehepaar, das sich Anfang der 1960er-Jahre wie viele andere für die Südtiroler Autonomie einsetzte. Und zwar, um sich politisch zu engagieren, um aktiv zu werden und etwas zu tun. So beschreiben es zumindest die beiden selbst.

«Mein Vater Hans war ein glühender Unterstützer der Sache», erzählt sie. «Seine Mutter Elisabeth, die er sehr geliebt hat, stammte aus Südtirol.»

Bereits in der frühen Nachkriegszeit hat die Familie Kontakt zu Aktivistengruppen, die von Innsbruck aus die Wiedervereinigung

Tirols unterstützen. Herlinde und ihr Mann helfen, Flugblätter für Kundgebungen zu drucken und zu verteilen. Aber junge Leute sind bekanntlich schnell aufgestachelt, und so lassen die ersten Zusammenstöße mit der Polizei nicht lange auf sich warten.

«Ich weiss noch, wie wir in der Stadt an Mauerwände SÜDTIROL! SÜDTIROL! schrieben und ein Bussgeld bekamen. Einer der Polizisten bezahlte für uns. Er war selbst Sympathisant.» Das war im Jahr 1957: Die beiden tauschen einen verwunderten Blick, dass seit jenen verbotenen Worten sechzig Jahre vergangen sein sollen.

«Doch an dem Punkt habe ich begriffen, dass Wien nichts für Tirol tun würde und dass die Parole eigentlich hätte lauten müssen: LOS VON WIEN!», fügt sie hinzu.

Nicht nur von Rom galt es, sich zu lösen. Ihre Position wird radikaler, während das politische Spiel immer komplexer wird. Südtirol träumt von der Abspaltung, doch einige Leute in Innsbruck glauben an ein vereintes Tirol, das unabhängig von den beiden Nationalstaaten Italien und Österreich existieren könnte.

Kaum zehn Jahre nach dem Ende eines verheerenden Konflikts bleiben derartige Entwicklungen an einer strategisch so wichtigen Grenze von den Freunden in Washington nicht unbeachtet. Herlinde bestätigt: «Natürlich steckten zu Beginn der 1960er-Jahre die Amerikaner hinter den aufrührerischen Tendenzen, und Molden und andere haben mitgemischt. Ich habe mich mit diesen Aspekten nicht näher befasst, aber Grundlage des Ganzen war der Antikommunismus. Die Angst, in Italien könne der Kommunismus siegen, war stark, und so unterstützte man Bewegungen, die dem entgegenwirken konnten.» «Die NATO fürchtete eine Vereinnahmung der Gebiete in Mitteleuropa», fügt Klaudius hinzu, «und vielleicht hielt man es gleichzeitig nicht für angebracht, das neutrale Territorium, das Österreich darstellte, noch grösser werden zu lassen.»

Hier enden ihre Geständnisse zur Rolle der einstigen Befreier je-

doch mit einem Schlag. «Ich kann Ihnen nicht mit Sicherheit sagen, worum es den Amerikanern ging», ergänzt Herlinde vorsichtig. «Möglicherweise haben sie die ganze Bewegung überschätzt, ich weiss es nicht. Und ich weiss auch nicht, wer zwischen ihnen und den führenden Köpfen der Südtiroler Kampfgenossen vermittelt hat. Aber wir wollten helfen. Wir kannten Mitglieder des Bergisel-Bundes mit Kontakten zu Sepp Kerschbaumer, der im Süden Anhänger suchte und Mitstreiter anwarb.»

Kerschbaumer war ein «Kämpfer» der ersten Stunde und rekrutierte äusserst engagiert. Und der Bergisel-Bund, eine irredentistische Bewegung in Nordtirol, unterstützte seine Aktivitäten vorbehaltlos. «Wir wussten, dass wir militante Bestrebungen unterstützten. Zunächst ging es nur um Propaganda. Dann beschloss man weiterzugehen.»

Und im Juni 1960 bedeutet «weitergehen» so viel wie das Besorgen von Waffen und Sprengstoff. Dann wurde jemand gesucht, der sie von Österreich über die Grenze schaffen konnte, und wenn man Mollings Bericht hört, ist dies nur ein kleiner Schritt, ja geradezu naheliegend.

«Wir hatten ein in München zugelassenes Auto, mit dem wir das in aller Ruhe erledigen konnten», erzählt Herlinde. «Das erste Mal ist mein Mann mit Kurt Welser gefahren, danach ich, aber immer begleitet von Kurt.» Welser war der Sprengstoffexperte und gewissermassen das Zugpferd der Bewegung.

Sie zeigt mir ein Foto ihres schicken Sportwagens der Marke Volkswagen Karmann Ghia. Ein Fahrzeug mit vielen Vorzügen: Es ist elegant, hat einen zuverlässigen Motor und einen breiten Kofferraum. «Wenn in einem Südtiroler Dorf eine Frau mit einem schönen Auto ankam, umstanden es sogleich Trauben von Kindern, die fragten: ‚Sind Sie wirklich die Fahrerin?‘» Klaudius lächelt über diesen «südländischen» Männlichkeitswahn. «Es war unvorstellbar, dass eine Frau einen Sportwagen fuhr.»

Unvorstellbar und daher gerade recht. Bei der italienischen Poli-

zei erregt eine offensichtlich wohlhabende und elegante Deutsche kaum Verdacht. Ein Glück für Herlinde, die mit einem Koffer-raum voller explosiver «Geschenkpakete» unterwegs ist, noch dazu mit Papieren, die nicht die eigenen sind: Tatsächlich verwendete sie den Ausweis einer Münchner Akademikerin. «Sie war keine Freundin, nur eine Kollegin. Sie ähnelte Herlinde, daher fasste sie den Entschluss, ihr den Pass zu leihen», erinnert sich Klaudius.

Das ist eines der vielen ungewöhnlichen Details. Ich kann mir kaum vorstellen, dass eine deutsche Professorin ihren Ausweis hergibt und ihn jemandem für illegale Aktionen zur Verfügung stellt. Noch schwerer vorstellbar sind derart laxe Kontrollen, dass die Person in Fleisch und Blut als dieselbe durchgeht wie die auf dem Foto. Zumal als sich nach 1961 die Fahrten häufen und die Situation gefährlicher wird. Ist das möglich? Die wenigen zur Verfügung stehenden Mittel, erzählt Herlinde, konnten nicht für das Fälschen von Papieren ausgegeben werden, sie mussten für Waffen und Sprengstoff erhalten.

Ich sage mir, dass die Geheimdienste, und zwar vermutlich die amerikanischen, in jedem Fall in den Handel mit falschen Papieren verwickelt gewesen sein müssen. Und alles für den Kampf wie Waffen oder Munition, frage ich, woher kam es? «Manche verschenkten alte Waffen, und in den Steinbrüchen blieb immer ein bisschen Sprengstoff übrig», erinnert sich Klaudius. «Wir hatten ganz unterschiedliche Quellen: Jäger, Bauern mit Waffenschein und andere Personen. Nach dem Krieg war alles Mögliche im Umlauf.»

«Das war natürlich illegal, man riskierte Gefängnis», fügt seine Frau hinzu. Doch das Paar mit den Decknamen Hanna und Simon wird nie verhaftet.

Der Juni 1961 rückt näher und damit die Feuernacht: der erste grosse Anschlag, bei dem Dutzende von Strommasten in Südtirol zu Fall gebracht wurden. Herlinde Moiling beschreibt ihre Rolle bei der Organisation dieses Ereignisses in zahlreichen Interviews sowie in dem Buch *So planten wir die Feuernacht*, das ich mit

grossem Interesse gelesen habe. Aber sie persönlich zu hören, das hat noch einmal eine ganz andere Wirkung. Sie und Klaudius erzählen abwechselnd, sehen sich dabei häufig und mit einem über die Jahre hinweg unverrückbar gewachsenen Einverständnis an. Ihre Wahrheit wird in diesem Wohnzimmer lebendig, schreitet in den typischen Bahnen gekonnten Erzählens voran, entwickelt sich ungehindert, spannend und auf erprobte Weise.

Ihre Ausbildung erfolgt in einem Gehöft der Familie Kurt Welser. «In der Nähe des Hauses befand sich eine kleine Höhle, dort haben wir den Umgang mit Sprengstoff geübt. Schiessen war schwieriger, und tatsächlich bin ich darin nicht so gut», erinnert sich die gepflegte Dame mit dem langen Haar, die mir gegenüber sitzt und die ich mir nur schwer mit einer Waffe in der Hand vorstellen kann. «Aber Sprengstoff zu benutzen konnte man gut üben, wenn man sich zum Beispiel in die Steinbrüche begab.»

Ich frage sie, ob sie keine Angst hatte, als sie begann, mit so gefährlichem Material zu hantieren, und beide schauen mich aufmunternd an.

«Das ist nicht so schwierig», versichert sie.

«Möchten Sie es lernen?», bietet er an.

Es folgt ein kurzer Augenblick des Schweigens, in dem ich mir vergeblich versuche vorzustellen, wie ich in einem Steinbruch im Süden Österreichs eine Sprengladung zünde.

Dann beginnt Klaudius erneut in beherrschendem Ton: «Grosse Vorsicht ist in jedem Fall geboten. Man braucht Sprengstoff, das nötige Material, um einen Zünder herzustellen, den man einfügt, sowie einen Timer.»

«Der Timer ist normalerweise eine batteriebetriebene Uhr, die mit dem Sprengsatz verbunden wird», fährt seine Frau fort. «Anschliessend wird die gewünschte Zeit festgelegt, wobei man sich eines an einer Taschenlampe befestigten Elektrokontakts bedient, der mit dem Zünder verbunden ist. Der Zünder macht kurz *pfff*, dann führt man ein zweites, kleineres Kabel zum Sprengsatz, der

Zünder selbst ist mit einem weiteren Kabel versehen, das zu einer Zündschnur führt, und sobald man diese zündet, entsteht die Temperatur, die den Sprengstoff in die Luft jagt.»

Ich muss gestehen, dass ich nur schwer folgen kann, aber eines ist klar: Bei alledem besteht die Gefahr, selbst in die Luft zu fliegen.

«Ab einer gewissen Temperatur konnte es zu Unfällen kommen», erklärt Herlinda mir. «Aber der Sprengstoff, den wir den Südtirolern lieferten, war ganz besonders sicher. Natürlich musste man verantwortungsvoll damit umgehen, vor allem wenn Kinder im Spiel waren.»

Und unfassbarerweise waren bisweilen tatsächlich Minderjährige mit von der Partie. Frau Doktor Moiling hat mehrfach berichtet, dass sie bei grenzüberschreitenden Aufträgen ihre kleine Tochter dabei hatte. Es ist ein befremdliches Detail: Die Gefahr, verhaftet oder verletzt zu werden, drohte doch sehr konkret. Aber man fand nicht immer jemanden, der auf das Kind aufpasste, beschreibt sie mit mütterlicher Logik, und der Auftrag durfte nicht warten.

Ich frage sie, ob wahr ist, was viele Südtiroler behaupten, dass die in der Feuernacht verwendeten Timer mangelhaft waren und deshalb manche Sprengsätze nicht detonierten.

«So ein Unfug. Die Timer haben wir gebaut.» Klaudius schüttelt den Kopf. «Sie haben bestens funktioniert.»

Das meiste für die besagten Anschläge verwendete Material stammte tatsächlich aus diesem Haus.

«Oft waren die Leute nervös, die den Sprengsatz legten», lautet Herlindes Erklärung. «Und Sie können sich sicher vorstellen, dass es schwieriger ist, die Kabel richtig anzuordnen und den Timer einzustellen, wenn man nervös ist. Man darf auch nicht vergessen, dass es immer dunkel war: Angesichts der herrschenden Spannung liess sich daher anfangs nicht allzu viel ausrichten.»

Bei der Zusammenkunft in Zernez, in der Schweiz, wo die Feuer-

nacht geplant wurde, war Herlinde nicht dabei. Die Haltung der Verschwörer war allgemein eher chauvinistisch, einige Ehefrauen der Nordtiroler Sympathisanten wurden in Aktionen einbezogen, Südtirolerinnen dagegen kaum. Man befürchtete, sie könnten etwas ausplaudern, vielleicht wollte man sie auch nur beschützen, aus heutiger Sicht ist das schwer zu sagen. Jedenfalls wurde bei dem Treffen der Plan für den grossen Anschlag ausgearbeitet.

«Danach erhielten wir eine Karte, in die die Anlagen eingezeichnet waren», erinnert sich Herlinde. Es ist Sepp Kerschbaumer, der die Hochspannungsmasten als Ziel wählt. Sepp, der Mitbegründer des Befreiungsausschuss Südtirol (BAS), kommt aus der Gegend, aus Frangart. Er ist Mitglied der ersten Stunde der SVP, ein allseits bekannter und geachteter Mann mit sehr guten Beziehungen in der ganzen Provinz. Es gelingt ihm tatsächlich, von einem Südtiroler mit guten Verbindungen zu einem der Energiekonzerne, eine Karte der Stromtrassen zu beschaffen.

«Ziel war es, die Stromversorgung im gesamten Bozner Industriegebiet lahmzulegen», berichtet Herlinde. «Aber die Beschaffenheit des Geländes, die Art der verwendeten Kabel, die Stromspannung und so weiter haben wir hier in Nordtirol uns genauer angesehen. Das war der erste Schritt. Der zweite bestand darin, herauszufinden, welche Strommasten man wo sprengen konnte, ohne Opfer zu riskieren. Dann musste ich noch eine Menge Berechnungen anstellen, um zu bemessen, wie viel Sprengstoff nötig sein würde.»

Ihr Tonfall ist der eines Ingenieurs, genau so würde es klingen, wenn sie über den Bau von Strommasten sprechen würde. Stattdessen erklärt sie, wie man sie zum Umstürzen bringt.

«Die Menge des Sprengstoffs, der an den Verbindungspunkten der Metallmasten platziert wird, hängt von der Querverstrebung der Masten ab», erklärt sie. «Und natürlich von anderen Faktoren wie zum Beispiel der Wetterlage: Bei Wind ändert sich alles.»

«Ein Strommast hat vier Pfeiler», mischt sich Klaudius nun ein. «Man musste überlegen, welche der vier es zu sprengen galt, damit er umstürzte. Kurt Welser und auch der in der Gegend von Bozen operierende Heinrich Klier haben die Aufgaben unter den Nord- und Südtiroler Freiheitskämpfern aufgeteilt. Gemeinsam haben wir mehrfach die Gegend erkundet, auch zusammen mit Amplatz.»

Der am Stadtrand von Bozen lebende Luis Amplatz spielt bei der Vorbereitung der Feuernacht eine zentrale Rolle, und in den Augen der Italiener ist dieser Mann der Staatsfeind Nummer zwei. Nummer eins ist Georg Klotz, ein ehemaliger Wehrmachtssoldat, der die Fäden der Organisation im Passeiertal in der Hand hält und davon überzeugt ist, dass Warnaktionen nicht genügen: Man müsse eine echte Widerstandsfront gegen die «Eindringlinge» organisieren.

«Bei den Berechnungen habe ich viel vor Ort gearbeitet», fährt Herlinde fort. «Wir schrieben die Masse auf kleine Zettelchen. Sie mussten so klein wie möglich sein, damit man sie im Falle eines Falles verschlucken konnte.»

Die Wahl für den Zeitpunkt des Anschlags fällt auf das Herz-Jesu-Fest, einen Tag, der grossen symbolischen Wert hat, denn dieser den «Deutschen» so wichtige Gedenktag war während des Faschismus verboten. Vor allem aber sind es praktische Erwägungen: Es muss ein Sonntag sein, damit die beteiligten Aktivisten nicht der Arbeit fernzubleiben brauchen, um die Sprengsätze an den Strommasten anzubringen; hilfreich ist darüber hinaus auch, dass es sich um eine Neumondnacht handelt, da somit kein helles, verräterisches Licht zu befürchten ist. Die Nacht des 11. Juni fällt zufälligerweise auf einen Neumondsonntag. An diesem Festtag wird traditionellerweise auf jedem Gipfel zur Herz-Jesu-Verehrung ein Feuer entzündet. Es ist die perfekte Gelegenheit.

Doch etwas läuft schief. Der bei der ANAS, einer Gesellschaft des Ministeriums für Infrastruktur und Verkehr, angestellte Strassenarbeiter Giovanni Postal verliert bei dem Versuch, auf eigene

Faust einen in einer Pappel hängenden Sprengsatz zu entschärfen, sein Leben. Eigentlich sollte diese Explosion besonders bedeutsam genau auf der Grenze zwischen Italien und Österreich gezündet werden; in dieser Nacht bleibt sie die einzige, die ein Menschenleben fordert.

«Wir wollten auf keinen Fall Opfer», erklärt Herlinde bedauernd. «Es war furchtbar, als wir davon erfuhren.» Es kommt zu Verhaftungen, viele tauchen unter. Die meisten der von der italienischen Polizei gesuchten Südtiroler flüchten nach Österreich, wo sie dank der dortigen Aktivisten auf Gehöften, in Betrieben, Geschäften und Restaurants Arbeit finden. Zu den Helfern gehören auch die Mollings, die ihnen zum Teil monatelang Unterschlupf in der eigenen Wohnung gewähren. Ihnen Arbeit zu beschaffen war nicht leicht, betont Herlinde: «Viele von ihnen waren jung und ungebildet, Burschen von den Berggehöften, die auf den Almen lebten und kaum zur Schule gegangen waren.» Ganz anders als die Nordtiroler Sympathisanten, die, wie sie selbst, zum mittleren und gehobenen Bürgertum gehörten. Wie mir der Historiker Günther Pallaver bestätigte, «hatten die Anschläge tatsächlich auch eine soziale Dimension. Die Modernisierungswelle in Südtirol hatte zu einer hohen Zahl an Arbeitslosen geführt, die somit zur Auswanderung gezwungen waren.» Zumindest in der Anfangsphase der Anschläge agierten einige nicht nur aus fehlgeleitetem Idealismus heraus, sondern weil sie hofften, sich aus einem Leben in Armut zu befreien.

Aber ist es tatsächlich möglich, dass sich all diese jungen, ungebildeten und naiven Burschen, die so gut sichtbar auf den Feldern, in Werkstätten und Hotelbetrieben «versteckt» waren, jahrzehntelang jeglicher Kontrolle entzogen haben? Die österreichische Polizei hätte sie, wenn sie es gewollt hätte, direkt beim Grenzübertritt verhaften können, wende ich ein.

«Die Freiheitskämpfer waren den Behörden in Wien bekannt. Natürlich wussten alle, wer die führenden Köpfe waren», gesteht Herlinde mit heiterer Miene. «Aber ich weiss nicht, was mit den

Geheimdiensten vereinbart war ... Es war ein Haufen Geld im Spiel, obwohl die gesamte Bewegung an sich fast nichts gekostet hat, ein bisschen Benzin und das Geld für den Sprengstoff.»

Genauso ist es: Nach den «ärmlichen» Anfängen, als man allein auf die Grosszügigkeit der Aktivisten und die «Zerstreutheit» der Arbeiter in den Steinbrüchen bauen musste, kommen nach und nach grössere Summen ins Spiel. Ein sicheres Zeichen dafür, dass die Geheimdienste nunmehr kräftig investieren.

«Die Agenten wurden reichlich mit Geld versorgt und die Anschläge anschliessend kontrolliert.» Frau Doktor Moiling bestätigt, ohne zu zögern, dass in der Geschichte der Südtirol-Frage schon sehr bald Einflüsse «aus dem Ausland» wirksam werden. Nicht nur Amerikaner und Engländer, sondern auch Geheimdienste in Rom, Berlin und Wien. Eine der wichtigsten Personen ist Norbert Burger, ein österreichischer Neonazi.

«Uns war von Anfang an klar, dass die Präsenz von Neonazis für alle ein Problem sein würde, es gab bei uns Sozialisten und Vertreter anderer politischer Strömungen», räumen die Mollings ein. Und konnten die Nordtiroler Aktivisten nichts gegen ein derart unliebsames Abdriften tun? Offenbar nicht: «Hinter all den Aktivitäten steckte grosses Geld, das ist heute noch so», ruft sie mir ins Gedächtnis.

Woher dieses Geld kam, weiss sie nicht – oder sie will es nicht sagen. Aber sie weiss, dass es genügte, um auch Propaganda zu finanzieren. Schon bald stellt die Gruppe um Burger einen Radiosender auf die Beine und kann auf diese Weise gezielt die eigenen Ideen verbreiten und Anhänger werben. Zu den Verantwortlichen gehört dem Ehepaar Moiling zufolge auch der bekannteste aller Südtiroler: Georg Klotz. Er ist 1964 ein gesuchter Mann. «Er war derjenige, der sich stets um die Lieferungen gekümmert hat. Ich habe ihm das Material übergeben, und er hat es an die Mitstreiter verteilt», erinnert sich Herlinde. «Wir hatten allerdings viel weniger Mittel zur Verfügung als die von rechts kontrollierten Gruppen.» Der Kampf wird auch im Äther geführt, und den Mollings

gelingt es erst 1965, eine Frequenz zu erwerben und ihren eigenen Geheimsender, Radio Freies Tirol, zu gründen.

Es liegt auf der Hand, dass sie sich im Visier des italienischen Geheimdienstes befanden, vor allem nach 1964, als die Attentate gewalttätiger wurden und Schusswaffen zum Einsatz kamen. Aber letztendlich wollten die Geheimdienste sie gar nicht so unbedingt aufhalten.

«Viele Aktionen wurden vom italienischen Geheimdienst unterstützt. Sie wollten beweisen, dass die Südtiroler oder die Nordtiroler dahinterstecken. Es gab viele V-Männer, wie etwa Peter Kienesberger.»

Die Richtung wechselt, unmöglich, sich dem zu entziehen. Die innere Spaltung ist tief, und das ist nicht unbeabsichtigt: Jede Aktivistengruppe bleibt autonom, um zu verhindern, dass die Bewegung erneut durch gut organisierte Ermittlungen enttarnt wird wie nach der Feuernacht. Doch das macht sie anfällig für eine Unterwanderung von aussen.

Klaudius erzählt, dass eines Tages im September 1964 Heinrich Oberlechner, der zu einer der bekanntesten Gruppen, den sogenannten Pusterer Buam zählte, zu ihm kam und ihn um zwei Kilogramm Dynamit für ein Attentat bat. Gemeinsam mit ihm ging er in sein Atelier in der Fischergasse in Innsbruck. «Mein Studio war damals voll mit Sprengstoff, auch Kurt Welser hatte die Schlüssel, er konnte sich holen, was er brauchte», erklärt er. Nachdem Oberlechner ihm versichert hatte, dass er das Material nicht verwenden werde, um öffentliche Einrichtungen oder Telefonzellen zu beschädigen, und Klaudius diesen Beteuerungen Glauben schenkt, übergibt er ihm das Gewünschte. «Heinrich brachte es in die Sankt-Nikolaus-Kirche, wo ein weiterer Mitstreiter namens Joosten wartete.» Doch der Sprengsatz wurde in einem Zug nach Bozen gefunden, zur Detonation bereit, und in einem Abfalleimer tauchte ein kleiner Zettel mit den Details des Auftrages auf.

«Es heisst, dass Joosten, ein von Italien bezahlter Agent, Ober-

lechner für diese Operation angeworben habe», bestätigt Herlinde, und in der Tat ist die Geschichte bekannt.

Könnte man behaupten, frage ich, dass Südtirol von Teilen der italienischen Geheimdienste als Testfall für die sogenannte Strategie der Spannung benutzt wurde?

«Ja. Das kann ich mir gut vorstellen, auch wenn wir keine Beweise haben», bekräftigt Herlinde. «Wir hatten es nur auf Strommasten abgesehen, aber bei dieser anderen Strategie ging es auch darum, Menschen Schaden zuzufügen.»

Und wer waren die Verantwortlichen für diese andere Strategie? «Sie gehörten nicht zu unserem Bekanntenkreis», erwidert sie kurz.

Die beiden haben Peter Kienesberger, den bekanntesten «Verräter der Sache», persönlich gekannt. Über seine Anwerbung als V-Mann und sein vermutlich doppeltes oder dreifaches Spiel sind unzählige Seiten geschrieben worden. Aber sie beschränken sich darauf, ihn als «eine unangenehme Person» zu beschreiben, obwohl Herlinde im Mai 1965 beinahe in eine von ihm geplante Falle getappt wäre. «Kienesberger sagte zu mir: ‚Es muss was geschehen, um Südtirol wieder in die Zeitung zu bringem», erinnert sie sich. «Klaudius brachte mich zum Bahnhof in Kufstein und verstaute meinen Koffer in dem Erste-Klasse-Abteil. Er war sehr schwer.» Ihrer Meinung nach enthielt er zehn Kilogramm Sprengstoff, ihr Mann meint, es sei weitaus mehr gewesen. «Ich machte es mir mit meiner Tochter bequem. In Bozen gab ich das Gepäck einem Kofferträger und bat ihn, es ins Hotel Mondschein zu bringen.» Eine Fahrt in der ersten Klasse, ein schickes Hotel im Zentrum von Bozen, es ist alles wie in einem James-Bond-Film.

Nachdem der ahnungslose Kofferträger die gefährliche Ware in ihr Hotelzimmer gebracht hat, begibt sich Herlinde zu einem ausserhalb der Stadt im Südosten gelegenen Gehöft, wo ein Landwirt ihr sein Auto leiht. «Es war ein grosser, grauer, nagelneuer Volkswagen, den er mir nur ungern überlassen hat. Auch seine

Frau hat mich misstrauisch beäugt. Ich bin nach Bozen zurück, habe die Hälfte des Materials in den Kofferraum gepackt und bin losgefahren.»

Doch auf dem Weg zu den von Kurt Welser angegebenen Kontaktpersonen wird sie von den Carabinieri angehalten. «Sie wollten prüfen, ob das Auto gestohlen war, sie umstellten es und verlangten die Papiere. Natürlich hatte ich wie immer einen falschen Pass, noch dazu einen sehr schlechten, das Foto sah mir kein bisschen ähnlich. Auch die Carabinieri bemerkten das, aber ich beharrte darauf, dass ich bloss jünger wirke, und betete, dass sie den Wagen nicht durchsuchen würden ... Gott sei Dank liessen sich mich laufen, vielleicht weil sie sahen, dass ich ein Kind dabei hatte.» Herlinde schafft es also, weiterzufahren, sie passiert die Brücke über die Etsch, aber an einer Biegung in der Ferne sieht sie einen weiteren Kontrollposten. Sie nimmt eine andere Strasse, denn sie darf nicht riskieren, noch einmal angehalten zu werden. «Es gab überall Kontrollen. Ich fuhr ein bisschen weiter bis zu einem Obstgarten mit einem Strommasten. Ich hatte nicht genug Sprengstoff, um ihn in die Luft zu jagen, aber ich befestigte dort dennoch das Material, während meine Tochter auf der Wiese spielte. Ich konnte das Zeug ja nicht wieder mit nach Hause nehmen, es gab überall Strassensperren, und mir war bereits klar, dass diese Mission kein gutes Ende nehmen würde.»

Nach der Verminung des ersten Strommasten kehrt Herlinde ins Hotel Mondschein zurück, wartet bis zum Abend, bevor sie das restliche Material ins Auto lädt und abreist. «Ich fuhr nach Neumarkt, wir assen im Bahnhofsrestaurant. Ich habe einen ganzen Liter Apfelsaft getrunken, mein Mund war vor Angst völlig ausgetrocknet.»

Dass sich die junge Herlinde Moiling nur zwei Kilometer von dem heutigen Wohnhaus meiner Mutter – die übrigens zufälligerweise ebenfalls Herlinde heisst – nach einem wirksamen Anschlagziel umsieht, will mir nur schwer in den Kopf.

«Ich sah dort einen riesigen Strommasten stehen und machte mich

an die Arbeit. Meine Tochter, die im Auto eingeschlafen war, wachte auf und begann zu weinen, sie hatte Angst, es könnte jemand kommen.» Aber es gelingt ihr, die Operation zu Ende zu bringen. «Der Strommast von Neumarkt ist umgestürzt, der andere nicht, da der Sprengstoff nicht ausreichte», endet sie trocken. Jedenfalls ist klar, dass jemand die Polizei gewarnt haben muss. «Dann kam raus, dass Kienesberger alles organisiert hatte», erzählt sie. «Die italienischen und die österreichischen Geheimdienste hatten einige Unterlagen ausgetauscht, was die Überwachung bestimmter Personen erleichterte, wobei sie diese bis ins kleinste Detail beschrieben», erinnert sich Herlinde.

Aber weshalb hatte Kienesberger, der Herlinde Moiling persönlich kannte, sie dann nicht ebenfalls bis ins kleinste Detail beschrieben? Und wenn er es getan hat, wie hatten die Carabinieri sie bloss laufen lassen können? Ich habe den Verdacht, dass ihre Freundschaft mit dem Verleger Fritz Molden, dem Mann der Amerikaner in Österreich, eine Rolle dabei gespielt haben könnte, dass sie zehn Jahre lang unbehelligt geblieben ist. «Wir waren sehr diskret. Es galt, das legale und das illegale Leben zu trennen», ist alles, was die beiden Eheleute dazu sagen. Aber Diskretion allein genügt nicht, um sich unbehelligt über zehn Jahre hinweg anhaltenden Geheimaktivitäten zu widmen, verbunden mit dem ständigen Hin und Her über eine der meistbewachten Grenzen Europas.

Im Sommer 1967 geht ihr Sender Radio Freies Tirol vom Netz. «In Italien hatte sich das Klima unter Aldo Moro verändert», erinnert sich Herlinde. «Und in Tirol hatte die Landesregierung gewechselt, immer mehr flogen auf. Man gab uns zu verstehen, dass wir aufgeben sollten, dass wir am Endpunkt angelangt waren.»

Wer gab ihnen das zu verstehen, und wie? Die Amerikaner? Die italienischen Geheimdienste? Die österreichische Polizei? Ganz so einfach war es nicht: Vielmehr hatte es mit einem weiteren waghalsigen Unterfangen zu tun, von dem dieses gut auf einander

eingespielte Paar so wunderbar zu erzählen weiss: «Ich war mit den Stuckarbeiten an der renovierungsbedürftigen Fassade des Neuen Landhauses beschäftigt, es war bereits später Abend», erzählt sie. «Im Büro des Landeshauptmanns brannte Licht, die Balkontür stand offen, und in dem Raum war niemand. Auf dem Schreibtisch habe ich einen Umschlag mit der Aufschrift ‚Geheim-Kurier‘ entdeckt. Ich dachte: interessant. Ich bin auf Zehenspitzen rein und habe ihn geöffnet, er war nicht versiegelt. Darin befand sich eine Landkarte, wie wir sie für unsere Aktionen benutzten, mit einem ziemlich langen Text. Ich habe ihn Wort für Wort abgeschrieben ...»

An diesem Punkt mischt sich Klaudius mit stolzer Miene ein: «Neugierig und mutig: einfach unglaublich.»

In der Tat eine weitere filmreife Szene, die ich mir beim besten Willen nicht real vorstellen kann. Waren auf der Karte, wie in einem Drehbuch, die Orte der zukünftigen Missionen verzeichnet? Herlinde nickt. «Ja, es waren die Orte, an denen es in dem Gebiet zu Aktionen kommen sollte, von denen zuvor niemand wusste. Ganz offenbar waren V-Männer im Spiel. Die Italiener verlangten, dass es sowohl mit der Gewalt als auch mit dem Radiosender ein Ende haben müsse: Gerade dieser verärgerte sie sehr, egal wie unbedeutend er war. Anders gesagt: Das Dokument stellte eine Verhandlungsbasis dar.»

Nachdem die österreichische Regierung über zehn Jahre lang ein Auge zugeedrückt hatte, schien sie nunmehr zur Zusammenarbeit entschlossen. Vielleicht hatten die Hauptakteure dieses internationalen Spiels erkannt, dass ihnen die Situation entglitten war. «Zwischen 1967 und 1969 wurden die Aktionen eingestellt und schliesslich das Autonomiepaket für Südtirol verabschiedet. Es war vorbei, dem Himmel sei Dank!», endet Herlinde.

Und die Vergangenheit ist längst vergangen.

«Wenn ich die Zeit zurückdrehen müsste, würde ich es mit dem, was ich heute weiss, nicht noch einmal tun.» Sie schüttelt den

Kopf. «Wir waren Idealisten. Um das Ziel zu erreichen, musste man diesen Weg einschlagen, so standen die Dinge im Herbst 1957.» Hätte man nicht eher aufhören können? «Es war eine Frage der Verantwortung, eine Frage der Pflicht, so viele Freunde in Südtirol waren auf uns angewiesen», sagt sie.

Über drei Stunden sind vergangen und zahlreiche Tassen Tee getrunken worden. Der Abend ist übergegangen in die Nacht, und während Klaudius uns durch den unbeleuchteten Garten zum Auto begleitet, kommt mir der Gedanke, dass auch viele jener Ereignisse und ihre Begründungen im Dunkeln liegen. Unser Gastgeber hält eine Taschenlampe, die nur wenige Meter des schmalen Weges vor uns erhellt. Ich wende mich um, hinter dem Haus zeichnen sich die Stadt und die Berge wie eine Theaterkulisse ab. Ich weiss, dass das wahre Regiebuch, das in jenen Jahren durch Aktivisten und Terroristen, durch Verräter und Geheimagenten in Szene gesetzt wurde, erst teilweise aus den Schubladen der Geschichte ans Licht gekommen ist.

Hochspannung

Glen, Februar 1961

Die Sprengladung hat einen Teil der Fassade zum Einsturz gebracht, aber das Gebäude steht noch. Ein Carabinieri in Uniform tritt auf Umberto zu und reicht ihm ein Flugblatt. «Das haben sie zurückgelassen, bevor sie geflüchtet sind.»

Umberto überfliegt den Text. Nichts Neues. FREIES SÜDTIROL. Vom BAS unterzeichnet. Es waren Sepp Kerschbaumer und seine Leute, Männer, die davon überzeugt sind, ihr Land könne wieder an Österreich zurückfallen.

Er stellt den Jackenkragen auf und zündet sich eine Zigarette an. Es dämmt, und hier oben in der Gegend um Glen ist es eisig kalt. Noch liegt das Etschtal im Nebel. Die Lichter der etwa eine Autostunde entfernten Stadt Bozen sind kaum zu erkennen. Ein Notruf hat ihn geweckt, und er hat sich eilig an den Tatort begeben. Ebenso wie das Flugblatt ist auch das Anschlagziel geradezu klassisch: das Haus von Ettore Tolomei. Stets ist er es.

Umberto sieht sich um, während die Kollegen Ermittlungen anstellen. Der Sprengstoff und die Bauart der Zünder müssen identifiziert werden. Fotos vom Schauplatz müssen aufgenommen, Nachbarn befragt, die Häuser der Umgebung durchsucht und schliesslich ein Bericht verfasst werden. Und wie immer müssen sie am Ort eines bereits verübten Anschlags zwei Wachposten zurücklassen, Einsatzkräfte, die sie nur schwerlich entbehren können.

Seit Umberto in Bozen ist, hat er begriffen, dass alle staatlichen Behörden mit der Südtirol-Frage befasst sind: Polizei, Carabinieri, das Innen- und das Aussenministerium, Nachrichtendienste

und Militärgesamtdienste. Sogar die «Freunde» aus Washington: Letztere bereiten ihm ganz besonders Sorge.

«Es war jemand aus der Gegend, vielleicht sogar aus dem Dorf», bemerkt der Einsatzleiter. «Wir kennen sie fast alle ... aus dem ein oder anderen Grund.»

Umberto nickt, er hat nicht lange gebraucht, um sich einen Eindruck von der hiesigen Organisation zu verschaffen. Dilettantische Netzwerke, die von jedem x-Beliebigen unterwandert werden, auch von seinen eigenen Leuten. Dennoch ist er überzeugt, dass das Bild nicht vollständig ist, dass noch Puzzleteile fehlen. Das ist der einzige Grund, weshalb ihm nicht langweilig wird.

«Irre ich mich, oder haben die nicht auch sein Grab hochgehen lassen?», fragt er.

«Ja, so ist's, vor vier Jahren nach der Grosskundgebung auf Schloss Sigmundskron ...» Der Carabiniere mustert Umberto bedächtig. Es gehen Gerüchte um, dass er zum Nachrichtendienst des Innenministeriums, SIFAR, gehört. Angeblich hat er diverse Protektoren, einer mächtiger als der andere: Innenminister Scelba, Verteidigungsminister Andreotti, SIFAR-Chef De Lorenzo ...

«Ich dreh eine Runde», verkündet Umberto und verabschiedet sich mit einer Geste. Er steigt wieder in seinen Wagen, einen Alfa ohne besondere Kennzeichen, lehnt die Stirn auf das Lenkrad und schliesst die Augen. In Rom gab es wenigstens Strassen, in denen man sich verlieren konnte. Plätze, Bars, in denen die Nächte wie im Flug vergingen, Frauen, die einem halfen zu vergessen. Hier fühlt er sich ein bisschen wie ein Gefangener, es kommt ihm vor, als pralle er immer wieder gegen die stets gleichen Mauern dieser winzigen akkuraten Dörfchen. Er ist viel zu Fuss unterwegs, täglich mehrere Stunden. Er hört die Leute reden, merkt sich ihre Gesichter. Er fährt bis hinauf in die Berge. Er liest die stapelweise in den Schränken lagernden Akten. Die Geheimnisse dieser Gegend sind zu einfach ergründbar, um wahr zu sein. Schlecht ver-

teilte Reichtümer, Verrat und falsches Spiel, gekaufte, verkaufte und wiedergekaufte Männer und Frauen. Und im Hintergrund, wie auf dem Gemälde *Der vierte Stand*, Bauern, die in einem anderen Jahrhundert leben, in Zeiten, in denen das Land noch heilig war und über allem der Kaiser wachte. Aber dieses Land ist zur Falle geworden. Ebenso wie Kefalonia.

Umberto nimmt die Kurven hinunter nach Pinzon. Vor dem Gasthaus Staffler parkt er, stösst die Tür auf. Es ist noch früh am Morgen, aber hinter dem Tresen ist bereits ein junger Bursche bei der Arbeit.

«Einen Kaffee», bestellt er.

Der junge Mann bedient ihn schweigend.

«Laufen die Geschäfte einigermassen?», fragt Umberto.

Langsam fahren die Autos der Carabinieri die Strasse entlang. Ohne anzuhalten passieren sie das grosse, am Platz gelegene Haus der Rizzollis. Vielleicht werden sie später zurückkehren, es gehört sich nicht, den alten Herrn Jakob so zeitig zu wecken. «Hast du den Knall gehört?», fragt Umberto.

«Natürlich», antwortet der junge Bursche.

«Bist du der Peter?»

Der Junge scheint nicht sonderlich überrascht. Er nickt nur.

«Ich heisse Umberto. Ich komme aus Rom.»

«Das hört man», erwidert Peter, «obwohl Sie gut Deutsch sprechen.»

«Ich hatte genügend Zeit, es als Gast bei den deutschen Behörden zu lernen», bemerkt Umberto und zündet sich eine Zigarette an.

«Bist du hin, um nachzusehen?»

«Nein.»

«Bist du nicht neugierig?»

«Kommt drauf an. Ich interessiere mich nicht so für Bomben ...»

Peter fängt an, die Tassen abzutrocknen.

«Dein alter Freund Hermann aber schon, oder?»

«Hermann ist ein Krüppel», sagt Peter trocken. «Das kann ich mir kaum vorstellen, mit nur einer Hand.»

Umberto blickt sich um, geniesst die Wärme. Er tritt auf ein Foto

zu, das unter einem Kruzifix an der Wand hängt, mustert das Schwarz-Weiss-Porträt.

«Du siehst ihm ähnlich», bemerkt er bloss. Dann fügt er fast flüsternd hinzu: «Ich habe deutsche Soldaten kennengelernt. Anfangs waren wir Freunde ... dann hat der Wind sich gedreht.»

«Er ist nach der Schlacht um Berlin gestorben», erklärt der junge Mann.

«Hast du seine Orden aufbewahrt?»

«Sein Leichnam ist nie gefunden worden», mischt sich eine Frauenstimme ein.

Umberto dreht sich um und sieht sich Katharina gegenüber.

Er mustert sie aufmerksam, heftet den Blick kurz auf die beiden nicht sehr tiefen Falten an den Seiten des Mundes, um dann in das klare, kalte Grün ihrer Augen einzutauchen.

«Guten Tag, Katharina», begrüsst er sie.

«Sie kennen auch ihren Namen?», fährt Peter auf, und diesmal ist sein Tonfall wachsam. Wenn dieser Kerl versucht, seiner Mutter zu drohen ...

«Das gehört zu meiner Arbeit.»

«Mein Sohn war die ganze Nacht daheim. Über den Winter haben wir kein Personal im Gasthaus, nur wir beide sind da.» «Kann ich mir vorstellen, die Arbeit ...», bemerkt Umberto, den Blick auf sie gerichtet.

«Was können Sie sich vorstellen?», drängt sie.

«Alles Mögliche», antwortet er, «das Gasthaus, der Sohn, der verstorbene Gatte ...»

«Wir waren nie verheiratet», stellt die Frau klar.

«Und er ist nie zurückgekehrt», fährt Umberto fort, als würde er mit sich selbst reden.

«Wie ich bereits gesagt habe, ist er nie zurückgekehrt.»

Er denkt einen Augenblick nach, zupft die schwarze Jacke zurecht und richtet sich dann, einen offiziellen Ton anschlagend, an sie:

«Wenn wir das Gasthaus durchsuchten, würden wir nichts finden, oder?»

«Nein, hier gibt es absolut nichts», antwortet Peter anstelle der Mutter. Etwas zu eilig.

«Aber wenn ihr zufällig irgendwelche Informationen hättet, die uns helfen könnten, einen subversiven Akt zu vereiteln, würdet ihr es mir sofort sagen, stimmt's?» Umberto deutet eine Art Lächeln an. Er streckt die Hand nach einem kleinen Schreibblock aus, der auf dem Tresen liegt, nimmt einen Bleistift und kritzelt eine Nummer darauf. Dann fügt er an den Jungen gewandt hinzu: «Ihr fahrt schnell, du und dein Freund Max. Aber ihr solltet lieber auf Vorsicht als auf Geschwindigkeit setzen.»

Mit einem Kopfnicken verabschiedet er sich von Katharina. Bevor er die Stubentür mit den beschlagenen Scheiben öffnet, deutet er kurz auf das Foto. «Es ist nicht leicht ohne Mann», sagt er schon im Gehen, und diesmal klingt seine Stimme leise, fast drohend: «Jungen Burschen ohne Vater fehlt es zuweilen an Besonnenheit.»

Weg ohne Rückkehr

Bozen, Frühling 1961

Max und Karl arbeiten schweigend im rötlichen Licht des Labors. Sie entwickeln die letzten Filme, die der Junge gebracht hat, und fertigen Abzüge.

«Einer ähnlichen Tätigkeit bin ich vor einigen Jahren schon einmal nachgegangen», erinnert sich der Fotograf mit einem nachdenklichen Blick auf die Bilder.

«Wie meinst du das?»

«Ortserkundungen und dergleichen.»

«Und wo hast du das gemacht?»

Karl zögert kurz, sucht nach den passenden Worten, um über eine heikle Vergangenheit zu sprechen. Doch vielleicht ist es genau das, was diesem Hitzkopf, den er so ins Herz geschlossen hat, helfen kann. «Die gesamte Gegend war von den Deutschen besetzt», beginnt er, während seine Hände in eine schwarze Manschette greifen, um einen weiteren Film auf die Entwicklerspule zu ziehen. «Sie wussten, dass sie verloren hatten, und sie brauchten Fluchtwege für den Truppenrückzug durch Österreich und Tirol.» Karl unterbricht seine Erzählung, um die Spule in eine zylinderförmige Dose zu schieben. «Ich habe Karten angefertigt, Gebirgspfade erkundet, markante Stellen gekennzeichnet, etwa eine Kapelle, eine Quelle oder eine Brücke über einen Fluss. Es war eine Art Alpenführer.»

«Eine Art ... Du hast also für die Nationalsozialisten gearbeitet. Ich nehme an, du warst dazu gezwungen.» Jetzt macht sich Max an die Arbeit. Er schwenkt das kleine Gefäß mit dem Entwickler, dann leert er es aus, gibt eine Mischung aus Wasser und Essig hinzu, um die Wirkung des Entwicklers zu stoppen, füllt den Be-

hälter anschliessend mit Fixieret und beendet die Prozedur mit einem Wasserbad.

«Ja, natürlich!», bekräftigt Karl. Mit einer Spezialklammer hängt er den Film an der quer über eine der Laborwände gespannten Schnur auf, an der bereits ein Dutzend Negative zum Trocknen baumeln.

Peter und Max nutzen jede freie Minute, um mit der Zündapp die Provinz zu erkunden. Sie fahren überallhin, bis in die entlegensten Täler. Sie schiessen Fotos: Brücken, Denkmäler, Bahnhöfe, Schranken, Gleise, Polizeistationen, Kasernen der Carabinieri. Dann kommen sie zurück nach Bozen, und Max eilt zu Karl, um die Negative zu entwickeln. Der Fotograf kümmert sich darum, die Bilder den endgültigen Adressaten zukommen zu lassen.

Max war verwundert, als sein geheimnisvoller Freund ihm diese Arbeit vorgeschlagen hat. Momentan ist er ein wenig beunruhigt. Die Erkundungsaktionen helfen den «Freiheitskämpfern» bei der Planung ihrer Anschläge, so glaubt er zumindest. Er weiss, dass es einen guten Weg gäbe, das herauszufinden: Er bräuchte nur Klara zu fragen, die immer alles zu wissen scheint. Aber er würde sich eher die Zunge abbeissen, als ihr diese Genugtuung zu verschaffen.

«Und diese Karten, die du gezeichnet hast, wem haben sie genutzt?», fragt er, um sich abzulenken.

«Das weiss ich nicht genau.» Bei dem Gedanken verzieht Karl das Gesicht. «Vielleicht waren sie zu gar nichts nütze. Vielleicht hat sie noch irgendein Nazi rechtzeitig in die Hände bekommen. Ich selbst wurde bei einem Bombenangriff verletzt und habe Unterschlupf bei Priestern gefunden. Als die Amerikaner nach Bozen kamen, haben sie mich verhört. Und sie haben mir gleich zu verstehen gegeben, dass ich ihnen behilflich sein könnte ...» «Den Amerikanern?»

«Den Leuten vom OSS, ihren Geheimdienstagenten. Sie waren im Handumdrehen hier, während des Krieges waren sie in Bern.»

«Und was wollten sie von dir?»

«Ich habe nicht nur Karten hergestellt, sondern auch Papiere, für gewisse grosse Tiere. Keine Politiker oder Militärs, sondern für Ingenieure, Naturwissenschaftler, Chemiker, die besten Köpfe der nationalsozialistischen Kriegsmaschinerie.»

«Du warst... ein Fälscher?»

Karl zuckt mit den Schultern. «Wir taten alle, was wir konnten. Einige, weil sie daran glaubten, andere, also die meisten, um zu überleben.»

«Meine Tante glaubte daran.» Max spricht ungerne von den politischen Überzeugungen seiner Tante Sissi, aber er hat den Eindruck, dieser magere und vom Leben gezeichnete Mann könnte Verständnis haben.

«Ich hatte eine Freundin, die genauso war.» Karl presst die Lippen zusammen. «Sie hiess Hella.»

«Ist sie nicht mehr am Leben?», fragt Max zögernd, da ihm das Verb in der Vergangenheitsform aufgefallen ist.

«Nein, sie lebt nicht mehr. Sie war eine Frau, die niemals halbe Sachen machte.»

«Was ist mit ihr geschehen?»

«Sie hat die Zeiten des Verrats nicht mehr erleben wollen.» Max verspürt Bewunderung für diesen Mann. Er hatte wie ein gewöhnlicher, ein langweiliger Mensch gewirkt, dabei ist er ein ehemaliger Fälscher mit einer auf geheimnisvolle Weise ums Leben gekommenen Freundin.

«Aber was wollten die Amerikaner von den Wissenschaftlern?»

«Dasselbe, was die Nationalsozialisten von ihnen wollten», antwortet Karl. «Sie haben sie zur Herstellung neuer Waffen verpflichtet, und nun ernten sie die Früchte ihrer Arbeit. Und auch meiner. Es sei denn ...»

«Es sei denn?», drängt Max.

Karl lässt den Blick nachdenklich durch den Raum schweifen, sieht vor dem inneren Auge das Treiben auf der ruhigen Laubengasse, die Passanten, die den milden Spätmaientag geniessen. Zu Beginn des Jahres hat Aussenminister Antonio Segni die Dinge

klargestellt: «Es gibt kein Grenzproblem in Südtirol. Jeder Versuch, an der Grenze zu rütteln, wird unweigerlich zu einem Konflikt führen.» Hin und wieder geht eine Bombe in Tramin, Schlanders, Marling und sogar in der Landeshauptstadt hoch, aber in Wahrheit kommt nie etwas in Bewegung. Als würde sich das Kriegsgeschrei in den Tiefen der Täler und zwischen den Felsen verlieren, wie ein Bachlauf, der in einer Spalte verschwindet.

«Ach nichts», beendet Karl das Ganze. «Alles belanglos.»

«Würdest du mir einen Gefallen tun?», fragt Max, einem plötzlichen Impuls folgend.

«Gern.»

«Ich habe ein altes Negativ gefunden», er zieht einen braunen Umschlag aus der Tasche. «Ich befürchte, dass es ziemlich hinüber ist, aber wenn es noch jemand retten kann, dann du.»

Umberto hat an einem der Gartentische eines Gasthofs im Zentrum Platz genommen und ein Bier bestellt.

«Entschuldigung, ich bin zu spät», begrüsst ihn Franz Bauer und setzt sich ihm gegenüber. «Wenn ich das nächste Mal zu Fuss komme, klebe ich mir vorher einen falschen Bart an, um nicht dauernd von Bekannten auf gehalten zu werden.»

«Du hast einfach zu viele Freunde, Franz. Wahrscheinlich verkaufen sich deine Landwirtschaftsmaschinen deshalb wie geschnitten Brot!», bemerkt Umberto mit einem Anflug von Ironie. Franz gibt dem Kellner ein Zeichen und bestellt ein Glas Gewürztraminer.

«Die Dinge geraten offenbar in Bewegung.», sagt er.

«Ja, das denke ich auch», antwortet Umberto. «Die österreichische Polizei hat während einer Durchsuchung ...»

«... Karten des hiesigen Stromverteilernetzes gefunden», ergänzt Franz in leicht überheblichem Ton den Satz. «Auch unsere Netze funktionieren.»

«Ausser in Kuba», gibt Umberto gereizt zurück. Der gescheiterte

Staatsstreich gegen das Regime von Fidel Castro kürzlich war ein ziemlicher Schuss in den Ofen für die CIA. Das Desaster in der Schweinebucht hat dem Ansehen der Vereinigten Staaten, die sich einen permanenten Machtkampf mit der Sowjetunion liefern, schwer geschadet. Und die italienischen Kommunisten hatten leichtes Spiel, die Willkür des amerikanischen Imperialismus anzuprangern.

«Wenn du alles weisst, warum sind wir dann hier?», fragt Umberto.

«Wir kennen den Tag nicht.»

«Den kennt keiner. Aber die Österreicher haben versprochen, uns zu benachrichtigen, wenn sie ihn rausfinden.»

«Etwas sagt mir, dass sie es nicht tun werden. Sie spielen ein anderes Spiel als das in Rom.»

«Anscheinend soll es ein Treffen der Führungsköpfe in der Schweiz geben. Wenn sie in Aktion treten wollen, müssen sie es rasch tun. Den günstigen Wind gilt es auszunutzen ...»

«Und wenn sie in Aktion treten, bist du zur Stelle, um sie zu verhaften.»

«Nicht ganz.» Umberto setzt ein leichtes Grinsen auf. «Wenn sie *in Aktion getreten sind*, bin ich zur Stelle, um sie zu verhaften.»

Er steht auf, wischt die Brösel von der Hose, die von der zum Bier servierten Brezen stammen. «Hast du das Mädels immer gut im Auge?», fragt er.

«Natürlich. Sie treibt sich in schlechter Gesellschaft herum.»

«Und schlechte Gesellschaft kann ganz nützlich sein», bekräftigt Umberto. «Aber machst du dir nicht manchmal Sorgen? Sie ist schliesslich deine Tochter ...»

«Die passt schon auf sich auf.»

«Hm ... Ich frage mich, was ich täte, wenn ich eine Tochter in dem Alter hätte.»

«Improvisieren. Der Trick besteht darin, improvisieren zu können», antwortet Franz. «An deiner Stelle wäre ich mir übrigens nicht so sicher.»

«Bei was?»

«Dass du kein Kind in ihrem Alter hast.» Franz gibt dem Kellner ein Zeichen, dass er zahlen will, und sieht dann zu dem wie versteinert neben dem Tisch stehenden Carabiniere auf. «Wir leben in äusserst seltsamen Zeiten», endet er in sanftem Ton.

Im Foyer des Hauses in der Goethestrasse steht Klara plötzlich Konrad gegenüber.

«Was machst du hier?» Rasch sieht sie sich um, ob auch ja nicht die Haushälterin in der Nähe ist.

«Ich bin mit deinem Vater verabredet, aber er hat sich verspätet.» Konrad ist in Hemdsärmeln, hält den Hut in der Hand. Er nähert sich Klara, doch sie wehrt ihn ab.

«Nicht hier! Warum hast du mir nicht gesagt, dass du kommst?», fragt sie verärgert.

«Ein unvorhergesehener Entschluss. Ich muss deinen Vater sprechen», wiederholt er und fasst nach ihrem Arm. «Nur ein Kuss», murmelt er.

«Nein! Und ich verstehe nicht, was daran so schwer sein soll, anzurufen und Bescheid zu sagen, dass du in Bozen vorbeischaust!» Klara ist wütend. Seit Wochen hockt sie in ihrem Zimmer und lernt wie eine Besessene für die Maturaprüfung. Sie will möglichst gute Noten bekommen und hat sogar auf die Fahrten nach Innsbruck und die Abende mit Peter und Max verzichtet. Und Konrad hat es nicht einmal für nötig befunden, ihr Bescheid zu sagen, dass er in der Stadt ist.

«Tut mir leid», sagt er mit gespielter Zerknirschung.

«Wann bist du angekommen?», fragt sie.

«Gerade eben», antwortet er, aber das ist gelogen. Er erweckt nicht den Anschein, als sei er nach zweistündiger Fahrt durch den Sonnenschein soeben aus dem Wagen gestiegen.

Klara nimmt ihn bei der Hand und führt ihn nach hinten.

«Auf meinen Vater kannst du auch in seinem Büro warten. Du weisst ja, wo es ist.»

«Die Tür ist offen?»

«Er hat nichts zu verbergen. Genauso wenig wie ich.» An ihrem schnippischen Ton und daran, dass sie ihm voran den Raum betritt und die Tür hinter ihm schliesst, erkennt Konrad, dass das Schlimmste vorbei ist. Er nimmt sie in den Arm, und sie lässt sich küssen.

«Jetzt wird es ernst», flüstert er ihr ins Ohr und presst seinen Körper an ihren. «Wenn ihr, du und deine Freunde, in Aktion treten wollt, haltet euch bereit!»

Klara spürt sein Verlangen, natürlich erregt es ihn, sie hier, im Büro ihres Vaters, zu liebkosen.

«Wann?», fragt sie und versucht, einen klaren Kopf zu bewahren.

«In zehn Tagen. Das Datum steht fest. Sonntagnacht, der Elfte.»

Klara zuckt zusammen. Ein Datum. Das ist die Gelegenheit, auf die alle gewartet haben. Sie löst sich aus der Umarmung, nähert sich dem Schreibtisch und wirft einen Blick auf die grosse Wandkarte mit den verschiedenfarbigen Punkten, den geraden Linien, den roten und blauen Pfeilen. Auf dem Tisch herrscht das übliche Durcheinander aus Schreibmaschinentexten, den Stapeln aus Fernschreiben und Zeitungsausschnitten. Aber in der Mitte des Tisches liegt ein Ordner, den sie noch nie zuvor gesehen hat, schwarz, dick und mit einem Gewebeband verschlossen. Auf dem Deckel steht in grossen Buchstaben ein ihr unbekannter Name: SITE RIGEL.

Konrad verfolgt ihren Blick. «Lass lieber die Finger davon», sagt er und lächelt nicht länger.

Eine Tür schlägt zu, und im Flur hört man Franz mit energischem Schritt näherkommen.

Geheimdienste

Es gibt einen Namen, der die Südtiroler Bombenjahre mit den bleiernen Jahren des Terrors, den *anni di piombo*, verbindet: Silvano Russomanno. Im Jahr 1924 geboren, war er während des Zweiten Weltkriegs zunächst bei der Infanterie und nach dem 8. September 1943, dem Waffenstillstandsabkommen zwischen Italien und den Alliierten, dann bei der Flak, der deutschen Flugabwehr. Seit 1950 bei der Polizei, ist er bis 1959 in Südtirol tätig: in Bozen, Meran, Innichen und Brixen. Offenbar kann er sich profilieren. Nach der Versetzung nach Rom arbeitet er ab Ende 1960 für die dem Innenministerium unterstellte Sicherheitsbehörde Ufficio Affari Riservati (UAR), wo er Karriere macht und schliesslich die Abteilung für innere Sicherheit (Divisione Sicurezza Interna) leitet. Während der gesamten 1970er-Jahre ist er eine Schlüsselfigur bei der Terrorismusbekämpfung und avanciert zum stellvertretenden Direktor des italienischen Verfassungsschutzes SISDE und zum Direktor der Sicherheitsbehörde des Atlantikpakts. Seine steile Karriere endet 1980 mit einem Prozess wegen der Enthüllung von Amtsgeheimnissen. Er wird zu neun Monaten auf Bewährung verurteilt. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Russomanno privilegierten Einblick in die düstersten Geheimnisse Italiens, angefangen bei dem Bombenanschlag auf der Piazza Fontana von 1969.

Sein Privatarchiv wurde 1996 entdeckt: mehrere Zehntausend Dokumente aus dem Innenministerium, aus italienischen und ausländischen Polizeipräsidien, teils protokolliert, teils nicht, einige davon strengstens vertraulich. Ohne dass es jemand ahnte, be-

wahrte Silvio Russomanno alles auf: Briefe, Berichte, Memoranden, Karteikarten. Kistenweise Material, auf das sich sofort die «Fachleute», also die damaligen mit den Anschlagjahren befassten Untersuchungsrichter und Ermittler stürzten, auf das bisher jedoch noch kein Wissenschaftler Zugriff erhalten hat. Nun, da der Nachlass geordnet und katalogisiert ist, sind die Historiker gefragt, mit der nötigen Kenntnis und Umsicht die Geheimnisse aus dieser Quelle ans Licht zu befördern. Ich hatte jedoch bereits zuvor Gelegenheit, einige meine Heimat betreffende Dokumente einzusehen. In ziemlich trockener Sprache führen sie einem vor Augen, welche enorme Anstrengungen innerhalb und ausserhalb Italiens unternommen wurden, um die gefährdete Grenze Südtirols zu verteidigen. Es geht um Ermittlungen, Ausweisungen, Durchsuchungen, Denunziationen, Beschattungen. Gesichter werden gezeigt, Stimmen wiedergegeben. Sie ermöglichen es, ein Untersuchungsnetz zu entwirren, das halb Europa überzog. Es gab eine kontinuierliche und engmaschige Zusammenarbeit und einen Informationsaustausch der italienischen Ermittler mit München, Innsbruck und Wien.

Eine Akte erregt meine besondere Aufmerksamkeit: die Abschrift und exakte Übersetzung des Notizbuches von Norbert Burger. Es beeindruckt mich vor allem deshalb, weil ich Burger persönlich kennengelernt habe. Als junge Journalistin für den Sender Tele Bolzano hatte ich ihn 1980, als er für die österreichischen Bundespräsidentenwahlen kandidierte, für ein Interview aufgesucht. Norbert Burger ist eine der schwarzen Seelen dieser Geschichte. Der 1929 geborene überzeugte Nationalsozialist und Kriegsfreiwillige setzt sich von Beginn an für die Südtirol-Frage ein und gehört zu den Mitbegründern des BAS. Bei der Rekrutierung junger Mitstreiter ist er nicht nur in den Tiroler Bergtälern, sondern auch in Wien aktiv. Hier versucht er, Studenten zusammenzubringen, die seinen Plan der Gewalteskalation weiter vorantreiben. Er will, dass in ganz Italien Bomben in die Luft gehen: in Zügen,

Bahnhöfen, Bussen und auf Autobahnen. Aber seine unter rechts-extremen Vorzeichen geführten Destabilisierungsaktivitäten sind zu offenkundig und zu extremistisch, als dass Österreich die Augen verschliessen könnte, und so zieht sich Burger nach München zurück, von wo er jedoch 1963 ausgewiesen wird.

In Italien wird er wegen der Anschläge in der Feuernacht und wegen seiner terroristischen Aktivitäten in Abwesenheit zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Nachdem er die eindeutig rechtsextremistische Nationaldemokratische Partei (NDP) gegründet hat, macht man ihm 1968 in der österreichischen Hauptstadt wegen «Nationalsozialistischer Wiederbetätigung» den Prozess. Die Strafe ist mild – neun Monate Gefängnis – und hindert ihn nicht daran, weiter Politik zu betreiben sowie bei den Präsidentschaftswahlen von 1980 immerhin 3,2 Prozent der Stimmen zu gewinnen.

Auf Burgers Aktivitäten lastet der Schatten zahlreicher Geheimnisse. In einer Stellungnahme vom 12. Mai 1967 zu dem in Linz abgehaltenen Prozess wegen der in Südtirol begangenen Attentate, der für Burger mit Freispruch endet, spricht er von seinen Beziehungen zu den Amerikanern. Er behauptet, sie vor den Aktivitäten der Sowjetagenten auf Südtiroler Territorium gewarnt zu haben, und berichtet: «Die Kommunisten sagten: Wir liefern euch Sprengstoff, und ihr könnt damit machen, was ihr wollt, solange ihr einen Teil davon benutzt, um amerikanische Militärstützpunkte in die Luft gehen zu lassen.» Er rühmt sich, dieses «Komplot» der Roten eigenhändig vereitelt zu haben, indem er empfahl, nicht auf das Angebot einzugehen. Es ist der klare Versuch, gegenüber der CIA an Glaubhaftigkeit zu gewinnen und, wie es in seinen Kreisen damals üblich war, Geld und Vergünstigungen zu erhalten. Laut einer als GEHEIM gekennzeichneten Akte berichtet ein in Spanien tätiger amerikanischer Agent bereits im Mai 1960, er habe Burger über den österreichischen Nationalsozialisten der ersten Stunde, Otto Skorzeny, kennengelernt, der seiner-

zeit zu den Befreiern Mussolinis auf dem Gran Sasso gehörte. Bei dieser Gelegenheit habe Burger mit ihm über die Südtirol-Frage gesprochen und sich als Informant und Helfer angeboten.

Norbert Burger starb 1992, und bei seiner Beerdigung war auch der damals noch junge Heinz-Christian Strache anwesend, der heute an der Spitze der rechtspopulistischen Partei steht, die bei den Wahlen von 2017 überraschende 26 Prozent gewann, und der das Amt des österreichischen Vizekanzlers innehat. Ein guter Freund der Tochter des nie zur Rechenschaft gezogenen Nationalsozialisten.

Ich blättere in dem Notizbuch und versuche, mich an das lange zurückliegende Interview mit Burger zu erinnern. Er war damals nach wie vor überzeugter Verfechter der Selbstbestimmung und des Wiederanschlusses Südtirols an Österreich. Ich erinnere mich noch an meine mit Abscheu gepaarte Neugierde, als ich mich mit einem Vertreter dieses düsteren Kapitels der jüngeren Geschichte so unmittelbar konfrontiert sah. Ich hatte ihn mir aggressiv vorgestellt, aber der am Kaminfeuer seines Hauses sitzende Mann hatte etwas Pathetisches an sich und war von einer Art Kriegsbereitschaft besessen, die sich in all den Jahren nicht abgeschwächt hatte, inzwischen jedoch vollkommen unzeitgemäss wirkte. Ich glaube, er hat nicht einmal im Tod seinen Frieden gefunden.

Sein von den italienischen Ermittlern erworbener Notizkalender umfasst das Jahr 1963, und der Januar beginnt mit dem Leitspruch: «Rot zu sein ist Vorrecht der Dummen.» Darunter notiert Burger: «Was würde man den Juden und den Negern sagen, wenn man ihnen ein solches Unrecht zufügen würde wie den Südtirolern? Italien hat den Weg der Gewalt gewählt. Rechtsbruch mit Rechtsbruch zu begegnen wird somit zu einer zulässigen, durch das legitime Recht auf Selbstverteidigung bedingten Sache.» Und weiter: «Mit der Befreiung Südtirols wird das Nationalgefühl der Deutschen neuen Auftrieb gewinnen und den für den Verzicht verantwortlichen Politstümpfern und Verrätern des deutschen Vol-

kes für mindestens fünfzig Jahre den Boden entziehen. Das ist einer der Gründe, weshalb man gegen uns ist.»

Doch das Interessanteste an diesen Aufzeichnungen sind nicht die abstossenden Theorien Burgers zum Pangermanismus. Es ist vielmehr der Einblick, den man in die Alltäglichkeit seines gesetzwidrigen Lebens gewinnt. Anmerkungen zu Personen, die es anzurufen gilt, Journalisten, Politiker (für das Gespräch mit einem nicht näher spezifizierten Minister ist in einem Klammerzusatz vermerkt: «schwarzer Anzug!»), tauchen neben Zahnarztterminen und Geburtstagen auf. Penibel aufgeschlüsselte Ausgaben für Reisen und Telefonate wechseln sich ab mit den für die Organisation der Attentate zur Verfügung gestellten Summen. Die Lektüre von Norbert Burgers Notizkalender führt einem einmal mehr die Banalität des Bösen vor Augen.

Noch interessanter sind die Randnotizen der Ermittler, die versucht haben, daraus Informationen über Mittäterschaften, internationale Beziehungen und Finanzkanäle zu ziehen. Es gilt herauszufinden, ob die genannten Personen tatsächliche Kontakte Burgers sind oder ob es sich um Männer handelt, an die er gern herankommen wollte, etwa um finanzielle Unterstützung zu erbeten. Unter den Namen findet sich auch der von Fritz Molden. Die Namenslisten werden von der italienischen, der österreichischen und der deutschen Polizei analysiert und sorgfältig geprüft. Journalisten, Politiker und namhafte Persönlichkeiten sind involviert, da darf es keine Fehler geben.

Im Zusammenhang mit Molden heisst es in einer auf den 28. Dezember 1967 datierten Anmerkung der Abteilung für vertrauliche Angelegenheiten (Divisione Affari Riservati) des Bozner Polizeipräsidiums: «In einer Dokumentation zum BAS' wurde selbiger laut verlässlicher Quelle 1960 von den namhaften Personen Fritz Molden und von Pfaundler geleitet, in Zusammenarbeit mit Kerschbaumer, Klotz und Bernhard Brandner [sic!] (der als Schwager von Luis Amplatz genannt wird). [...] Bezüglich der Finanzierung des derzeitigen Terrorismus nennt selbige Quelle als

gesicherten Namen Max Buxbaum, der als Leiter der Innenkommission der in Wien ansässigen Wiener Allianz bezeichnet wird und der Klotz das durch den BIB (Bergisel-Bund) gesammelte Geld übergeben soll, während der bereits bekannte Josef Holzinger aus Linz der Mittelsmann zwischen besagtem Klotz und Burger ist.»

Die Parole lautet: *Follow the money*. Die letzten Seiten des Notizbuchs enthalten einen Finanzbericht, dem die Ermittler entnehmen, dass Burger zwischen Ende 1963 und April 1964 «etwa zweieinhalb Millionen Lire und exakt 7'000 D-Mark und 54'000 Schilling zur Verfügung hatte». In einem Dokument vom 11. März 1965 findet sich eine durch detaillierte Listen ergänzte Kostenaufstellung, in der beispielsweise Klotz und Amplatz als Empfänger einer Summe von rund 1'400 D-Mark (bzw. laut anderer Interpretationen der Originalhandschrift von rund 1'100 D-Mark) auftauchen. Bezüglich der Herkunft des Geldes gibt ein Genosse Burgers namens Peter Knirps in einem Verhör bei der Polizei Klagenfurt vom 22. Juni 1964 an, dass zu den Geldgebern auch der Vizevorsitzende der bayerischen Christdemokraten (CSU) gehöre, der Gelder des sogenannten Hilfswerks für Südtirol, einer deutschen Wohlfahrtsorganisation zur Unterstützung der «armen Vettern» in Südtirol, auch «Stille Hilfe für Südtirol» genannt, verwendet habe. In den Unterlagen tauchen allerdings zu diesem «Hinweis» von Knirps weder Bestätigungen noch weitere Querverweise auf.

Das anhand des Archivs von Russomanno rekonstruierte Netz der mit Westeuropa ausgetauschten Informationen über Südtirol erstaunt angesichts des Ausmasses. Eine Kartei mit den durch Fotos ergänzten Beschreibungen sämtlicher polizeilich gesuchter Südtiroler ist auf Französisch verfasst. Soweit ich es verstehe, hat die italienische Polizei sie erworben, um sie zu übersetzen und zu ergänzen. Siebzehn Seiten mit Gesichtern und bekannten Namen; unter den Lichtbildern finden sich die wichtigsten Daten: Personalien, äusseres Erscheinungsbild, Prozesse, Strafen. Und die Be-

rufe: Schlosser, Mechaniker, Landwirte, Drucker. Auf der Flucht vor der Polizei zu sein war kein Zeitvertreib von Reichen.

In vielen Berichten, die zwischen den verschiedenen Polizeipräsidien im Umlauf sind, geht es auch um die Frage der Herkunft des bei Anschlägen verwendeten Sprengstoffs. Kein zu vernachlässigendes Thema, wenn man bedenkt, dass Südtirol offenbar mit Waffenarsenalen übersät war. In einem Dokument von Ende 1963 werden jene gelistet, die man innerhalb weniger Monate in den Wäldern entdeckt hatte. Mehrere Dutzend Kilo Dynamit, Tausende Patronen und Zünder, ausserdem Gewehre, Pistolen, Handgranaten und Antipersonenminen. So wurde zum Beispiel am 18. September 1963 «in der Nähe der Nörderspitze im Passeiertal ein gut ausgestattetes Versteck entdeckt, das vermutlich auf den bekannten Sprengstoffattentäter Klotz zurückzuführen ist. Das Waffenlager umfasste: ein 12-kalibriges Maschinengewehr, zwei Maschinenpistolen, vier Karabiner, sechs Pistolen, vier Raketenwerfer, 23 Munitionsgürtel, 5'500 Gramm Sprengstoff, 4'000 Patronen, 157 Zünder einer österreichischen Marke, Bergausrüstung, eine Feldküche, Lebensmittel und Tabakwaren. Das Versteck ist gesprengt worden.» Zwanzig Jahre nach Kriegsende wollte man offenbar einen neuen Krieg vorbereiten. Wie und weshalb er nicht ausbrach – oder wofür diese Vorbereitungen tatsächlich dienten –, ist eine Geschichte, die es noch zu ergründen gilt. Dabei stösst man beispielsweise auf die heimlichen Machenschaften der paramilitärischen italienischen Geheimorganisation Gladio, die in jenen Jahren gegründet worden war, um einer möglichen Invasion der Sowjetunion entgegenzuwirken. Besagtes Archiv ist zweifellos ein guter Ausgangspunkt, um die Verbindungen zwischen dieser Frage und den Südtiroler Bombenjahren unter die Lupe zu nehmen.

Anschliessend vertiefte ich mich in einen langen Bericht, der mit den üblichen Anmerkungen beginnt: «Die Informationen stammen aus bewiesenermassen glaubwürdiger und gut in das Südtiroler Ambiente und in pangermanistische Kreise der Bundesrepu-

blik Deutschland eingebetteter Quelle.» Das entspricht vermutlich der Wahrheit, denn der Bericht ist äusserst detailliert und beschreibt die Untergrundbewegung bis in die kleinsten Details.

Nach derzeitigem Stand gilt die Gesamtzahl der «Freiheitskämpfer» als nicht hinreichend, da sie sich insgesamt auf nicht mehr als etwa 650 Elemente beläuft. Die für den Plan der Aufständischen taktisch relevanten Gebiete dürften das gesamte Südtiroler Unterland mit Kommandos in Kaltem, Neumarkt und Tramin umfassen, mit dem Ziel, den Zustrom bewaffneter italienischer Einheiten durch das Etschtal, über den Karerpass, durch das Nonstal etc. zu verhindern; des Weiteren das gesamte Pustertal, einschliesslich der Seitentäler Gsies, Antholz, Ahrntal mit entsprechenden Seitentälern, Weitental (Pfunders); ausserdem das obere Etschtal mit den Seitentälern Pfitsch, Ridnauntal und Ratschingstal; das Passeiertal sowie oberer und mittlerer Vinschgau.

Es folgt eine Auflistung der «Kommandos» mit der Lage der neuralgischen Punkte der Organisation, wobei man davor warnt, dass inzwischen diverse Waffen, Munition und Sprengstoff «ins Passeiertal gelangt sind: Weiteres Material kommt teils aus der Schweiz über die Unaschlucht und das Schlinigtal, das Assetal und das Rogental etc. Kenntnisse über die Ankunft von Kampfmitteln sind offenbar auch dem Bischof von Brixen, Msgr. Gargitter, zu Ohren gekommen, der diese im Namen eines verlässlichen, aber nicht persönlich in Erscheinung tretenden Informanten weitergegeben hat.»

Ein wichtiger Abschnitt dieses Dokuments bringt die Sorge der örtlichen Kirche angesichts der sich anbahnenden Ereignisse zum Ausdruck:

Der Bischof von Brixen und der Präsident des Bozner Provinzparlaments haben sich in einem geheimen Gespräch mit dem

Informanten sehr besorgt über die zunehmende politische Spannung in Südtirol gezeigt und ihre Sorgen mit folgendem Satz auf den Punkt gebracht: «Wir sehen die nahe Zukunft von Feuer und Blut gezeichnet.» Besagter Bischof soll darüber hinaus eine Person seines Vertrauens mit der Aufgabe betraut haben, für die Bildung von deutschsprachigen Bürgerausschüssen zu sorgen, welche über die Verletzung christlich-sozialer Werte durch zur deutschsprachigen Minderheit gehörende Männer in Schlüsselpositionen des öffentlichen Lebens zu wachen haben. Diese Ausschüsse müssten, wegen der von ihnen zu leistenden vertraulichen Tätigkeit, geheim bleiben. Ziel der Bildung einer solchen Organisation sei es, dem Bischof von Fall zu Fall die Möglichkeit zu geben, die Untreue der oben beschriebenen Individuen anzuzeigen und auf diese Weise die Voraussetzungen dafür zu schaffen, sie durch Personen zu ersetzen, die sich der Kurie gegenüber ehrerbietig zeigen, oder, sofern dies unmöglich ist, den Boden für die Gründung einer zweiten deutschsprachigen Partei in Südtirol zu bereiten. [...] Die Situation in Südtirol hat sich seit einiger Zeit offenkundig immer weiter verschärft und alarmierende Formen angenommen. Inzwischen herrscht weitverbreiteter Konsens darüber, dass hinter den Bemühungen Wiens zugunsten der Causa Südtirol der verlängerte Arm Moskaus steckt. Denn Letzteres hat ein unbestreitbares Interesse an der Verlagerung der Brennergrenze, die heute auch die Grenze des Atlantischen Bündnisses bildet, und jedenfalls auch daran, die Taktik der Entfachung von «Brandherden» in strategisch wichtigen Gebieten weiter voranzutreiben.

Ich schaue auf das Datum des als STRENG VERTRAULICH gekennzeichneten und erst 2014 freigegebenen Dokuments und rechne mit 1961, also mit einem Zeitpunkt, als die Ermittlungen bereits ihren Lauf genommen hatten und man dank der Geständnisse der Verhafteten schon fast alles über das Geheimnetz wuss-

te. Stattdessen lese ich: 20. Juni 1960. Ein Jahr vor der Feuernacht waren die italienischen Behörden bestens darüber im Bilde, dass in Südtirol etwas Grosses geplant wurde. Dennoch gab man sich offiziell überrascht von den Anschlägen, die – wie es hiess – von einer Handvoll kleiner Bauern vorbereitet und verübt worden seien.

Gab es möglicherweise Gründe dafür, die Ausführung der Attentate zuzulassen? Wie wir noch sehen werden, wäre das auf beiden Ebenen, also sowohl innenpolitisch als auch international, durchaus denkbar: einen Ausnahmezustand herzustellen, der die militärische Aufrüstung einer Grenzprovinz ermöglichte. Aber wer hatte dann in Südtirol das Sagen? Eines der raren Interviews mit Silvano Russomanno, das Sergio Zavoli führte und das in seinem Buch *C'era una volta la Prima Repubblica* zu finden ist, liefert einige, wenn auch versteckte Hinweise. Dem Journalisten, der sich mehr als jeder andere mit den Hintergründen der *anni di piombo* beschäftigt hat und der Russomanno zu umgelenkten Geheimdienstaktivitäten befragt, antwortet dieser: «Es scheint tatsächlich die ein oder andere Umlenkung gegeben zu haben. Aber Sie sprechen hier von einem Militärgeheimdienst.» Weiter unten fügt er hinzu: «Die Zeit wird alles ins Lot bringen, fertig, aus! Man kann nur feststellen, dass bestimmte Erfordernisse, sagen wir defensiver Art, nicht mehr gegeben sind.» In seiner kryptischen Manier gibt uns der ehemalige Geheimdienstagent zu verstehen, dass bestimmte Entscheidungen nicht gefällt wurden, um das italienische Staatsgebiet zu verteidigen, sondern, um den Forderungen der verbündeten Amerikaner nachzukommen. Und auf Zavolis Frage, ob es in jenen Jahren ein Demokratiedefizit gegeben habe, antwortet er provokativ: «Zu wenig demokratisch, sagen Sie? ... ja, ja, zu wenig ... Aber auch heute ist es keinesfalls so, dass wir in Demokratie baden!»

Vielleicht hat der so umstrittene Silvano Russomanno, gerade weil er zeit seines Lebens hatte schweigen müssen, wenigstens ein umfangreiches Andenken hinterlassen wollen, das zwar von be-

sonders kompromittierenden Teilen vermutlich bereits bereinigt wurde, das aber selbst in dieser Form noch bei vielen Missfallen erregen dürfte. Etwas bestätigt uns sein Archiv jedenfalls mit Sicherheit: Die Vorstellung von der unschuldigen Südtiroler Landbevölkerung, die, von einer nationalen Idee beseelt, wegen einer kleinen Grenzstreitigkeit in den 1960er-Jahren in Italien ein paar Bomben legte und ein paar Schüsse fallen liess, ist eine der vielen beschönigenden Sichtweisen auf Südtirol. Ein von falscher Patina überzogenes, perfektes und beruhigendes Bild, das jedoch keineswegs der dahintersteckenden Wirklichkeit entspricht. Die Geschichte, um die es hier geht, wirft weitaus längere Schatten.

Die Feuernacht

Bozen, Juni 1961

Die Ereignisse haben eine schlimme Wendung genommen, heisst es zumindest in der Zeitung. Auf den Fotos der Titelseiten lächeln John E Kennedy und Nikita Chruschtschow zwar, aber gut informierte Kreise beschwören, dass das erste Gipfeltreffen der beiden Staatsmänner am Wochenende ein Desaster gewesen sei. Auf den Tresen gestützt, blättert Peter in den Tageszeitungen. Für das Staatstreffen haben sie Wien gewählt! Eine Stadt, so nah und doch so fern. Wie gern wäre er dabei gewesen, hätte sich unter die Menge gemischt, hätte die offiziellen Delegationen vorbeidefilieren sehen und vielleicht einen heimlichen Händedruck beobachtet. Und neben ihm hätte Max die Szene mit seiner Leica eingefangen. Stattdessen sitzen sie hier fest.

Die Zeitungen berichten von dem Ultimatum des sowjetischen Staatschefs, der den Rückzug der amerikanischen, britischen und französischen Truppen aus Westberlin fordert. Chruschtschow beabsichtigt die Unterzeichnung eines Friedensvertrages mit der DDR, um die Teilung des Landes offiziell anzuerkennen und Berlin zur Hauptstadt des neuen Mitgliedsstaats des Warschauer Pakts zu machen. Für die Amerikaner ein nicht hinnehmbarer Schritt: Die Kommunisten gewinnen in Europa an Boden, man muss ihnen Einhalt gebieten. Der «kalte» Krieg wird frostiger.

Peter lässt den Blick durch die Stube schweifen. Mit der warmen Jahreszeit ist Clothilde zurückgekehrt, die ihm zulächelt. Auch die Aushilfskräfte, die sich um die Zimmer und die Küche kümmern, sind wieder da. Katharina ist zufrieden. Mit Peter daheim ist ihre Welt nahezu perfekt.

Hermann hat unbemerkt den Raum betreten und seinen einzigen Arm auf den Tresen gelegt. Er beugt sich zu Peter hinüber. «Wir müssen reden. Hast du einen Moment Zeit?»

Peter faltet die Zeitung zusammen, gibt Clothilde ein Zeichen, dass er kurz fortmuss, und folgt ihm.

«Es hat eine Zusammenkunft in der Schweiz gegeben. Alle sind sich einig. Der Augenblick des Handelns ist gekommen.» «Auch für uns?» Peter spürt, wie er vor Aufregung zittert, plötzlich bekommt alles schlagartig einen Sinn.

«Auch für euch. In einer Woche.»

«Was ist in einer Woche?»

Hermann schüttelt den Kopf und setzt geheimnisvoll hinzu: «Das kann ich dir noch nicht sagen. Aber es wird ordentlich krachen!»

Peter hat sich auf die Zündapp geschwungen, um nach Bozen zu fahren.

«Komm nicht so spät», hat Katharina ihn ermahnt. «Es wird viel los sein am Abend.»

«Gönnt du dir etwa nie einen Ausflug?», hat er prompt geantwortet. Er ist nicht sicher, wohin die Mutter eigentlich geht, wenn sie einen ganzen Tag lang fortbleibt. «Mach dir keine Sorgen, ich bin pünktlich zurück.» Clothilde winkt ihm zu, allerdings mit gerunzelter Stirn. Seit sie ihn nach Schichtende in seinem Zimmer besuchen kommt, ist sie besitzergreifend geworden.

Als er die Lauben im Zentrum erreicht hat, hält er vor dem Fotogeschäft und ruft durch die Schaufensterscheibe nach Max. «Was ist los?», fragt der Freund im Hinaustreten. Er hat den Vormittag damit verbracht, Filme zu entwickeln, und trägt einen Arbeitskitel. Wenn sein Vater ihn so sehen würde, denkt Peter.

Er teilt ihm die Neuigkeiten von Hermann mit. «Ich habe ihn nie so aufgeregt gesehen. Diesmal ist es, denke ich, wirklich ernst. Aber er hat mir nichts weiter verraten wollen.»

Max zögert, schwankt zwischen Stolz und Vernunft, die am Ende siegt.

«Vielleicht sollten wir Klara fragen», wendet er ein. Sie haben sich monatelang nicht gesehen, sie ist zu sehr von ihren Reisen nach Innsbruck und ihren Prüfungen in Anspruch genommen. Nachdem sie ihnen gezeigt hat, wie man Bomben baut, scheint es, als habe sie beschlossen, dass sie nicht würdig seien, auch nur eine davon in die Luft gehen zu lassen.

«Sie weiss etwas, ganz bestimmt ... mit ihrem Kerl da aus Österreich ...», knurrt Peter.

«Warum rufst du sie nicht einfach an?», schlägt Max vor und schiebt ihn in den Laden.

Als Karl die beiden zum Telefon gehen sieht, zieht er sich diskret zurück. Mit klopfendem Herzen wählt Peter Klaras Nummer. Ein Freizeichen, zwei, drei. Dann nimmt eine Frau ab, jedoch nicht Klara selbst. Die Frau bittet darum, am Apparat zu bleiben. Weitere Minuten verstreichen.

Endlich ertönt ihre Stimme, klangvoll, unverwechselbar. «Peter! Ich hatte schon alle Hoffnungen aufgegeben», neckt sie ihn. Dabei war sie es, die nicht mehr auf seine Anrufe reagiert hat, nie daheim anzutreffen war. An liebsten würde er sie anschreien, dass sie ungerecht ist, dass man sich nicht so verhält, aber er schluckt den Zorn herunter.

«Wir müssen uns treffen», sagt er bloss.

«Das weiss ich», antwortet sie.

Die drei Freunde sitzen auf dem Teppichboden in Max' Zimmer. Wie viel Zeit verflossen ist, seit sie sich zum ersten Mal begegnet sind. Fast vier ereignisreiche und bewegte Jahre. Dennoch haben sie sich niemals ganz aus den Augen verloren, und endlich glauben sie zu wissen, weshalb: Sie haben auf diesen Augenblick gewartet.

«Hermann ist ziemlich vage geblieben ...», beginnt Max.

«Dein österreichischer Freund wird dir schon irgendeinen Floh ins Ohr gesetzt haben ...», drängt Peter.

Klara tut, als habe sie die Bemerkung überhört. Nun spielt er auch noch beleidigt, als ob sie nicht wüsste, dass er sich sehr rasch anderswo Trost gesucht hat.

«Die Entscheidung ist gefallen: Es ist Zeit, ein deutliches Signal zu setzen», sagt sie nachdrücklich. «Man hat einen Zeitpunkt festgelegt, an dem in der ganzen Provinz Bomben hochgehen sollen ... Eine mit den verschiedenen Aktivistengruppen koordinierte Aktion.»

«Was sind die Ziele?», fragt Peter. «Wieder die italienischen Viertel?»

«Nein. Als Konrad nach Bozen gekommen ist», beginnt Klara, und fügt eilig hinzu, «um meinen Vater zu treffen, hat er von der Infrastruktur gesprochen. Opfer will man auf jeden Fall vermeiden.»

Max wirkt nicht überzeugt. Er verzieht das Gesicht. «Und wir? Welche Rolle werden wir spielen?», fragt Peter.

«Wir dürfen uns nicht drücken. Es ist schliesslich auch unser Kampf!», betont der Freund.

Klara sieht sie an. Die beiden sind so versessen darauf, zu agieren, und gleichzeitig wissen sie so wenig über die Bedeutung ihrer Aktionen. «Ich habe alles Nötige, um einen Zünder zu legen», verkündet sie.

«Und ich kann über Hermann den Sprengstoff besorgen. Ich weiss, wo er ihn versteckt», schlägt Peter vor.

Doch Max schweigt und schaut Klara aus zusammengekniffenen Augen an. «Was hat dein Vater mit der Geschichte zu tun? Meintest du nicht, Konrad sei gekommen, um ihn zu sehen?» «Mein Vater kümmert sich um alles Mögliche, aber er erzählt mir nicht alles», erwidert sie.

«Eines kann ich dir verraten. Karl arbeitet seit Wochen für ihn, er schickt mich los, um Fotos zu schiessen, die er garantiert nicht für Postkarten braucht. Wozu dienen sie?»

«Was ist los? Hast du kein Vertrauen?» Klara hebt das Kinn.

«Absolut nicht», antwortet Max prompt.

Feindselig blicken sie sich an, dann erhebt sich die junge Frau.

Peter hält sie zurück. «He, der Feind ist ein anderer!», ruft er den beiden scherzhaft ins Gedächtnis.

«Du hast recht, wir sollten nicht miteinander streiten», lenkt Klara ein. «Da du, Max, die Gegend Meter für Meter erkundet hast, solltest eigentlich du das Ziel auswählen.»

Der Freund nickt, besänftigt durch dieses Zugeständnis an seine Fähigkeiten. «Ideal wäre etwas in der Gegend um Pinzon. Von dort lässt sich rasch die Flucht ergreifen.»

«Wir sollten uns zuerst im Gasthaus treffen, um alles vorzubereiten», schaltet sich Peter ein. «An einem Tag, an dem meine Mutter fort ist.»

«Immer noch die Geschichte mit dieser alten Freundin in Trient?», fragt Max.

«Ja, wieso, glaubst du das etwa nicht?»

«Glaubst du es?»

«Sie hat keinen Grund, mich anzulügen.» Peter erhebt sich verwirrt.

«Na ja, sie ist eine schöne Frau. Noch jung», wirft Klara ein und steht auch auf.

«Was willst du damit sagen?», fragt er barsch.

«Wieso sollte sie keinen Liebhaber haben? Mit einem Mann ins Bett gehen wie alle anderen Frauen ...?»

«Hör auf! Das ist nicht ihre Art.» Klaras verschmitzter Blick und ihr gewiefter Tonfall verletzen ihn. Weder will er sich die Freundin in Konrads Armen noch die Mutter in den Armen eines Unbekannten vorstellen. Es gibt kein Geheimnis. Nur eine alte Verwandte.

«Wir sehen uns», sagt er kurz angebunden und verlässt eilig den Raum.

11. Juni 1961. Herz-Jesu-Gedenken, ein Sonntag. An diesem Morgen haben sich überall in ganz Südtirol die Gläubigen zum Beten in der Kirche versammelt. «O Heiligstes Herz Jesu, gedenke der Rettung unserer Seelen, lasse sie nicht zugrunde gehen.» Die Glocken des Bozner Doms, der Kirchen in Brixen und Meran,

aber auch der kleinen Kirche in Pinzon haben unablässig geläutet. Nach der Messe haben sich die Männer im Gasthaus Staffler getroffen. Einige plaudern munter, ahnungslos, andere sind schweigsam, als wüssten sie zu viel; das Klima ist seltsam angespannt.

Es ist bereits nach Mitternacht, als Peter, Max und Klara leise hinausschleichen. Katharina ist sorgenvoll zu Bett gegangen, aber um diese Stunde schläft sie den unruhigen Schlaf all jener, die fürchten, ihr Liebstes zu verlieren.

Ringsumher hört man Rascheln und Geflüster, unterdrückte Männerstimmen, Schritte, Steine kollern. Max geht voraus, die beiden Freunde folgen ihm durch die Weingärten.

Er hat sein Ziel bereits ins Auge gefasst und benutzt es als Orientierungspunkt. Peter trägt das Material in einem Rucksack: drei Ladungen Dynamit zu je zwei Kilo sowie drei Zeitzündler. «Material aus Österreich, sicheres Zeug», hat Klara erklärt. Die drei laufen schweigend quer durch die Weingärten, umschmeichelt von der milden Luft einer bereits frühlommerlichen Nacht. Sie entfernen sich von den Häusern in Pinzon, in denen kein Licht brennt. Viele der Betten sind leer in dieser Nacht. Sie erklimmen einen sanften Abhang, und nach einer Viertelstunde haben sie ihr Ziel erreicht.

Vor ihnen erhebt sich die schlanke Silhouette des Hochspannungsmastes in die mondlose Nacht. Vier Betonsockel sind tief in die satte Südtiroler Erde eingelassen. Peter legt den Rucksack ab und verteilt die Sprengladungen, die Zünder und das Klebeband, mit dem das Dynamit an den Stahlträgern befestigt wird. Drei Sprengsätze genügen, um einen dieser Giganten zu Fall zu bringen.

«Von wem stammt eigentlich die Idee?», hat Max wissen wollen. Die Idee, die Hochspannungsleitungen zu kappen, mit denen der durch die Alpenbäche und -flüsse in den Staudammturbinen gewonnene Strom verteilt wird. Weder Klara noch Peter haben darauf eine Antwort.

Die drei arbeiten ohne Unterlass mit raschen Bewegungen.

Ihre Hände zittern nicht. Das Adrenalin beeinträchtigt ihr Denken, aber wenn sie sich so sehen könnten, wären sie erstaunt, wie leicht man sich in einen Saboteur verwandelt. Sie befestigen die Sprengladungen auf Augenhöhe an drei Pfeilern des Masts, prüfen, ob sie wirklich fest angebracht sind. Dann kontrollieren sie die Zeitschaltuhr des Zünders. Noch zwei Stunden bis zur Explosion.

Die Nacht ist ruhig, und auch sie sind es. Ihre Freundschaft steht an einem Wendepunkt. Sie ahnen nicht, wie viele weitere schmerzliche und traurige Wendungen noch kommen werden. In dieser Nacht aber denkt keiner von ihnen an das Morgen.

«Lasst uns abhauen», rät Max. «Besser, wir sind zurück, bevor es losgeht.»

Als sie Pinzon erreicht haben, verabschiedet sich Max. «Ich geh heim», sagt er leise, «morgen wird die Polizei überall sein. Falls sie uns verhören, sind wir von den Explosionen aufgewacht. Wir haben nichts gesehen. Wir wissen nichts.» Dann drückt er Klara einen Kuss auf die Wange und schliesst Peter fest in die Arme. «Jetzt geht es richtig los», flüstert er und verschwindet in die Nacht.

Als Klara mit Peter allein zurückbleibt, ist sie verwundert, wie sehr ihr Herz klopft. «Ich kann jetzt nicht zurück nach Bozen», sagt sie fast ein wenig schüchtern.

Er aber nimmt sie gar nicht schüchtern in den Arm, wie er es sich seit Jahren erträumt hat. Bei seinem Kuss spürt er ihre Hingabe. «Du kannst nirgendwohin», murmelt er. «Wir haben schon zu viel Zeit verloren.»

Sie steigen die Treppen hinauf in sein Zimmer, er schliesst von innen ab. Sie führt ihn zum Bett, berauscht vom Geruch seiner Haut. Dass sie leise sein müssen, erregt sie nur umso mehr. Ihre Zärtlichkeit ist drängend, sie haben keine Zeit, ihre Körper zu erkunden, es ist, als seien sie seit einer Ewigkeit miteinander vertraut. Sich endlich vereinen, das ist es, was zählt.

Sie liegen Seite an Seite, befriedigt und hellwach. Als Donner schläge die Berge erschüttern, eilen sie ans Fenster. Es sind nicht

nur ein paar Explosionen, sondern Dutzende. Der Himmel wird von hellen Blitzen durchzuckt, die Erde bebt. In der Ferne erlöschen die Lichter von Bozen.

Die beiden sehen sich an, lächeln ungläubig.

«Wollen wir raus und schauen?», flüstert Klara.

«Auf gar keinen Fall.» Peter zieht sie zurück aufs Bett. «Wir haben unsere Pflicht bereits erfüllt.»

Er küsst ihren Hals, die Brüste, und er sieht nicht die Reue in den Augen des Mädchens. Auch sie hat ihre Pflicht erfüllt.

Lebenswendungen

Sich die Beteiligten jener Nacht, ihre Beweggründe und Gefühle vorzustellen ist einfach. Schwieriger ist es, die Protagonisten heute in ihrem Alltag anzutreffen, in dem sie sich eingerichtet haben. Was ist von jenen jungen Leuten geblieben, die sich damals als Helden fühlten? Was haben sie nach fast sechzig Jahren begriffen? Das frage ich mich, während ich vor dem Haus von Siegfried Steger, der wegen mehrerer zwischen 1966 und 1967 begangener Attentate in Abwesenheit zu «lebenslänglich» verurteilt wurde und seit 1961 untergetaucht ist, aus meinem Wagen steige. Würde der Mann, den ich treffen will, nach Italien zurückkehren, liefe er Gefahr, hinter Gittern zu landen. Als Jacques und ich in der anhaltenden Stille eines Dezembernachmittags die Klingel drücken, erfüllt uns eine merkwürdige Neugierde.

Steger ist heute ein alter Herr mit zurückhaltendem Gebaren und misstrauischem Blick. Die blauen Augen leuchten nur unter zwei Bedingungen auf: entweder vor Zorn oder wenn er von der Arbeit auf den Feldern spricht. Von dem Leben, das er eigentlich hätte führen sollen. Stattdessen lebt er in diesem ruhigen Innsbrucker Vorort und empfängt mich in der mit hellem Holz vertäfelten Stube eines kleinen Häuschens, das er und seine Lebensgefährtin Erika zu einer Privatpension umfunktioniert haben. In gewisser Weise ist er in die Fussstapfen der Eltern getreten, die in Sand in Täufers, dem kleinen Dorf im Pustertal, in dem er 1939 das Licht der Welt erblickt hatte, ein Gasthaus hatten. In dem Familienbetrieb halfen alle sechs Kinder mit, und während des Krieges ka-

men auch dort zunächst die deutschen und später die amerikanischen Soldaten vorbei. Mit letzteren verbindet Steger, wie so viele seiner Generation, die Erinnerung an seine ersten geschenkt bekommenen Schokoladentäfelchen. Doch den Wendepunkt seiner Kindheit markiert nicht etwa ein Militärjeep, sondern ganz einfach eine Lehrerin. Eine Italienerin.

«Sie sprach kein Wort Deutsch, wir mussten den Unterricht in einer anderen Sprache abhalten als der, die wir daheim sprachen. Einmal hat sie ein Tier an die Tafel gemalt und darunter *CALVALLO* geschrieben. Ich habe gesagt: ‚Nein, das ist ein Pferd!› Der Schock der plötzlichen Auseinandersetzung mit der italienischen Sprache in den Grundschulen ist der Mehrheit der über achtzigjährigen Südtiroler noch gut im Gedächtnis. Ich kann mir die Verwirrung und die Schwierigkeiten der Pustertaler Kinder vorstellen, die sich plötzlich wie Fremde bei sich daheim gefühlt haben. Aber auch die der Lehrerin. «Sie konnte uns nicht erklären, warum wir eine andere Sprache sprechen sollten», erinnert sich Steger. «Aber sie fand uns schön mit unseren grossen blauen Augen und den blonden Haaren. Dann ist ein anderer italienischer Lehrer gekommen, und der war kein bisschen freundlich.»

Sein Blick verfinstert sich, aber er räumt ein, dass Integration durchaus kein Ding der Unmöglichkeit war. «Es gab viele Paare, bei denen sie Südtirolerin war und er Italiener, meist Zöllner oder Carabinieri. Die Kinder dieser Leute waren meine besten Freunde.» Und in das Gasthaus der Stegers kamen auch Polizisten, wenn sie nicht im Dienst waren, auf ein Bier oder eine Partie Kicker. Sie mischten sich nicht nur deshalb unter die «Deutschen», um sie zu überwachen, sondern auch, um zu zeigen, dass sie da waren, dazugehörten. Und natürlich, um den Mädchen den Hof zu machen.

Wenn sie anwesend waren, sprach man nicht über Politik. Sonst schon, auf eine Weise, die sie nicht gutgeheissen hätten. «Damals war es verboten, politische Symbole zu tragen», erinnert sich Steger, «aber es gab lange Diskussionen, alle sagten, Südtirol müsse

aufstehen und reagieren, verschiedene Gruppen sprachen bereits davon, dass Anschläge notwendig seien.» Er habe damals die Ohren gespitzt – ein Heranwachsender in der Phase des Aufbegehrens, der auf etwas stiess, woran man glauben konnte. Etwas, womit sich der Wunsch so vieler junger Menschen, die Welt zu erneuern, kanalisieren liess. So begann seine Geschichte.

Einer seiner Freunde, der Dorfschmied, überzeugt ihn davon, sich persönlich zu beteiligen. «Er sagte zu mir: ‚Diese Gelegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, es ist der richtige Weg. Andernfalls werden wir Südtirol verlierens» Man ist auf die Hilfe aller angewiesen, auch auf die von Siegfried. «Damals habe ich gedacht, ich müsste etwas tun. Ich habe meine Mutter gefragt, wo ich mir eine Fahne besorgen könnte. Sie hat geantwortet: ‚Ich nähe dir eines»

Mit diesem in Heimarbeit gefertigten Banner schliesst sich Steger der Gruppe an, die am 17. November 1957 zu der Grosskundgebung von Sigmundskron aufbricht. Bei ihrer Ankunft erwartet sie ein regelrechtes Bad in der Menge. «Zur Burg hinauf mussten wir durch zwei Reihen von Polizisten laufen, alle bewaffnet.» Er kann sich noch gut an die Rede von Silvius Magnago erinnern, an die Parole «Los von Trient». Auch Ferragosto 1958 ist ihm noch lebhaft in Erinnerung, Mariä Himmelfahrt, jener Tag, an dem er den Glockenturm in seinem Dorf erklommen hat, um oben die Tirol-Flagge zu hissen. Und er weiss noch, wie er zum ersten Mal mit den Behörden aneinandergeraten ist, als er anlässlich des Herz-Jesu-Festes von 1959 zusammen mit Freunden wegen des Verdachts der Komplizenschaft mit den Untergrundbewegungen verhaftet wird: «Sie nannten uns *crucchi*, dumme Deutsche, und brachten mich in die Kaserne, bedrohten und schlugen mich.»

Schon bald entfalten seine politische Leidenschaft und seine Störaktionen ihre Wirkung. Man wird auf Siegfried aufmerksam. Ende 1959 kommt Kurt Welser ins Gasthaus: «Er sagte, dass man in der Gegend eine Widerstandsgruppe aufbauen wolle, und fragte

mich, ob ich vertrauenswürdige Leute kennen würde, Leute, die dichthalten könnten», erzählt er. «Wir verabredeten uns für genau einen Monat später in der Stube eines Bauern, wir waren ein Dutzend. Welser sprach über die Ziele, erklärte uns, wie wir uns verhalten, was wir sagen sollten, falls man uns verhaften würde. Und dann brachte er uns bei, wie man mit Sprengstoff umgeht.» Viele der Verschworenen, darunter auch Steger, können bereits schießen, obwohl Waffenbesitz damals mit Ausnahme weniger Berufe, wie Jäger und Schlachter, verboten ist. Der Sprengstoff stammt von der nahegelegenen Baustelle eines Elektrizitätswerkes: Die italienischen Arbeiter, die zum Mittagessen ins Gasthaus kommen, verkaufen ihn unter der Hand. Sie wissen nicht, wozu das Material dienen soll, vielleicht haben sie irgendwelche harmlosen Bauvorhaben im Kopf.

Welser führt seine Pustertaler ins Hochgebirge. «Er zog Dynamit, Zünder und Zeitschaltuhr hervor. Wir waren in der Nähe eines Sees, also vertrieben wir uns die Zeit mit Angeln, und nach der Explosion teilten wir die Fische auf, die jeder mit heimnehmen durfte. Wir waren jung», erzählt Steger, und man hat fast das Gefühl, er rede von einem Ausflug. Hatte er wirklich keine Angst, in die Luft zu fliegen? Das, so sagt er, sei eigentlich nicht das Problem. «Wenn du die Grundregeln kennst, passiert dir nichts», erklärt er. «Unsere einzige Sorge war, dass jemand kommen könnte.»

Der Mann neben mir leugnet nichts von seiner Vergangenheit und gesteht sogar, dass er mehr denn je an die «Sache» glaube. Wer weiss, ob er manchmal denkt, dass er sein Leben für Besseres hätte verwenden können.

Die Feuernacht markiert einen Wendepunkt. Seine Erzählung ist so lebendig, als sei alles erst gestern geschehen.

Er und seine Gefährten glauben, noch wochenlang Zeit für die Vorbereitungen zu haben. Doch eines Tages im Juni taucht ein Unbekannter im Gasthaus auf. Er liefert das Schlagwort. «Er sagte zu mir: ‚Es geht los.‘» Bei dem Mann handelt es sich ausge-

rechnet um den Neonazi Norbert Burger. Welche Beweggründe er hat, fragen sich Steger und seine Gefährten nicht. Keiner der später unter dem Namen «Puschtra Buibm» bekannt gewordenen Männer weiss, wer die Entscheidung getroffen hat, in Aktion zu treten. Keiner weiss, von wem sie die Befehle bekommen. In jener Nacht des 11. Juni schlagen sie zu. Siegfried verlässt in der Dunkelheit das Haus, es ist kurz nach drei Uhr morgens. Gemeinsam mit seinem Freund Franz Ebner, der älter als er ist und sogar im Krieg war, nähert er sich dem Ziel. Den Sprengsatz zu legen dauert nur wenige Minuten. «Man braucht nichts, vier Kilo Sprengstoff, für jeden Stützpfiler eines. Ich hatte schon alles vorbereitet, Zünder und Zeitschaltuhr montiert.» Gegen vier Uhr dann die Explosion. Der Strommast schwankt, neigt sich, fällt. «Es gab eine grosse Flamme.»

Diesmal ist ein bisschen Angst im Spiel. «Ich dachte: Vielleicht überlebe ich nicht. Doch wenn ich mein Leben verlieren muss, so werde ich es für meine Sache verlieren.» Er spricht diese Worte voller Überzeugung, hier in seiner Stube, die ebenfalls mit einer von der Mitte der Zimmerdecke hängenden hölzernen Taube des Heiligen Geistes geschmückt ist. Mir wird klar, dass ihm seine fast achtzig Lebensjahre nicht genügt haben, sich von der Vergangenheit abzuwenden.

Kaum eine Stunde nach der Explosion, um fünf Uhr in der Früh, erscheint prompt die Militärpolizei. Mutter Frieda eilt hinauf in sein Zimmer. «Siegfried, was hast du angestellt?», fragt sie. Sie ist seit jeher im Bilde über die Aktivitäten des Sohnes. «Ich baute die Bomben daheim, oft in den frühen Morgenstunden, und sie war nervös, riet mir zur Vorsicht.» Die mütterlichen Sorgen gewinnen plötzlich in jenen bewaffneten Männern, die gekommen sind, um ihn zu verhaften, konkrete Gestalt. «Ich wollte flüchten, aber ich konnte schlecht aus dem ersten Stock springen, zudem standen dort draussen die Militärjeeps, und überall waren Carabinieri mit Maschinenpistolen.» So lässt er sich in den Hof ihres

Hauses führen. Doch als man ihn zu dem Wagen bringt, der ihn in die Kaserne fahren soll, sind die Militärs einen Augenblick lang abgelenkt, so zumindest seine Version. Der Gefangene reisst sich los, beginnt zu rennen und entkommt durch das hintere Gatter. Niemand greift schnell genug zur Waffe, vielleicht steckt aber auch Absicht dahinter. Immerhin sind es Leute aus der Umgebung, wahrscheinlich kennt man sich seit Jahren.

In den folgenden Tagen findet ihn niemand. «Ich habe drei Tage jenseits der Zillertaler Alpen verbracht, um abzuwarten, was passiert», sagt er.

Ist das möglich, in dem damals herrschenden Klima der Verfolgung? Eine so einfache Flucht und ein so problemloses Untertauschen? So viel steht jedenfalls fest: Er wird nie wieder dauerhaft in seine Heimat zurückkehren. Er flüchtet nach Österreich, wo er dank eines Netzwerks zur Unterstützung Flüchtiger eine Arbeit findet. Mehrfach kehrt er heimlich nach Südtirol zurück, aber immer nur für kurze Zeit und immer zu bestimmtem Zweck: «1963 war ich 16 Wochen in der Heimat, den ganzen Sommer, von Juni bis September, und habe Anschläge vorbereitet. Ich wollte unser Land befreien. Wir waren Soldaten, keine Terroristen. Wir wollten die Bürger nicht mit hineinziehen, sondern Italien zerstören.» Genau in diesem Sommer nehmen die Dinge jedoch eine andere Wendung. Die Zeit der falschen Spiele und des Verrats hat begonnen. Ich habe den Eindruck, dass Steger darüber nicht allzu viel weiss. Er erzählt mir, dass er und die anderen «Puschtra Buibm» selbstbestimmt agierten. Sie hätten keinem Kommando unterstanden, auch wenn sie Waffen und Sprengstoff aus Nordtirol bezogen und viele Vertreter der Bewegung gekannt hätten. Darunter auch die Mollings, die ihn an einem bestimmten Punkt sogar mehrere Wochen bei sich in der Wohnung aufnahmen. «In unserer Gruppe gab es weder Verräter noch Spione.» In anderen dagegen schon, gibt er damit indirekt zu verstehen.

Ich frage ihn, ob er sich niemals instrumentalisiert gefühlt habe.

«Wenn ich nicht zu hundert Prozent von dem überzeugt gewesen wäre, was ich tat, hätte ich gar nichts getan», erwidert er trocken. Es bedurfte einer unerschütterlichen Überzeugung, um das klägliche Leben eines Flüchtlings zu führen. Er hatte seine Heimat verlassen, seine Familie in Schwierigkeiten gebracht, seine Schwester und seine Mutter landeten mehrfach für mehrere Monate im Gefängnis. Wenn er zurückkehrte – oft gemeinsam mit dem ebenfalls seit 1961 untergetauchten Luis Amplatz oder mit anderen –, musste er zu Fuss durch die Berge: acht, manchmal sogar zwölf Stunden Fussmarsch, bis die kalte Jahreszeit die Pässe unüberwindbar werden liess.

In einem der beiden von ihm veröffentlichten Erinnerungsbücher zeigt er mir Fotos der Schutzhütten, in denen sie sich unterwegs versteckten, darunter auch Häuser «befreundeter» Bauern. Aber sie wurden permanent gejagt. Seine Verlobte aus Jugendzeiten, Dolores, hatte er nach der Flucht zurückgelassen. Christine, die er 1967 in einer österreichischen Pension kennenlernte, kam, als er ihr die Wahrheit gestand, gut damit zurecht. Ihre Eltern dagegen nicht, einen Terroristen als Schwiegersohn, noch dazu mit falschen Papieren, wollten sie nicht, und damit war die Geschichte aus. Selbst mit Erika, die neben ihm sitzt, ist er nicht verheiratet: Sie ist Frau Sax. «Für sie wäre es schlecht, meinen Namen zu tragen», sagt er. Wenn man einmal in bestimmtes Fahrwasser geraten ist, bringt man niemals nur das eigene Leben auf anderen Kurs. Nach dem Sommer 1963 und dem Anschlag auf die Kaserne in Sand in Täufers wird auch in Österreich die Luft dick. Doch es dauert noch Jahre, ehe die Regierung in Wien zu null Toleranz gegenüber der Südtirol-Bewegung aufruft. «Die haben uns unterschätzt», bemerkt Steger nur.

Und heute? Fühlt er sich nicht schuldig angesichts der Tragödien jener Zeit, der von Freunden und Verwandten verbüssten Jahre im Gefängnis? Keineswegs. Es seien «die Italiener», die um Verzeihung bitten müssten. «Sie hätten sofort verschwinden und Südtirol

den Südtirolern zurückgeben müssen.» Die Autonomie war für ihn nichts als «Diebstahl», ein grosser Betrug, und nur die echte Selbstbestimmung wäre in seinen Augen akzeptabel. «Für eine Autonomie wie die heutige hätte ich keinen Zentimeter Zündschnur verschwendet», hatte er vor über zehn Jahren in einem Interview erklärt, zu einem Zeitpunkt, als sein Gnadengesuch an Staatspräsident Carlo Azeglio Ciampi erging und abgelehnt wurde.

Ich gebe zu bedenken, dass Südtirol eine der reichsten Regionen Italiens, um nicht zu sagen Europas ist und dass die meisten Leute, mit denen ich spreche, zufrieden mit dem sind, was die Autonomie ihnen gebracht hat. Doch seiner Meinung nach ist das nicht das Verdienst der Politiker. «Die haben bloss kassiert. Das Volk hat geschuftet, deshalb laufen die Dinge dort gut, auch für die Italiener. Viel besser als in Süditalien.»

Ich hefte meinen Blick auf seine lebhaften, angriffslustigen blauen Augen, und mir wird klar, dass er niemals etwas anderes behaupten kann. Es wäre das Eingeständnis, vor sechzig Jahren und all die darauffolgenden Jahrzehnte einem Irrtum aufgesessen zu sein. Ich frage ihn, ob er jemals jemanden getötet habe, und sein Blick wird hart und gleichzeitig ausweichend.

«Wenn das Feuer eröffnet ist, weiss man nie, was passiert. Es gibt Situationen, in denen man schiessen muss.»

«Und haben Sie geschossen?»

«Nur in die Luft habe ich geschossen.»

«Aber ist es denkbar, dass die Schüsse in die falsche Richtung abgingen?»

Er antwortet nicht und wird nie antworten.

«Wir haben diese Anschläge nur verübt, um Südtirol zu befreien. Wir waren Träumer.»

War Johann Clementi ein Träumer? Das frage ich mich, während ich an einem Weingarten vorbei die schmale Strasse entlangfahre, die aus Pinzon, dem Dorf meiner Urgrossmutter Rosa Tiefenthaler, hinausführt. Johann Clementi, genannt Hans, und seine

Ehefrau Hanna haben seit jeher hier, im letzten Haus am Ende der Strasse, gelebt.

Ich hatte Hans vor einigen Jahren während der Recherchen zu meinem Buch *Der Sturm* aufgesucht. Der 1921 geborene weisshaarige Mann, einst Jäger und Landwirt, wirkte damals ernst und vom Leben gezeichnet. Mit aufrechter Haltung hatte er mir von seiner Jugend und «seinem» Krieg erzählt. Als Russlandheimkehrer war er dem Gräuel von Stalingrad knapp entkommen, wobei ihm wegen Erfrierung mehrere Zehen abgenommen werden mussten.

Während unseres Gesprächs hatte er auch auf die Jahre des Terrors und die Feuernacht angespielt. Wegen jener Attentate war er verhaftet, gefoltert und ins Gefängnis gesperrt worden. Ich hatte mir vorgenommen, wiederzukommen, um den Rest der Geschichte zu hören.

Aber man sollte nie zu lange warten und Gelegenheiten beim Schopf ergreifen. Hans Clementi ist im Winter 2017 verstorben, und von seinem Bericht sind mir nur wenige Minuten kurze Tonbandaufzeichnungen geblieben.

Das Jahr geht zur Neige, und seine Frau empfängt mich freundlich, wenn auch, wegen des Interviewthemas, ein wenig aufgeregt, in derselben Stube, in der ich mit ihm gesprochen habe. Sie bietet mir Kaffee und eine Süßspeise an. Mein Blick fällt auf ein Foto an der Wand von Hans in Jagduniform, seine Mitgliedsbescheinigung für den örtlichen Chor.

Auch sein Leben und das seiner Frau haben in der Nacht vom 11. auf den 12. Juni 1961 eine Wende erfahren.

Sepp Kerschbaumer war es, der Hans «angeworben» hatte. Der Kampf müsse aufgenommen werden, sagte er, die Stunde sei gekommen, aber man bräuchte nicht zu töten. Man werde ein paar Strommasten zu Fall bringen und die Italiener so erschrecken, dass sie sich aus der Provinz zurückzögen.

Anfang der 1960er-Jahre hat Hans seine Kämpfe allerdings bereits ausgetragen. Er hat zwei Kinder, die siebenjährige Maria und den vierjährigen Christian, und ausserdem einen Hof, um den er

sich kümmern muss. Er weiss, dass die Beteiligung an Geheimaktivitäten Gefahren birgt, in Pinzon kam es bereits 1957 zu einer ersten Durchsuchungswelle, und auch sein Haus ist nicht verschont geblieben. «Es waren drei Carabinieri, alle Schränke mussten geöffnet werden. Sie behaupteten, dass sie voller Gewehre seien. Von irgendjemandem hatten sie diese Information bekommen», erzählt Hanna. Natürlich sind die einzigen Gewehre damals die Jagdgewehre, und von Sprengstoff gibt es keine Spur, noch nicht. Der kommt später. Woher, weiss sie nicht. «Ich weiss natürlich, dass zum Beispiel die Mollings damit zu tun hatten. Einmal kam mitten in der Nacht ein Auto zu uns.» Offenbar galt es eilig etwas zu verstecken. «Mir gefiel die Sache überhaupt nicht, ich wollte nichts damit zu tun haben.»

Für die Feuernacht erklärt sich Hans lediglich bereit, Sprengstoff bei sich im Haus zu lagern. An den eigentlichen Anschlägen, so Hanna, sei er nicht beteiligt gewesen. Daher ist er einer der Letzten, die verhaftet werden, noch dazu in einer Weise, die auf eine ausserordentliche Naivität oder allzu grosse Gutgläubigkeit schliessen lässt. Am Morgen des 12. Juni 1961 kommt die Militärpolizei zu den Clementis, zieht jedoch unverrichteter Dinge wieder ab.

«Rotellini, der Einsatzleiter der Carabinieri in Neumarkt, kam und sagte zu meinem Mann: ‚Wir nehmen dich nicht jetzt mit, sondern erst morgen.‘» Die beiden Eheleute glauben, dass es sich um eine schlichte Kontrolle handelt, um den für ihre antiitalienischen Tendenzen bekannten Leuten ein bisschen Furcht einzuflössen. Doch der Anschlag hat zu grosses Aufsehen erregt, um nicht für strikte Reaktionen zu sorgen, und die Situation spitzt sich rasch zu. «Ein paar Wochen vergingen, dann hatten sie bereits alle auf gespürt.»

An diesem Punkt ergreifen viele die Flucht. Viele, aber nicht Hans. Warum? Weil er nichts getan hat, behauptet seine Frau, und ihm nicht einmal im Traum einfällt, sein Haus und das, woran er hängt, zu verlassen. Als er sieht, dass es zu Verhaftungen kommt,

sucht er aus eigenen Stücken die Kaserne in Neumarkt auf, um sich wegen der Aufbewahrung von Sprengstoff zu stellen. Er fährt mit der Vespa hin, als handle es sich um eine Versammlung oder irgendeinen Besuch. «Er sagte: ‚Es kommt, wie es kommt.‘ Aber wegzulaufen, davon wollte er nichts hören.» Er ist sich sicher, mit einer milden Strafe davonzukommen.

Doch auch sein Lebensweg erfährt eine abrupte Wendung. Hans landet im Gefängnis.

«Die erste Nacht in der Kaserne war furchtbar, sie haben ihm bis zum Morgen die Hände über dem Kopf zusammengefesselt. So hat man ihn gefoltert, und auch auf andere Weise, die ich mir gar nicht vorstellen kann», erinnert sich Hanna. «Viele sind in diesen Stunden blutig geschlagen worden. Mein Mann hat nichts verraten, sie wussten ohnehin schon alles. Aber er hätte nie geglaubt, dass ihm so etwas passieren könnte.»

Hans wird in das Gefängnis von Trient verlegt, in dieselbe Stadt, in der es 1963 gegen 19 Carabinieri zu einem Prozess wegen der Folter von Gefangenen wie ihm kommt. Hanna fühlt sich persönlich betroffen und wohnt der Verhandlung gemeinsam mit ihrer Schwester Maria bei. «Der Prozess hat drei Tage gedauert, und ich war die ganze Zeit anwesend. Sie können sich nicht vorstellen, wie demütigend es war, der Saal war mit der italienischen Flagge geschmückt, und die Südtiroler wurden mit Handschellen hereingeführt, es war ein trauriges Spektakel.» Ihr Mann sei nicht im Gerichtssaal gewesen, fügt sie hinzu. «Sie hatten ihn zu stark gefoltert.» Der Prozess endet am 20. August 1963 mit Freispruch für alle Carabinieri, mit Ausnahme von zweien, die zu leichten Strafen verurteilt, aber bereits wenig später vom Staatspräsidenten begnadigt werden. Ein Ergebnis, das die Gemüter nur umso mehr erhitzt. Am 7. Dezember desselben Jahres wird in Mailand der Mammutprozess wegen der Anschläge in der Feuernacht eröffnet. Hans Clementi sitzt mit fast hundert weiteren Gefangenen auf der Anklagebank. Er wird zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt, eine besonders harte Strafe. Warum?

Weil man ihn des Mordes bezichtigt.

Für das einzige Opfer der Nacht des 11. Juni, den Strassenarbeiter Giovanni Postal, wird ein angeblich von Clementi gelegter Sprengsatz verantwortlich gemacht. Doch laut seiner Frau hat er nie einen Sprengsatz gelegt. «Er war zwar Mittäter, er hat Sprengstoff verwahrt, aber das galt auch für andere, die nur drei Jahre bekamen. Und die österreichischen Aktivisten, die die Feuernacht vorbereitet haben, sind ungeschoren davongekommen ...» Viele mussten für die Aktionen vom 11. Juni bezahlen, aber weitaus mehr blieben verschont.

«Im Südtiroler Unterland gab es viele Freiheitskämpfer. Man muss wissen, dass diese Gegend unter dem Faschismus tiefgreifende kulturelle Veränderungen erlitten hat. Die Unterdrückung hier war sehr heftig.» Wieder einmal fällt mir auf, dass im Kopf der Leute dieser Gegend eine direkte und eindeutige Verbindung vom Ende des Ersten Weltkrieges schnurstracks zum Terrorismus der 1960er-Jahre führt. Von der Zwangsitalianisierung unter Toluomei und Mussolini zum Guerillakampf gegen den Staat.

Hans Clementi folgt seiner Überzeugung und wird von der Geschichte überrollt. Jeden Montag besucht ihn seine Frau im Gefängnis, läuft zu Fuss nach Neumarkt oder Auer und nimmt von dort den Zug. Unterwegs trifft sie stets dieselben Leute, Verwandte anderer Gefangener, Ehefrauen, die, wie sie sagt, bis zum Zeitpunkt der Verhaftung meist nicht die geringste Ahnung von den Aktivitäten ihrer Männer hatten. Sie bringen Kleidung und Lebensmittel, ein Stück Salami oder Speck. Sie sehen ihre Männer an einem langen Tisch im Besucherzimmer. «Man konnte sich vorbeugen, sich umarmen und küssen», erzählt Hanna, «aber der Tisch war sehr breit.» Den Kindern, die sie manchmal begleiten, erklärt sie nur: «Vater hat Dinge getan, Gebäude beschädigt, deshalb ist er schuldig gesprochen und muss ins Gefängnis, aber er kommt hoffentlich bald wieder frei.»

Zu den Sorgen um die Gesundheit des Ehemanns kommen indes

auch noch finanzielle Schwierigkeiten hinzu. Auf dem Haus lastet eine Hypothek, sie hat Angst, alles zu verlieren, und es ist nicht eben einfach, gleichzeitig den Hof zu bewirtschaften und zwei Kinder grosszuziehen. Von den Kampfgefährten ihres Mannes bekommt sie wenig Hilfe, aber im Grunde, so denkt sie ohne Bitterkeit, sind auch von ihnen etliche verhaftet oder untergetaucht und haben ihre eigenen Probleme. Was sie jedoch nicht begreift, ist, dass sich viele im Dorf, ausgerechnet als sie Hilfe braucht, von ihr abwenden. Eigentlich ist der Rückhalt in dieser Sache seitens der Bevölkerung nach wie vor stark. Jahrelang glaubt sie, dass es nur Scham sei, doch vermutlich steckt mehr dahinter. Das kollektive Schuldgefühl gegenüber einem Mann, der mehr als die anderen hat büssen müssen.

Erst im Jahr 2000 entdeckt sie fast per Zufall die Wahrheit über die Geschichte. Hans sei nur ein Sündenbock gewesen, fährt Hanna fort, und noch dazu habe er das immer schon gewusst. Er hat stets seine Unschuld beteuert, aber über den wahren Schuldigen hat er nie gesprochen. Er hatte keine Gelegenheit dazu. «Während der Verhaftungswelle hatten es die Ermittler sehr eilig: „Es war Clementis haben sie gesagt. So waren alle hier im Südtiroler Unterland beruhigt», erzählt die Frau, diesmal mit Bitterkeit. Aber wer war dann der wirklich Verantwortliche für den Tod von Postal? Sie schüttelt den Kopf. «Ich glaube, er ist noch am Leben, er war nie im Gefängnis», ist alles, was sie dazu sagt. «Mein Mann ist dazu nie befragt worden, nicht einmal durch den Staatsanwalt. Und ich frage mich, wer dahintersteckt, welche Interessen.»

Will sie damit sagen, dass Clementi von seinen eignen Nachbarn, seinen politischen Kampfgefährten, dazu angehalten wurde, sich zu stellen? «Sie sagten ihm, du warst schon im Krieg, bist schon verheiratet ...» In der Tat der perfekte Schuldige. Der jedoch sicher nie geglaubt hätte, fast sieben Jahre ins Gefängnis zu wandern. «Sechs Jahre und zehn Monate», präzisiert Hanna in scharfem Ton, der die einst so kämpferische Natur dieser Frau erahnen

lässt. Jegliche andere Verantwortlichkeit ist zum Schweigen gebracht worden. «Für Geld ist alles möglich, nicht nur in Italien.» Aber sie will mir partout nicht sagen, von wem die Rede ist. Nur dass er kein Südtiroler war, dass er in Österreich verurteilt wurde und dass er noch lebt.

«Bevor ich das rausbekam, bin ich jedes Jahr zur Gedenkmesse für Sepp Kerschbaumer in die Kirche gegangen, doch danach wollte ich von all diesen Leuten nichts mehr wissen», sagt sie harsch. «Ich bin eine Augenzeugin, die niemand hören will. Ich bin ein Stachel im Fleisch. Und diesen Stachel vermag niemand zu ziehen, so viel steht fest.»

Gewiss eine unschöne Geschichte. Durch sie bekommt das Bild der ehrenwerten, von den Italienern verfolgten, doch durch die Liebe zur Sache geeinten Kämpfer gehörige Risse. Sie erweckt den peinlichen Verdacht, dass die Losung dieser heldenhaften Verschwörer ab einem gewissen Punkt nur noch lautete: «Rette sich, wer kann!» Alle, so Hanna, hätten von Anfang an von dem Unrecht gewusst, das Hans widerfahren war. «Warum hat sich der Schuldige nicht zu erkennen gegeben? Warum musste mein Mann herhalten?», fragt sie zornig und presst die Hände auf dem bestickten Tischtuch zusammen, während die Stube bereits von Dämmerlicht erfüllt ist. Keine von uns beiden hat daran gedacht, das Licht anzuschalten, wir sind von einer Geschichte gefangen-genommen, in der sich Explosionen und Dunkelheit abwechseln. Hans kehrt am 19. Juni 1968 aus dem Gefängnis zurück. Von der verhängten Strafe ist ihm kein einziger Tag erlassen worden, allerdings hat man ihm während der letzten sechs Monate Besuche bei sich daheim gestattet. Er und Hanna schaffen sich wieder eine Normalität und überwinden die finanziellen Schwierigkeiten, das Leben geht weiter.

Doch im Gegensatz zu Siegfried Steger gehört Hanna zu den Menschen, die sich tagtäglich mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzen. Es tut ihr weh, darüber nachzudenken, aber sie will sich davon nicht unterkriegen lassen. Natürlich wünscht sie sich, die

Dinge wären anders gelaufen: «Ich bin davon überzeugt, dass es ganz anders gekommen wäre, wenn man Kerschbaumer nur hätte machen lassen, ohne die Mollings und all die Nordtiroler ... Ich weiss nicht, ob es wirklich besser gewesen wäre, aber anders schon, das ja.»

Sie blickt aus dem Fenster hinaus in den Himmel und den Schnee. In wenigen Stunden wird ein weiteres Jahr zur Neige gehen. Hans ist nicht mehr da, und Hanna geht es nur noch darum, das Gedächtnis seiner Unschuld zu bewahren, mit einer Kraft, die allein Frauen an den Tag zu legen vermögen. Ich muss daran denken, wie vielen von ihnen ein Schicksal des Wartens, der Sorge, der Verlassenheit, Angst, Gewalt und weitaus mehr beschieden war. «Ist Ihnen niemals der Gedanke gekommen, den falschen Mann geheiratet zu haben?»

«Nein, diesen Gedanken habe ich nie gehabt.»

Und am Ende lächelt sie.

Verräter und Verratene

Pinzon und Bozen, Juni 1961

Ein Auto hat vor dem Gasthaus geparkt. Zwei Männer sind ausgestiegen, offensichtlich Polizisten in Zivil. Enge Hosen, legere Jacken, kurzes Haar, Schnauzbärtchen. Solchen Besuch gibt es nach der Feuernacht häufig. Sie sind zu Tausenden, manche sagen sogar Zehntausenden, gekommen: Carabinieri, Polizei, Heer und andere, weniger Auffällige.

«Die sind schon wieder da», murmelt Clothilde, weiss im Gesicht wie die Tischtücher, mit denen sie eindeckt. Im Gegensatz zu vielen anderen Dorfbewohnern musste sie nicht in der Kaserne von Neumarkt vorsprechen. Aber die Pension ist durchsucht worden wie alle anderen Häuser auch. Und schon bald kam es zu den ersten Verhaftungen: Jemand muss ausgepackt haben.

Die ersten Zellen sind zerschlagen, die grossen Fische haben jedoch das Weite gesucht. In Pinzon haben alle mit Sorge bemerkt, dass auch von Hermann jede Spur fehlt. Seit der Anschlagsnacht hat Peter den «Krüppel» nicht mehr gesehen. Am nächsten Morgen, als er die Zündapp holen kam, um Klara nach Bozen zu fahren, hat er ein leeres Haus angetroffen. Hermann ist verschwunden, hat nichts als sein Jägerwams und die Mütze mitgenommen. Er hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, den Tisch abzudecken, auf dem noch die Reste des Abendbrots standen. Vielleicht wusste er, dass sich der Zorn der Italiener sehr rasch entladen und dass sein fehlender Arm nicht genügen würde, ihn zu retten. Zurück aus Bozen, hat Peter das Motorrad geparkt und die Scheune mit einem grossen Vorhängeschloss abgesperrt. Etwas sagt ihm,

dass er seinen alten Freund nicht so bald wiedersehen wird. Er ist alt, aber nicht zu alt, um zu kämpfen.

«Peter Staffler?», beginnt einer der beiden Männer. Sie sind eingetreten, ohne zu grüssen, als sei es ihr eigenes Haus. Der jüngere wirft Clothilde ein Lächeln zu. «Wie geht es dir?», erkundigt er sich auf Deutsch, mit einem fürchterlichen Akzent, aber in freundlichem Ton.

«Wollt ihr was trinken?», fragt Peter.

«Eigentlich schon, aber dafür wird wohl die Zeit nicht reichen», erwidert der andere Polizist und nähert sich dem Tresen. Auch er ist jung, nicht viel älter als Peter. Wer weiss, was man ihm erzählt hat, als er hierher versetzt worden ist. Dass er gegen unverbesserliche Anhänger des Nationalsozialismus kämpfen würde, oder gegen kommunistische Agenten, auf jeden Fall, dass die Sicherheit der Italienischen Republik von ihm abhinge. Und dass der Feind gefährlich und erbarmungslos sei. Er wirkt überheblich, aber manchmal verbirgt sich hinter Überheblichkeit die Unsicherheit. Peters Blick fällt auf das vor der Tür parkende Auto. Ein grauer Alfa Romeo mit einer Radioantenne auf dem Kotflügel. Er hat schon eine Menge solcher Wagen in Grau gesehen.

«Hast du was dagegen, uns zu begleiten? Dauert nicht lange. Wir haben ein paar kleine Fragen an dich», fährt der Mann fort. Er trägt ein Holster am Gürtel, es ist nicht ganz geschlossen und der Kolben seiner Beretta gut sichtbar. Max hat erzählt, das Innenministerium habe Polizisten einer Spezialeinheit hergeschickt, die niemandem Rechenschaft schuldig seien. Aber weshalb sind sie und nicht die örtlichen Carabinieri gekommen? Der andere wirft Clothilde die ganze Zeit zärtliche Blicke zu, mit einem Ausdruck des Einvernehmens, ja fast schon der Komplizenschaft.

«Könnt ihr ihm die Fragen nicht hier stellen?», mischt sich Katharina ein. Alle drehen sich hastig um, sie haben sie nicht eintreten hören, und ihre Stimme klingt durchdringend, beinahe schrill. Seit Wochen fürchtet sie diesen Augenblick. So viele sind verhaf-

tet, in die Kaserne gebracht oder während der Durchsuchungen «informell» verhört worden. Auch ihre Aushilfskräfte, auch Clothilde. Was haben sie erzählt? Sie hat nicht nachgefragt, es hätte keinen Zweck gehabt. Und niemand hat sie ins Vertrauen gezogen. Alle sind stumm. Gefangen von der Angst.

«Befehl von oben. Es geht nach Neumarkt. Wir schicken Ihren Sohn danach sofort zurück. Es ist bloss eine Zeugenaussage», versichert der Ältere der beiden.

«Wir wissen von nichts, auch mein Sohn nicht», protestiert Katharina. Am liebsten würde sie losschreien und Peter links und rechts ohrfeigen. Seit zwanzig Jahren beschützt sie ihn, wo sie nur kann. Und was macht er? Von einer Nacht zur anderen sitzt er in der Tinte. Und er hat ihr nichts erzählt.

«Ich bin sicher, dass auch Sie bald an der Reihe sind, Ihre Aussage zu machen», fährt der Polizist fort. «Sie wissen ja selbst, dass die Schäden immens waren und dass es einen Toten gab. Ein armer Kerl, der vorbeigekommen ist und nur seine Pflicht erfüllen wollte. Er hat mit dem Leben bezahlt. Jetzt sind die anderen mit Bezahlen dran.»

Er nickt Peter zu, der mit erhobenem Kopf hinter dem Tresen hervorkommt.

«Mach dir keine Sorgen, Mama, ich bin bald wieder da.»

Der andere Polizist, der jüngere, schaut mit beinahe entschuldigender Miene zu Clothilde.

«Wir tun das nur zu eurem Wohl», sagt er in seinem kümmerlichen, aber wohlmeinenden Deutsch. «Wir wissen, dass ihr anständige Leute seid. Wir wollen euch bloss beschützen. Danke für alles.»

«Danke für was?», fragt Clothilde mit einem Zittern in der Stimme, und das Gesicht des Polizisten nimmt einen bedauernden Ausdruck an. Mit gesenktem Kopf tritt er hinaus.

«Geh in den Keller und hol ein paar Flaschen Roten, er ist fast alle», wendet sich Katharina an Clothilde. Sie wartet, bis die junge Frau verschwunden ist, bevor sie die Schublade mit den al-

ten Buchhaltungsunterlagen öffnet. Sie zieht einen Zettel mit einer Telefonnummer unter dem Stapel hervor und steckt ihn in die Schürzentasche.

«Wir müssen reden!», platzt Max in das Arbeitszimmer seines Vaters.

«Das ist ja ganz was Neues. Seit einem Monat schon kriegst du den Mund nicht mehr auf», erwidert dieser in ironischem Ton und ohne sich von dem dramatischen Auftritt seines Sprösslings aus der Fassung bringen zu lassen.

Max stellt sich ans Fenster, zwischen zwei Regale voller Bücher. An der Wand gegenüber hat Kurt ein grosses gerahmtes Foto aufgehängt: eine Luftaufnahme seines Anwesens, aufgenommen aus einem Heissluftballon, den er eigens aus Wien hatte kommen lassen. In dem weitläufigen Garten erkennt man die Gäste eines ganz besonderen Festes, der Hochzeit von Max' älterer Schwester und dem Erstgeborenen einer reichen, alteingesessenen Familie.

«Du scheinst guter Laune», bemerkt Max.

«Der Sommer ist warm, und er wird so bleiben», sagt Kurt.

«Das gibt eine gute Ernte.»

«Du denkst immer nur an deine Weinlese», hält ihm der Sohn verärgert vor. «Weisst du nicht, was vor sich geht? Die Italiener sind bei uns eingefallen!»

«Es ist sehr lange her, seit die Italiener bei uns eingefallen sind», erwidert der Vater ruhig. «Warum bereitest dir das auf einmal Sorgen? Steckst du in Schwierigkeiten?» In seinen bedächtigen Tonfall hat sich etwas Hartes eingeschlichen.

«Ich nicht. Aber Peter ist immer noch im Gefängnis. Sie haben ihn nach Bozen verlegt, seine Mutter hat mich eben angerufen.»

«Sie hat dich angerufen? Wie kommt sie auf die Idee, du könntest ihrem Sohn, diesem Saboteur, behilflich sein? Du hast mit der ganzen Sache nichts zu tun.»

«Du musst dafür sorgen, dass er aus dem Gefängnis kommt», er-

widert Max, den sarkastischen Ton des Vaters geflissentlich überhörend. Er will keine Auseinandersetzung, dafür ist er zu sehr auf ihn angewiesen. Seit sie Peter geschnappt haben, ist er in Sorge, aber jetzt hat er richtig Angst: Das Bozner Gefängnis ist innerhalb weniger Wochen ziemlich in Verruf geraten. Die Angehörigen der Gefangenen sprechen von Gewalt, von Misshandlungen, das Wort «Folter» geht um. Max weiss, dass Peter trotz seiner muskulösen Boxerstatur ein empfindsamer, ja geradezu zarter Bursche ist. Was stellen sie mit ihm an?

«Und wie kommst du darauf, dass ich ihm helfen könnte?», wirft sein Vater ein.

«Du brauchst nur zum Telefon zu greifen und den Staatsanwalt von Bozen anzurufen. Peter wäre in null Komma nichts frei. Ich weiss, dass du das kannst», fleht Max ihn förmlich an. «Eigentlich sind dir diese Leute einen Gefallen schuldig ...» Falscher Schachzug! Der Vater richtet sich in seinem Sessel auf. «Derartige Unterstellungen würde ich an deiner Stelle nicht in der Öffentlichkeit verlautbaren lassen», zischt er. «Ich verzeihe dir nur deshalb, weil du etwas durcheinander bist. Ich kann beim besten Willen nicht begreifen, warum ich mich für den Sohn der Wirtsfrau von Pinzon auf diese Weise verwenden sollte.»

Max hat sich die Antwort schon vorher zurechtgelegt, seinen grossen Auftritt seit einer Weile geplant: «Weil ich aufs Kommissariat gehe und gestehe, dass ich die Bombe gelegt habe, wenn du nichts unternimmst.»

Kurt schnellt hoch und baut sich vor ihm auf.

«Und du glaubst, eine solche Heldentat, ein solches Opfer würde irgendetwas bringen?»

«Ich glaube, es wäre dir nicht recht, wenn dein Name in den Zeitungen erschiene.» Max hält seinem Blick stand. Er sieht ihn zögern.

«Diese Demütigung werde ich in Kauf nehmen», erwidert der Vater schliesslich. Er nimmt wieder im Sessel Platz und schlägt die Zeitung auf. «Vielleicht lernst du im Gefängnis endlich etwas. Zum Beispiel Gehorsam.»

«Du glaubst, ich tue es nicht», sagt Max leise. «Aber du irrst dich.»

Er nähert sich der Tür, doch bevor er sie erreichen kann, hat sich der Vater erneut erhoben. Gewaltsam packt er den Sohn an der Schulter und zwingt ihn, sich umzudrehen. Max gerät ins Schwanken, stürzt beinahe zu Boden. Die Wut, die er in den grauen Augen seines Gegenübers erkennt, verschlägt ihm den Atem. Noch kann Kurt diesen so heiss ersehnten Sohn nicht hassen, aber seiner Verbitterung vermag er keinen Einhalt zu gebieten.

«Meinst du wirklich, irgendein Polizist oder Staatsanwalt würde dein Geständnis zu Protokoll nehmen, ohne mich vorher um Erlaubnis zu fragen? Glaubst du, ein Journalist würde es wagen, auch nur in einer einzigen Zeile meinen Namen zu erwähnen, ohne mich zu warnen?» Er senkt die Stimme: «In welcher Welt lebst du, du Schwachkopf?»

Er deutet auf einen Stapel Papiere auf dem Schreibtisch.

«Nur damit du es weisst, ich denke mitnichten nur an die Weinlese. Ich denke auch daran, dich und deine zwielichtigen Gefährten im Auge zu behalten. Dein Freund Peter ist von einem der Mädchen, die im Gasthaus arbeiten, denunziert worden. Sie hat ausgepackt, hat von der Nacht erzählt, in der er zusammen mit einem Gefährten und seiner neuen Freundin losgezogen ist, um einen Strommast umzulegen. Du kannst dir die Mühe sparen, dich zu stellen, jemand hat eure Namen schon genannt. Aber die Polizei ist nicht dumm, sie haben dem Mädchen zu verstehen gegeben, dass sie zwei der drei Namen vergessen muss. Unsere Familie hat damit absolut nichts zu tun. Und auch deine Freundin Klara kann beruhigt schlafen, es sei denn, sie plagt das schlechte Gewissen.»

Max ist wie erstarrt. Seit Jahren hat er den Vater, diesen wortkargen Mann, nicht mehr so lange reden hören, und noch nie ist er ihm mit solcher Schroffheit begegnet. Er fühlt sich ihm unterlegen, er hat nicht das Zeug dazu, ihm auf Augenhöhe zu begegnen. Wie hatte er sich nur einbilden können, ihm die Stirn zu bieten?

Es bedarf jahrzehntelanger Übung, sich unangreifbar zu machen. «Du kannst jetzt gehen.» Kurt wendet sich von ihm ab, und der letzte Blick, den er seinem Sohn zuwirft, wirkt fast bedauernd. Dann verhärten sich seine Gesichtszüge wieder. «Such dir ein anständiges Mädchen», sagt er. «Frauen wollen sowieso nur Geld, also wirst auch du eine finden.»

Die Tür geht auf, und Umberto gibt den Polizisten, die in dem kleinen Raum sitzen, in dem sie Peter seit Stunden festhalten, ein Zeichen. Die Männer stehen auf und gehen hinaus.

«Setz dich ruhig», sagt Umberto und zündet sich eine Zigarette an. Peter sinkt auf einen Stuhl. Seine Knöchel und Knie sind völlig am Ende. Waden- und Oberschenkelmuskulatur krampfen zusammen, und vom Nacken bis zum Steiss zieht sich ein einziger qualvoller Schmerz den Rücken hinab. «Haben sie dich geschlagen?»

Peter schüttelt den Kopf. Er spürt das Blut in den Schläfen pulsieren. Die Augen brennen von den Tränen und dem Schweiß, der ihm über die Stirn getropft ist. Die Zunge fühlt sich doppelt so gross an, und die Mundhöhle scheint wie mit Schmirgelpapier ausgekleidet. Er würde gern um ein Glas Wasser bitten, aber seine Stimmbänder sind wie gelähmt, er bringt keinen Ton hervor. Trotz der drückenden Hitze ist ihm kalt, und ein unkontrollierbares Zittern ergreift seinen entblösten Oberkörper.

«Bist noch mal davongekommen», bemerkt Umberto unbeteiligt. «Anderen ergeht es schlechter.»

Peter wüsste nicht mehr zu sagen, seit wann er im Bozner Gefängnis sitzt. Er hat das Zeitgefühl verloren. Er erinnert sich an das Kommissariat in Neumarkt und dass er einer kleinen Polizeieinheit übergeben wurde. Sie haben ihm die Hände mit Handschellen hinter dem Rücken gefesselt und ihn in eine Zelle gestossen, in der bereits zehn weitere Gefangene auf dem Boden hockten. Ein paar Gesichter, auch aus den Nachbardörfern, hat er wiedererkannt. «Sag kein Wort», hat einer von ihnen ihm zuge-

raunt. «Die hören alles.» «Egal was passiert, Mund halten. Keine Namen nennen.»

Wie viel Stunden sind verstrichen, ehe die Tür das nächste Mal aufging? Ein Tag? Zwei? Er und die anderen wurden mit Tritten und Schlägen den Gang entlanggeschubst. «Hurensöhne! Dreckskerle!», haben die Gefängniswärter geschrien. «Wir werden euch lehren, Bomben zu legen!» Sie haben sie in einen Jeep bugsiert und in die Stadt gefahren.

«Hast du Durst?», fragt Umberto. Peter nickt, und der Polizist reicht ihm ein Glas. Wie lange hat er stehen müssen? Er weiss es nicht mehr. Anfangs hat er es als Herausforderung betrachtet. Die Kerle brüllten: «Mit wem warst du in der Anschlagnacht zusammen?» «Raus mit den Namen!» «Los, gesteh schon, du elender Schwächling!» Peter hat standgehalten. Ein Boxer kann einstecken, auch wenn es schmerzhaft ist. Dann haben sie ihm das Hemd vom Leib gerissen und ihm befohlen, die Hände hochzunehmen. Die Muskeln haben angefangen zu schmerzen, aber sich von diesen Bestien in die Knie zwingen zu lassen kam nicht infrage. Die Zeit verging. Die Polizisten rauchten und schrien. Einer ist auf ihn zugetreten und hat gesagt: «Wenn der Aschenbecher voll ist, werde ich meine Kippen in deiner hübschen Schwulenfresse ausdrücken!» Mit der Zeit wurden die Schmerzen immer heftiger. Dann haben sie ihm die Hose und die Unterhose runtergezogen und angefangen zu lachen. «Was für ein hübscher kleiner Arsch, damit wird er im Knast gut landen.» «Du solltest einen Korken reinstecken, damit sie dich nicht dauernd durchficken!» Peter hatte bereits seit Stunden stehen müssen, und Tränen liefen ihm über die Wangen, ein Ende war nicht in Sicht.

Dann hatte das Verhör eine neue Wendung genommen.

«Hör zu, es ist sinnlos, dass du den Helden spielst», hatte ein neuer Peiniger zu ihm gesagt. «Deine kleine Freundin hat uns schon alles erzählt. Ein hübsches Flittchen, diese Clothilde. Und ganz schön eifersüchtig.» Peter hat die Angst in sich aufwallen spüren. Was war mit Klara? Was mit Max? In all dem Durchein-

ander ist eine Frage an sein Ohr gedrungen: «Uns interessiert nur eins: Wo ist dein Freund Hermann, der Krüppel? Sag es uns, und wir lassen dich laufen. Und auch deine Freunde.»

«Du kannst dich anziehen», sagt Umberto.

Erst jetzt bemerkt Peter, dass er praktisch unbekleidet auf dem Holzstuhl zusammengesunken ist. Er zieht die Hosen hoch, verzieht bei jeder Bewegung das Gesicht. Umberto beobachtet ihn unbewegt. Gleichgültig. Er drückt die Kippe im Aschenbecher aus. Lächelt.

«Haben sie das Aschenbecherspielchen mit dir gespielt?»

«Ja.»

«Ist dir eigentlich klar, dass sie damit Ernst machen? Dass sie ihre Zigaretten auf denen ausdrücken, die nicht reden wollen ... Ich weiss nicht, wieso sie dich verschont haben, mir scheint, du hast eine Vorzugsbehandlung bekommen.» Er beugt sich vor, packt ihn an den Schultern, hilft ihm beim Aufstehen. Während der ersten Schritte zur Tür stützt er ihn. «Gut so, mein Junge, gut so», ermuntert er ihn, als spräche er mit einem kleinen Kind. Dann legt er ihm den rechten Arm um die Schulter und führt ihn durch den Flur, schirmt ihn ab vor der Unruhe hier draussen unter den Gefangenen, die in Handschellen in Schweiss- und Uringestank hocken.

Zwischen zwei Blickreihen hindurch bahnen sie sich ihren Weg, dicht an dicht wie alte Freunde. Peter begreift, aber es ist bereits zu spät. Er würde sich gern losreissen und herausschreien, dass er den Mund gehalten hat.

Aber seiner schmerzenden Kehle entweicht nur ein leises verzweifeltes Röcheln, das eher wie ein Geständnis klingt.

«Böses muss man mit Bösem bekämpfen»

Bozen und Pinzon, Juli bis August 1961

Habt ihr zufällig ein paar alte Fotos?»
Karl steht an der Eingangstür seines Ladens und mustert die junge Frau, die gerade eingetreten ist. Dem Tonfall nach kommt sie aus Deutschland.

«Berlinerin?», fragt er neugierig.

Sie reicht ihm die Hand. «Ja, aber ich lebe in München. Gerda Schuster, ich schreibe für den *Spiegel*. Sind Sie etwa auch Deutscher?»

«Mehr oder weniger. Ich bin in Berlin geboren, aber das ist lange her», antwortet er. «Sind Sie wegen der jüngsten Ereignisse hier?»

Sie lächelt. «An Scharfsinn mangelt es Ihnen nicht!»

«Tja, das war wohl eine etwas dumme Frage. In Zeiten wie diesen kommen kaum Feriengäste, das ist klar. Ich heiße Karl!», fügt er hinzu.

Max kommt aus dem Labor hervor und tritt näher.

«Das ist Max, er ist gerade dabei, Ordner mit alten Abzügen und Negativen zu sortieren.»

«Was suchen Sie denn genau?», fragt Max.

«Etwas zur Untermalung der jüngeren Geschichte. Bozen unter dem Faschismus, die Ankunft der Deutschen, der Amerikaner. Meine Zeitung kann Archivbilder kaufen, aber ich bin auf der Suche nach etwas Persönlicherem. Fotos, die damals entstanden und dann in Vergessenheit geraten sind. Ein Stück verdrängte Erinnerung ...»

«Wann haben Sie Berlin verlassen?», unterbricht sie Karl. Seit einigen Tagen fühlt er sich sehr unwohl. Polizeistreifen, Strassen-

sperren, Ausweiskontrollen. Bozen ist wie im Belagerungszustand. Immer stärker überkommt ihn die Sehnsucht nach Berlin, obwohl er die Stadt zum letzten Mal im Bombenhagel erlebt hat. Gerda scheint von seiner Frage nicht überrascht zu sein. Auch in Deutschland sind die Erinnerungen noch frisch. Sie treiben an der Oberfläche des kollektiven Bewusstseins, und eine Kleinigkeit genügt, um alte Wunden aufzureissen.

«Ich? Schon 1943, als die Bombenangriffe zu heftig wurden. Ich war damals zwölf. Meine Mutter hat uns zu Verwandten nach München gebracht.»

«Und Ihr Vater?»

«Er war an der Front. Er ist nicht zurückgekehrt.» Die Journalistin wechselt das Thema und wendet sich an Max. «Und? Glauben Sie, dass Sie ein paar gute Fotos für meinen Artikel haben?»

«Was wollen Sie denn über uns schreiben?»

«Über Sie beide? Ich würde mal sagen: nichts. Über alles andere habe ich mir meine eigenen Gedanken gemacht.» «Und das heisst?»

«Die Gedanken einer Person aus München.» Über das Gesicht der Deutschen huscht ein Schatten. «Dort weiss man über die Ereignisse hier übrigens ebenso gut Bescheid wie Sie, wenn nicht noch besser.»

Max öffnet den Mund, um zu fragen, was sie damit sagen will, aber Karl legt ihm eine Hand auf die Schulter, und er schweigt. «Folgen Sie mir nach hinten», fordert er sie auf. «Ich habe da ein paar interessante alte Fotos zur Hand.»

Katharina sitzt in ihrem Zimmer im Dunkeln.

Peter ist zurückgekehrt. Sie hat ihn umarmt, hat geweint, hat ihm eine Mahlzeit zubereitet, die der Sohn kaum angerührt hat, während er die Weinflasche bis zum letzten Tropfen leerte. Sie hat ihn nichts gefragt. Sie wollte Gegenfragen vermeiden.

Sie denkt an die Unterredung mit Umberto, in dem kargen Büro,

das nur mit einem Metalltisch und zwei Stühlen ausgestattet war.

«Wo ist Peter?»

«Hier gegenüber.»

«Im Gefängnis?»

«Wo sonst?»

«Aber da kann er nicht bleiben, er muss wieder heim!», sie hatte auf die Karte der einsamen Mutter gesetzt, sich geschämt. «Ich kann das Gasthaus nicht ohne ihn führen, ich brauche seine Hilfe.»

«Sie trifft keine Schuld, das weiss ich. Aber was soll ich machen? Ich bin schliesslich kein Richter.»

«Sie haben versprochen, mir zu helfen.»

«Nein, ich habe gesagt, Sie sollen mich anrufen, wenn Sie etwas Interessantes in Erfahrung bringen.»

Katharina hatte eilig die Möglichkeiten im Kopf durchgespielt. Auch die unangenehmen, die besonders beschämenden. Aber irgendwie hatte sie den Eindruck, als würden sie nicht funktionieren. Dieser Mann war anders als die anderen, er wurde nicht laut, tat alles mit Bedacht.

«Los, Katharina, Sie haben mich angerufen», hatte Umberto das Schweigen durchbrochen. «Und Sie haben gut daran getan. Nun sagen Sie mir, was Sie wissen.»

Doch sie hatte nur wie gebannt auf seine Hand gestarrt, die langsam die Zigarette zum Mund führte. Dann hatte er sich erhoben.

«Was würde eine Mutter nicht alles für ihren Sohn tun, hm?» Er hatte sie mit seinen schwarzen Augen angesehen, und einen Moment lang war er ihr wie alle anderen vorgekommen. Er hatte eine ihrer Haarsträhnen berührt, die ihr aus der wie immer zu einem Knoten gesteckten Frisur gerutscht war.

«In Kefalonia habe ich gesehen, wie die Deutschen die Dörfer der Widerstandskämpfer plünderten. Sieger können sehr schnell zu Bestien werden.» Er hatte sein Gesicht dem ihren genähert.

«Doch wir sind nicht so.»

«Und wie seid ihr dann?»

«Ich will Hermann.»

«Aber ich weiss nicht, wo er ist!» Aus ihrer Stimme hatte echte Verzweiflung geklungen. Keine Minute hätte sie gezögert, den «Krüppel» im Gegenzug für ihren Sohn zu verraten.

«Aber Sie werden es erfahren. Und dann werden Sie es mir sagen.» Umberto hatte ihr die Tür aufgehalten. «Sie können gehen.»

«Und Peter?»

«Er wird heimkommen.»

Er hatte sie hinausbegleitet, durch den Flur, in dem sich Männer in Handschellen drängten.

«Peter wird heimkommen», hatte er wiederholt. «Anständigen Burschen tun wir nichts zuleide.»

Katharina schaut aus dem Fenster und fragt sich, wie sie sich von diesen Worten, von seiner tiefen Stimme hat beruhigen lassen können. Wie sie heiter hat hinausgehen, hoffnungsvoll warten und den Sohn unter Tränen der Erleichterung hat empfangen können.

Wie dumm sie doch gewesen war, nicht zu begreifen.

Nun sitzt sie im Dunkeln, als könne das blosse Entzünden einer Kerze eine grauenhafte Rache für ihr Haus heraufbeschwören. Peter ist daheim, das stimmt. Aber er schwebt mehr denn je in Gefahr.

Klara schläft seit vielen Nächten nicht mehr. Sobald sie die Augen schliesst, versetzt ihr die Leere, die Peter hinterlassen hat, einen Stich. Auch heute hat sie das Abendessen nicht angerührt. Ihre Mutter sieht sie besorgt an, aber seltsamerweise sagt sie kein Wort, räumt nur stumm die vollen Teller zurück in die Küche. Nie hat bei ihnen daheim so viel Schweigen geherrscht. Draussen auf der Goethestrasse ist es ungewohnt ruhig. Die Ausgangssperre ist nach wie vor in Kraft: Man wird sie erst aufheben, wenn die Durchsuchungen und Verhaftungen ein Ende haben. Klara fühlt sich schuldig, ohne genau sagen zu können, weshalb. Hat sie ihre

Freunde benutzt, um ihre eigenen Ziele zu erreichen? Schon, aber ihre eigenen Ziele waren auch die ihren. Hätte sie ohne die beiden anderen agieren können? Schon, aber sie wären ohnehin in Aktion getreten. Hätte sie Peters Verhaftung verhindern können? Nein. Zumindest nicht sie selbst.

Sie vernimmt energische Schritte im Flur und öffnet spontan die Tür. «Papa!»

Franz, der auf dem Weg in sein Zimmer ist, dreht sich erstaunt um. «Klara! Alles in Ordnung?» «Kann ich dich sprechen?»

Er zögert, das Zimmer seiner Tochter betritt er so gut wie nie. «Bitte ...»

Der Vater kommt zu ihr, sieht, wie sie die Tür hinter ihm zuzieht. Sie will nicht, dass die Mutter lauscht, obwohl sie um diese Zeit wahrscheinlich schon im Bett liegt.

«Papa, warum haben sie Peter verhaftet und nicht mich oder Max?», fragt sie atemlos. Es ist ein Geständnis, aber er weiss ohnehin schon alles, daran besteht kein Zweifel.

«Peter hat eine Dummheit begangen.» Franz seufzt und setzt sich auf den Schreibtischstuhl. «Wenn man schon in Aktion tritt, sollte man wenigstens keine Spuren hinterlassen und dafür sorgen, dass man nicht gesehen wird.»

«Aber in dieser Nacht war ich auch dabei! Die Person, die Peter gesehen hat, muss auch mich und Max gesehen haben.» «Ich weiss, ich weiss, doch weder du noch Max seid für die Italiener von Interesse.» Franz mag seine Tochter nicht belügen, aber eine Halbwahrheit, so sagt er sich, ist schliesslich keine Lüge.

«Und warum nicht?»

«Weil ihr einfach die Falschen seid. Sie brauchen diese Helden, die vom Kampf fürs Vaterland überzeugt sind. Ein paar Bomben und Märtyrer sind ganz nützlich, aber auf keinen Fall wollen sie sich Feinde unter den Mächtigen machen.»

Klara sieht ihn mit gerunzelter Stirn an. Sie hat das seltsame Ge-

fühl, in einer anderen Welt als er zu leben. Zwar ist ihr sehr wohl bewusst, dass die Amerikaner ein Interesse an den Unruhen in Südtirol haben. Aber die Italiener? In der Nacht des 11. Juni war sie gewiss nicht für die Italiener aktiv. Oder doch? «Komm ans Fenster», fordert der Vater sie auf. «Gleich wird eine Streife vorbeiziehen. Meinst du etwa, man hätte so viele Streitkräfte an diesen Flecken Erde entsenden können, wenn nichts vorgefallen wäre? Die Bomben haben erreicht, was sie sollten», er legt eine kurze Pause ein. «Auch eure.»

Er sagt es, als täte es ihm leid, und das trifft tatsächlich zu. Klara glaubt, die Welt zu durchschauen, sie fühlt sich zu allem bereit, dabei ist sie nur ein unerfahrenes Mädchen. Er hat stets versucht, sie zu beschützen, aber vielleicht ist das nicht länger möglich, auch sie muss ihre Rolle in dem Ganzen finden. Sie hat es bereits getan.

Schade nur, dass sie, im Gegensatz zu ihm, nicht weiss, was auf dem Spiel steht.

«Dann ist das Ganze also nur eine Inszenierung? Sie haben Peter bloss verhaftet, um ein Exempel zu statuieren? Um ein Zeichen zu setzen?»

Franz zögert, ob er erneut lügen soll. Aber er tut es nicht. «Nein. Sie wollen seinen Freund Hermann.»

Klara reisst die Augen auf.

«Den ‚Krüppel‘? Und woher kennst du ihn?»

«Ich kenne ihn halt.»

«Aber er ist Invalide. Er kann überhaupt keinen Sprengsatz legen.»

«Das kann man auch mit einer Hand», versichert er. «Vergiss nicht, dass Hermann Soldat ist. Schlimmer noch, ein besiegter Soldat, der auf einen neuen Krieg aus ist.»

«Und wer will ihn? Die Italiener oder die Amerikaner?» Er staunt über die Frage. Sie ist ein helles Köpfchen.

«Das ist kompliziert», erwidert er knapp.

«Seit wann hast du Angst, mir komplizierte Dinge zu erklären?»

Ihr Vater lächelt unmerklich. Schon seit ihrem sechsten Lebensjahr fordert Klara ihn mit diesen Worten heraus.

«Hermann ist immer noch überzeugter Nationalsozialist. Es gibt viele wie ihn in Europa, die dem Dritten Reich hinterhertrauern. Die Italiener würden diese Leute gern vor ihren Karren spannen, aber in Wahrheit haben sie Angst vor ihnen. Die Amerikaner benutzen sie tatsächlich und haben keine Angst.» «Und wozu will man sie benutzen?»

«Gegen die Kommunisten.»

Auch Klara muss nun an ihre Kindheit denken. An die Zeit, als die endlosen Ketten ihrer «Warums?» am Ende auf eine Antwort prallten, die knapper war als alle anderen. Ihr Vater ist Meister in dem Spiel, einfache, aber unverständliche Antworten zu geben.

«Peter hat mit dieser Geschichte nichts zu tun.» Klara klammert sich an ihre einzige Gewissheit, nämlich die, ihren Freund retten zu müssen.

«Das weiss ich selbst. Aber die Italiener sind davon überzeugt, dass er sie auf die Spur von Hermann führt. Solange er das nicht tut...»

«Behalten sie ihn im Gefängnis? Aber das ist grauenhaft!» Franz schüttelt den Kopf, und Klara erblasst.

«Foltern sie ihn?»

Der Vater hüllt sich weiter in Schweigen.

«Woher weisst du das?», fragt sie energisch.

«Ich habe Freunde unter den Italienern.»

«Und haben sie ihn gefoltert?» Sie sieht ihn ungläubig an, spürt, wie sich ihre Kehle zusammenschnürt. Sie will vor ihrem Vater nicht anfangen zu weinen. Aber sie stellt sich Peters gemarterten Körper vor und hat das Gefühl, fast durchzudrehen. «Du hast es zugelassen?»

«Peter ist glimpflich davongekommen», antwortet Franz. «Ein paar Misshandlungen.»

«Warum sprichst du in der Vergangenheit? Ist...»

«Aber nein, er ist nicht tot», unterbricht er sie beinahe ungeduldig.

«Er ist zu Hause. Sie haben ihn heute Nachmittag laufen lassen.»

Klara springt auf.

«Und du hast mir nichts gesagt?» Unter ihre Freude mischt sich Empörung. «Wie kannst du nur so gleichgültig bleiben? Liegt dir denn gar nichts an uns?»

«Mir liegt an dir», sagt er mit zusammengepressten Lippen, «und daran, meine Pflicht zu tun.»

Sie hebt die Fäuste, eine ungewohnte Geste. Das Leben und die Sicherheit eines Menschen, den sie liebt, stehen auf dem Spiel, wie kann ihr Vater da nur so ruhig bleiben? Nie ist er ihr so kalt vorgekommen. Aber vielleicht war er schon immer so.

«Und gehören zu *deinen Pflichten* auch Schläge, Folter und die Machenschaften der Italiener? Dann sage mir, warum wir besser sein sollen als die Nationalsozialisten.»

Franz sieht sie schweigend an. Er weiss, dass er das Falsche sagen wird, wenn er den Mund aufmacht. Aber schweigen ist eine Qual.

«Du sagst nichts, machst keinen Finger krumm! Du hast weder Peter noch irgendeinem anderen geholfen, du protestierst nicht einmal gegen die Folter! *Du könntest dem allen ein Ende setzen!*»

Klara fühlt sich mutig, ihm so entgegenzutreten. Doch es ist nur der Schrei eines Kindes, das entdeckt, dass der Vater nicht allmächtig ist. Und auch nicht allwissend. Nicht schuldlos.

Und dieser Schrei durchdringt Franz wie eine Klinge.

«Es reicht», ruft er gebieterisch und erhebt sich. «Es gibt Regeln, Klara. Wenn du nicht in der Lage bist, sie zu verstehen oder dich an sie zu halten, solltest du einfach nicht mitspielen.» Sie weicht zurück, als habe er sie geohrfeigt.

«Man fühlt sich gut, wenn man auf der richtigen Seite steht, stimmt's? Empörung, Erregung. Sehr schön», fährt er fort, «aber bisweilen muss man Böses mit Bösem bekämpfen.» Unter Klaras Füßen tut sich ein Abgrund auf. Während ihr Vater das Zimmer verlässt, hat sie das Gefühl, jeglichen Bezugspunkt verloren zu

haben. Peter, denkt sie, nur Peter wird sie retten können. Aber zuvor muss sie ihn retten.

Peter hat lange darüber nachgedacht, und alles passt zusammen. Die Fahrten nach Trient, das Kommen und Gehen in der Pension von Männern in Uniform oder in Zivil, die «Vorzugsbehandlung» und die unverhoffte Freilassung aus dem Gefängnis.

Die Versuchung, zu schweigen, ist gross. So tun, als sei nichts geschehen. Die Vergangenheit in Stillschweigen versinken lassen. Keine Auseinandersetzung mit der Mutter suchen.

Doch am Morgen in der Stube ist sie es, die die Auseinandersetzung sucht.

«Versprich mir, keine Dummheiten mehr zu machen», sagt sie ruhig und bestimmt, während beide ihren Kaffee trinken. «Versprichst du mir das?»

«Und du? Was versprichst du mir?»

Die Schuld steht ihr ins Gesicht geschrieben.

«Was hast du diesem Bullen versprochen, damit er mich freilässt?», setzt er nach. «Hast du ihm von Hermann erzählt?» «Hermann hat sich seit der Anschlagsnacht nicht mehr blicken lassen. Er ist verschwunden, und ich weiss genauso wenig wie du.»

«Was hast du ihm also versprochen? Dass du mich im Auge behältst?»

«Sie wollen Hermann, nicht dich.»

«Ah. Der Bulle ist also auch noch vertraulich. Am Ende gar intim.» Peter schlägt die Serviette auf den Tisch. «Gefällst du ihm? Die scheinen sich ja ganz gut auf Frauen zu verstehen, diese feinen Kerle aus dem Süden!»

Katharina spürt Empörung aufsteigen. Wer ist dieser Mann, der ihr mit solch dreister Herablassung begegnet? Wo ist ihr Sohn?

«Was erlaubst du dir, du unverschämter kleiner Bub!», geht sie zum Gegenangriff über.

«Ich bin zwanzig Jahre alt, und ich weiss, was ich tue! Vater war in meinem Alter bereits an der Front... Aber du hast dir schnell Trost geholt, stimmt's? Wahrscheinlich schon bevor dieser Bulle gekommen ist.» Während die Worte aus ihm herausplatzen, ist er über sich selbst entsetzt. Spricht er tatsächlich so zu seiner Mutter?

Sie reisst die tränenfeuchten Augen auf.

«Du weisst gar nichts», stöhnt sie. «Warum bist du so böse? Wolltest du im Gefängnis bleiben? Wolltest du weiter misshandelt werden?» Ihre Stimme bebt zwischen Kummer und Wut. «Du weisst absolut gar nichts.»

Er sieht sie sprachlos an, voller Selbstverachtung, weil er sie zum Weinen gebracht hat, voller Verachtung für sie, weil sie weint.

In der Nacht hat das Telefon geklingelt. Zwei Mal. Dann erneut drei Klingelzeichen. Danach nichts mehr. Der Mann ist aufgestanden und an das verschlossene Fenster getreten. Durch einen Spalt der Fensterläden hat er hinausgespäht, die verlassene Strasse mit dem Blick abgesehen. Er hat den Geruch des nahen Waldes in sich aufgesogen, in der Stille den vertrauten Geräuschen gelauscht. Dann hat er mit seiner einzigen Hand die Nummer gewählt, die er auswendig kennt.

«Der Bub ist draussen, aber anscheinend hat er gesungen», sagt eine männliche Stimme.

«Macht nichts. Er kann ihnen nicht verraten haben, wo ich bin, und wer ich bin, wissen sie schon.»

«Und sie wissen auch, dass du nicht kollaborierst. Wenn du ihnen nicht als Waffe dienen kannst, nehmen sie dich als Sündenbock.»

«Ist mir schon klar. Aber vorläufig bin ich hier sicher. Ich habe Freunde, die mich beschützen.»

«Das reicht nicht. Du musst über die Grenze.»

«Und der Bub?» In Hermanns Stimme mischt sich ein ungewohnt sorgenvoller Beiklang.

«Jemand wird sich darum kümmern.»

«Nein. Darum kümmere ich mich.»

«Die Zeit drängt. Es ist Eile geboten.»

«Darum kümmere ich mich.»

Hermann legt auf. «Eile geboten ...» Schwachköpfe. Vielmehr gilt es abzuwarten. Die Falle zu durchschauen. Und die Schuldigen zu treffen, nicht die Opfer.

Es klopft an der Tür. Umberto erwacht und geht öffnen, die Beretta in der Hand.

«Was machst du denn für einen Lärm?», stösst er beim Anblick von Ettore hervor. «Es gibt eine Erfindung namens Telefon, ich weiss nicht, ob du damit umgehen kannst?»

«Telefone funktionieren besser, wenn man nicht abgehoben hat», erwidert Umbertos rechter Arm und hängt den Hörer auf den Apparat. Er sieht sich im Zimmer um: zerwühltes Bett, überquellender Aschenbecher, überall leere Kaffeetassen, Schlaftabletten auf dem Nachttisch.

«Und was gibt's?»

«Sie haben das Feuer auf die Gebirgsjäger eröffnet...»

«Gab es Tote?»

«Nein, die haben sich in Sicherheit gebracht.»

«Sind die Attentäter entkommen?»

«Garantiert. Aber ich denke, es lohnt sich, auf einen Sprung vorbeizuschauen.»

«Was glaubst du, was ich gerade vorhabe? Ich ziehe mich bestimmt nicht an, um wieder ins Bett zu gehen. Also auf ...», antwortet Umberto.

Im Auto zündet er sich eine Zigarette an. Ettore, der den Rauch nicht verträgt, kurbelt ein Fenster herunter. Die Luft ist warm, und zwischen den Tannen lugt hin und wieder der Augustmond hervor. Selbst wenn man Gas gibt, braucht man rund eine Stunde. Neuhaus. Hinter Meran zieht sich die Strasse in Serpentina weiter, folgt dem ungestümen Lauf eines Flusses. Es ist die Passerschlucht. Der Wald wird dichter, undurchdringlicher. Hier haben

der untergetauchte einstige Schlosser Georg Klotz und seine Leute das Sagen. Fünf Jahre bei der Wehrmacht sind eine gute Schule.

«Sie haben den Sprengstoff gelegt und den Strommast hochgehen lassen. Als das Militär kam, hat man sie mit einem Kugelhagel in Empfang genommen. Mit einem Maschinengewehr. Es ist das erste Mal, dass es so weit kommt. Wenn die Terroristen jetzt auch noch Zielschiessen auf Soldaten machen ...» «Die können einem leidtun, die Soldaten», bemerkt Umberto. «Inwiefern?»

«Weil sie nicht einmal wissen, was sie hier eigentlich sollen», erwidert er. Dann wird ihm bewusst, dass er zu viel gesagt hat. Das muss an der Müdigkeit liegen. «Sie bewachen Strommasten und Bahnhöfe, errichten Strassensperren. Dabei sollten sie lieber die Wälder und das Gelände sichern, die Wege, die über die Grenze führen», fügt er eilig hinzu.

«Es sind zu wenig Mann. Sie haben zwanzigtausend mobilisiert, aber es reicht immer noch nicht.»

«Ja», nickt Umberto. «Es reicht immer noch nicht...»

Der Wagen hält bei einer kleinen Brücke unweit von Sankt Leonhard. Auf einer Lichtung am Flussufer liegen die Reste eines Hochspannungsmasts. Drei der vier Verankerungen sind explodiert, und das riesige Gebilde liegt, einer lächerlichen Puppe gleich, im Gras. Jenseits der Brücke befindet sich eine Stellung der Alpini, der italienischen Gebirgsjäger, vor einigen Tagen haben sie dort ein Zelt und eine Schranke errichtet. Sie sehen sie kommen und fuchteln mit den Armen.

«In Deckung! Bleibt in Deckung!», ertönen ihre Stimmen in der Nacht.

Umberto und Ettore sind kaum ausgestiegen, als bereits Geschosse pfeifen. Eine rasche Salve.

«In Deckung!»

Umberto schmeisst sich hinter den Wagen und zückt die Beretta. In der Dunkelheit ist kaum etwas zu erkennen.

Eine zweite Salve prasselt nieder. Kurz, präzise. Wieder ohne zu

zielen. Wenn diese Kerle sie töten wollten, hätten sie es längst getan.

«Es ist eine Sten», bemerkt Umberto. Erneut eine Salve. Länger und mit rascherer Schussfolge, ähnlich dem heiseren Kreischen einer Motorsäge. «Das ist ein MG42. Schon heftiger.» Das MG42 war das Maschinengewehr der Wehrmacht. Stille kehrt ein, nur unterbrochen vom Rauschen des Wassers. Dann werden von italienischer Seite einige Schüsse abgefeuert. Jemand schießt gegen die undurchdringliche Wand der Bäume.

Umberto richtet sich auf. «Die Luft ist rein», sagt er zu dem noch zögernden Ettore. «Die sind abgehauen.» «Was ist passiert?», fragt Ettore.

Umberto blickt hinauf zu dem schwarzen Schatten des Waldes, der sich die Berghänge emporzieht.

«Die Strassen sind in unserer Hand. Der Rest ist unter ihrer Kontrolle.»

Der Offizier der Alpini nähert sich.

«Alles in Ordnung?»

«Ich nehme an, das war bloss eine Warnung», sagt Umberto ruhig.

«Glaube ich auch», bestätigt der andere. «Das bedeutet: ‚Bisher haben wir bloss Strommasten umgelegt, als Nächstes seid ihr dran.‘»

«Perfekte Übersetzung», kommentiert Ettore.

«Meint ihr, es ist angebracht, auf Erkundung zu gehen?»

«Bei der Dunkelheit?» Umberto schüttelt den Kopf. «Nein, die wissen, wo sie uns finden, aber wir werden sie nie finden.»

Fahndung

Es gibt ein unsichtbares Band zwischen einem Alpendörfchen in der Provinz Meran und einem kleinen Ort im Apenin.

Dieses Band verknüpft zwei Geschichten, die sich im Sommer 1961 in Südtirol kreuzen. Protagonisten sind zwei junge Männer: der damals neunundzwanzigjährige Sepp Mittenhofer und ein zweiter, nennen wir ihn Francesco, der seinerzeit fünfundzwanzig Jahre alt war. Der eine glaubt, sein Land von den Italienern befreien zu müssen, den anderen hat man hergeschickt, um genau das zu verhindern. Der Terrorist und der Unterdrücker, um in der damaligen Terminologie des bewaffneten Konflikts zu bleiben.

Francesco, oder wie auch immer er in Wahrheit heisst, wird sich später wegen anderer Unternehmungen noch einen Namen machen: Er war jahrelang für den Geheimdienst tätig. Doch er hat mich gebeten, anonym zu bleiben, heute ist er pensioniert.

Während ich durch die gepflasterten Gässchen einer malerischen Ortschaft laufe, überkommt mich der merkwürdige Gedanke, ausgerechnet hier auf ein Stück der Geheimnisse Italiens zu stossen. Und ebenso der Geheimnisse Südtirols, denn Francescos Laufbahn hat einst genau dort begonnen. Auch seine grosse Liebe, eine blonde junge Frau, hat er dort gefunden. Nennen wir sie Lisa: Sie empfängt mich an der Seite ihres Mannes und verfolgt aufmerksam das Interview. Als Südtirolerin hat sie damals keine leichte Entscheidung gefällt, denn Francesco war und ist nicht nur Italiener, sondern er spielte darüber hinaus eine entscheidende Rolle bei den einschlägigsten Ermittlungen der Bom-

benjahre, im Zuge derer es nach der Feuernacht zu Dutzenden von Verhaftungen kam.

Wir sitzen an einem grossen Holztisch, von den Wänden blicken Ahnenporträts auf uns herab. Trotz des hellen Septembertages ist es düster in dem Raum. Ich denke an meine Freundin Sandra, die mich mit dem Auto hergefahren hat und gerade bei einem Plausch mit den Dorfbewohnern die Ruhe und den Sonnenschein geniesst. Als mein Gastgeber das Wort ergreift, ist die Welt dort draussen mit einem Schlag weit weg. Und das Band, das dieses Haus mit einem anderen Haus in den Südtiroler Bergen verknüpft, wird enger.

1959 wird Francesco als Offizier der Carabinieri in die ihm zugewiesene Kaserne in der Gegend von Meran entsandt. Gleich nach dem Abitur ist er zur Armee gegangen, fest entschlossen, dort Karriere zu machen. Er weiss nicht, dass man ihn an einen für die nationale Sicherheit heiklen Ort geschickt hat. Anfangs erscheint ihm die Lage kein bisschen ernst.

«Man war wachsam, aber nicht in Alarmbereitschaft», erinnert er sich. «In der Gegend wurde nicht systematisch ermittelt. Allerdings hiess es, die Kollegen der Spionageabwehr seien mit mehr Nachdruck bei der Sache.» Möglicherweise zog man schon damals in Betracht, dass in dieser Grenzregion Kräfte im Dienst ausländischer Mächte am Werk sein könnten, obwohl es damals eher selten zu Anschlägen kam: Angriffsziele waren Bauwerke der Alpini, Zeichen der Präsenz der römischen Regierung in der Gegend. Für Francesco ist das Ganze zunächst einfach nur lästig. «Nach jeder Explosion mussten zwei Carabinieri vor Ort bleiben. Eine überflüssige Dauerüberwachung, mit der die Leute demotiviert wurden. Das war der negative Aspekt dieser vorgeschobenen Panikmache.»

Die sich jedoch zu echtem Alarm entwickeln sollte.

Zu ersten Scharmützeln kommt es bereits Anfang 1961. Ein junger Bursche, den man zu einer Routinekontrolle einbestellt hat, erscheint in der Kaserne. Er heisst Josef Selm, ist kaum älter als zwanzig, trägt dicke Brillengläser und hat keine Ahnung, warum

er hier ist. Jedenfalls wirkt er nicht wie ein staatsfeindliches Element. Er und Francesco beginnen eine Unterhaltung, und von Anfang an besteht Einvernehmen: Josef kommt den gleichaltrigen Carabinieri danach öfters besuchen. Er beginnt Informationen über die am Untergrundkampf beteiligten Personen und über Anschlagpläne weiterzugeben. Er ist der Erste, der den Namen Franz Muther nennt, «der für den Vinschgau so wichtig war wie Klotz für das Passeiertal». Er ist es, der von Machenschaften der Aktivisten in Nordtirol berichtet, von dem Kontaktnetzwerk, das sie knüpfen, und von den Versammlungen in Innsbruck.

«Damals gab es keine Abhörmöglichkeiten. Die Tätigkeit der Kriminalpolizei beschränkte sich alles in allem auf Festnahmen, Verhöre, Durchsuchungen, Letztere oft nicht gezielt und daher unnütz», erklärt Francesco. Selm leistet einen wertvollen Beitrag, und er würde ihn gern als Informanten bezahlen, doch er bekommt kein grünes Licht von oben, angeblich lohne sich die Investition nicht. Ihm bleibt nur, Selm aus eigener Tasche das Benzingeld zu bezahlen, um ihn auf dem Motorrad nach Innsbruck zu schicken und Informationen sammeln zu lassen. Und er sammelt sie tatsächlich. Er erzählt von Sprengstoff, der über die Grenze geschafft wird, liefert detaillierte Beschreibungen der Materialien, Farbe und Zusammensetzung der Sprengkörper. Beim nächsten Attentat, das nur durch Zufall keine Opfer fordert, werden am Tatort – einer Kaserne – genau die von Selm beschriebenen Komponenten gefunden.

Die Situation spitzt sich deutlich zu.

Wer weiss, wie oft der junge Francesco ebendiese Strasse zurückgelegt hat, denke ich, während mein Ehemann Jacques uns nach Meran, genauer gesagt in den Stadtteil Obermais fährt. Wir sind unterwegs zu dem Gehöft, in dem Sepp Mitterhofer gemeinsam mit der Familie seines Sohnes lebt. Er war 29 Jahre alt, als er 1961 an der Feuernacht mitwirkte. Nach der Verhaftung wurde er bei dem Mammutprozess in Mailand zu zwölf Jahren Gefängnis ver-

urteilt, von denen er sieben Jahre und elf Monate verbüßte. Er hat sich von dieser Erfahrung nicht beirren lassen: Nach der Haftentlassung hat er denselben Kampf mit politischen Mitteln fortgeführt. Von 1990 bis 2011 war er Obmann des Südtiroler Heimatbundes, eine anfangs aus ehemaligen «politischen Gefangenen» bestehende Vereinigung, deren erklärtes Ziel noch heute die «Einheit und Freiheit Südtirols» ist. Er empfängt mich in aufrechter Haltung an der Tür, ein 86-jähriger Herr mit schütterem weißem Haar, der jedoch noch immer eine aussergewöhnliche Ausstrahlung besitzt.

Vorsichtig blickt er mir entgegen, ich bin sicher nicht die Erste, die kommt, um das niemals ganz abgeschlossene Kapitel seiner Vergangenheit erneut aufzuschlagen. So klingt denn, als wir zum Gespräch Platz nehmen, sein Ton von Anfang an kämpferisch: «Wir waren nicht gerade glücklich, als es zu der politischen Lösung kam», erklärt er. «Wir wollten die Abspaltung Südtirols. Die Autonomie hat zu Wohlstand geführt, und wenn es einem wohlergeht, kämpft man nicht. Der Staat will uns auch mit Geld italianisieren, und die Leute sind nicht mehr zu Opfern bereit. Aber der Kampf muss weitergehen.» Die Waffen, die ihm dabei vorschwebten, erläutert er, seien legal, rein demokratisch. Er glaubt, dass bei einer Befragung heute die Mehrheit für den Anschluss an Österreich stimmen würde. Die Methoden, auf die er in seiner Jugend zurückgegriffen habe, seien den neuen Zeiten nicht angemessen. «Ich bedaure nichts. Aber mit Dynamit und Waffen will ich nichts mehr zu tun haben.»

Seine Geschichte ähnelt der vieler anderer. «Ich bin Bauer. Hier bin ich geboren, und hier werde ich sterben, mein Hof existiert seit 1257.» Er sagt es mit Stolz und deutet auf den Flecken Erde hinter dem Fenster, der ihm stets genügt hat. «Als Kind musste ich in den Katakombenschulen Deutsch lernen. Ich war der einzige Schüler und hatte immer ein Butterbrot dabei.» Als es um die Entscheidung ging, in Italien zu bleiben oder nach Deutschland auszuwandern, optierte seine Familie, wie die meisten anderen,

für einen Umzug ins Deutsche Reich, ohne auch nur im Entferntesten daran zu denken, es tatsächlich zu tun: «Niemand hätte seinen Hof verlassen, deshalb haben wir den Aufbruch bis 1943 hinausgezögert und die Option schliesslich rückgängig gemacht.» Nicht nur die Vorstellung, das eigene Land zu verlassen, hielt sie zurück, sondern auch die Nachrichten aus dem Norden. «Die Soldaten auf Heimaturlaub berichteten furchtbare Dinge über die Konzentrationslager und den Umgang mit den Juden. Mein Vater sagte: ‚Da geh ich nicht hin!‘»

Sie gingen tatsächlich nicht fort. Aber das Ende des Krieges brachte nur eine kurze Verschnaufpause.

«Die Angestellten des öffentlichen Dienstes waren durchweg Italiener, ehemalige Faschisten oder Zuwanderer aus Süditalien, denen man die besten Posten gab. Nur zehn Prozent dieser Stellen gingen an die Südtiroler, die Arbeitslosen kamen in die Holzbaracken am Eisack.» Sein Gesicht läuft vor Empörung rot an, kaum zu fassen, dass seit damals sechzig Jahre vergangen sind. Es sei ein System der Vetternwirtschaft gewesen, insistiert er, und Ungerechtigkeiten seien an der Tagesordnung gewesen. «Die Italiener konnten kein Deutsch, selbst diejenigen nicht, die seit Langem in den öffentlichen Ämtern arbeiteten. Wenn du Deutsch sprachst, schoben sie dich beiseite und liessen dich stundenlang warten. Die jungen Leute sahen keine Möglichkeit für ihre Zukunft.»

Derartige Konstellationen sind ausserhalb dieser Provinz schwer zu begreifen, erst recht nicht während der unruhigen Nachkriegszeit. Die «Italiener» fragten sich, warum ein paar Hunderttausend Personen auf ihrem Staatsgebiet darauf beharrten, eine andere Sprache zu sprechen. Schliesslich waren die Zeiten Franz Josephs oder gar Hitlers vorbei. Die «Deutschen» argumentierten: Weshalb soll uns nicht länger gestattet sein, die Sprache unserer Vorväter zu sprechen, die über viele Generationen hinweg die uns einzig bekannte Sprache war?

«Es herrschte böses Blut!», fasst Mitterhofer zusammen. Und

manche dachten bereits darüber nach, wie sich der Volkszorn kanalisieren liesse. «Ich war mit Sepp Kerschbaumer befreundet, der 1959 gemeinsam mit meinem Bruder einen Schützenbund gegründet hatte. Wir diskutierten über die politische Lage, und dann habe ich an den ersten Versammlungen in Bozen und im Gasthof Schenk in Frangart teilgenommen.» Sie waren rund ein Dutzend, erzählt er, und berieten, was zu tun sei. «Kerschbaumer und ich hatten die klarsten Vorstellungen. Schon bald gründeten wir eine Geheimorganisation, wir hatten beschlossen, Sprengstoff einzusetzen, um uns in Rom Gehör zu verschaffen.»

Ebenso wie andere lässt sich Mitterhofer in Tirol von Kurt Welser anlernen, den er als «wahren Patrioten» bezeichnet. Um dem Hof nicht zu lange fernbleiben zu müssen und bei den Behörden keinen Verdacht zu erregen, dauern diese «Lehrgänge» für jeweils zehn bis fünfzehn Personen nur vierundzwanzig Stunden. «Das genügte, um sich mit den Gefahren des Sprengstoffs vertraut zu machen.» Derweil decken die Angehörigen daheim die Abwesenden und machen sich oft genug selbst nützlich. Sepp berichtet, dass zu Beginn der Bewegung ein Grossteil der Bevölkerung an den Aktionen beteiligt war. Manchmal sogar Frauen. «Unter den Sprengstoffattentätern gab es eine einzige Frau in Innsbruck, Herlinde Moiling. In Südtirol waren es dagegen meist Frauen, die den Sprengstoff in die Nähe des evangelischen Friedhofs von Meran schafften.» Wie mir Frau Moiling selbst erzählt hat, stammten viele der verbotenen Materialien aus Österreich. «Einmal erhielt ich 500 Kilogramm Sprengstoff vom Reschenpass. Ein Freund kaufte das Zeug für den Strassenbau ein und schummelte bei der Menge, dann habe ich es ihm unter der Hand abgekauft und in der Nähe des Hofes versteckt.»

So werden die ersten Anschläge geplant. «1960 unternahm ich einen Versuch auf eine Sozialwohnung, aber leider funktionierte der Sprengsatz nicht ... die politische Wirkung wäre ideal gewesen. Alles war perfekt ausgetüfelt, allerdings hatten wir keine

Zeitschaltuhren, nur Zünder aus Neumarkt.» Doch auch er behauptet, dass zu Beginn trotz allem meist keine gewaltsamen Absichten vorherrschten. Insbesondere Kerschbaumer beharrt darauf, keine Menschen zu Schaden zu bringen, aber nicht alle sind seiner Meinung. «Klotz und andere wollten das Niveau eines echten Partisanenkriegs erreichen.» Und die österreichischen Neonazis wie Norbert Burger? «Er war Nationalsozialist, aber er hat keine Propaganda in diese Richtung betrieben, er stand aus Idealismus auf unserer Seite», antwortet Mitterhofer mit derselben Überzeugung, die er damals an den Tag gelegt haben dürfte. «Wir waren keine Nazis. Und in unserer Gruppe gab es nur wenige Ex-Soldaten», fügt er hinzu. Die Unterwanderung durch Leute, die entschlossen waren, ihre «Befreiungsbewegung», für andere, weniger hehre und eher beunruhigende Ziele zu missbrauchen, ist in seinen Augen in jenen Jahren sehr begrenzt. Niemand fragt sich, wer bereit ist, für das kleine Südtirol so viel Geld auszugeben und aus welchem Grund. Für sie steckt dahinter schlicht das Wohlwollen derer, die an die Sache glauben. Sepp und seine Gefährten horten Sprengstoff, ohne den leisesten Gedanken, dass all das allzu einfach geht.

Wie auf einer Gebirgsstrasse, auf der man im Dunkeln nicht weiter als bis zur nächsten Kurve sieht, steuern sie auf die Feuernacht zu.

In der Neumondnacht vom 11. auf den 12. Juni 1961 ist Francesco in seiner Unterkunft. Er liest, und plötzlich geht das Licht aus, dann ist es wieder an. In diesem Augenblick hört man ein Donnern, ganz in der Nähe. Eine Explosion. Er springt aus dem Bett, schlüpft in die Kleider und ruft eilig nach dem Wachposten, der sein Zimmer im Souterrain hat.

Die beiden gehen hinaus, um die Lage zu sondieren, sehen und hören weitere Explosionen. Zurück in der Zentrale, rufen sie in Bozen an, um die Anschläge, mindestens drei, zu melden. Am anderen Ende der Leitung fängt man fast an zu lachen. Dort gab es

viel mehr, fünfzehn, zwanzig. In der gesamten Provinz brennen Feuer, nicht nur Herz-Jesu-Feuer.

«Die ganze Nacht haben wir damit zugebracht, die Tatorte zu erkunden», erzählt Francesco. «Am Morgen haben wir entdeckt, dass fast 50 Sprengsätze hochgegangen sind.» Alle Quellen stimmen darin überein, dass es in besagter Nacht zu insgesamt 37 gelungenen Anschlägen kam. Bei der Anzahl der Explosionen insgesamt weichen die Meinungen jedoch voneinander ab. Manche, wie Francesco, sprechen von 47, andere behaupten, es seien weit aus mehr gewesen. «Wenn man davon ausgeht, dass für jede Sprengung drei bis fünf Personen nötig waren, kommt man auf rund 150 Mittäter. Die Entwicklung war also offenbar viel weiter, als wir geglaubt hatten, es gab eine Organisation, die sich gewaltig ins Zeug gelegt hatte.» Gemeinsam mit seinen Leuten durchkämmt Francesco die Umgebung, um sich ein Bild der Lage zu verschaffen. Sie haben auch die undankbare Aufgabe, die nicht explodierten Sprengsätze zu entschärfen. Davon gab es etliche, die Schäden hätten weitaus grösser sein können. «Wo nur eine Sprengladung hochgegangen und die Struktur nicht zu Fall gekommen war, haben wir die anderen entfernt, obwohl wir keine Sprengstoffexperten waren.»

Praktisch unmittelbar darauf beginnen die Ermittlungen, Durchsuchungen, Festnahmen und Verhöre. Man schickt Verstärkung. «Hilfsverbände kamen. Alle öffentlichen Bauwerke – Brücken, Aquädukte, Tunnel – wurden bewacht», zählt er auf. Es geschieht das, was viele meiner Interviewpartner als regelrechte Militarisierung Südtirols bezeichnen: Mehrere Tausend Soldaten werden innerhalb weniger Wochen in der Provinz zusammengezogen. Es ist die Antwort Roms auf die Bedrohung durch den Terrorismus. Mit Zahlen ist Francesco eher zurückhaltend. «Es gab sehr viel Arbeit», erinnert er sich. «Jeden Morgen verbrachten wir die ersten Stunden damit, Falschmeldungen, Schiessereien oder Steinschlägen auf den Grund zu gehen ...» Die Soldaten, die man in aller

Eile in die Berge entsandt hat, sind meistens jung, ohne Erfahrung, sie kennen die Sprache nicht und finden sich plötzlich in einer äusserst angespannten Situation in einer feindlichen Umgebung wieder, die sich zwar Italien nennt, aber fremd wirkt. Die Gefahr von Zwischenfällen ist sehr hoch. «Es war schlimm, nachts Wache halten zu müssen, vor allem für die jungen Kerle, die das noch nie gemacht hatten. Finsternis, Schatten, eine Waffe in der Hand, hin und wieder schoss jemand, um die Stille zu durchbrechen. Und am nächsten Morgen musste man ein kleines Verfahren auf die Beine stellen, eine Strafe verhängen.»

Bei seiner Ankunft 1959 hatte Francesco keine Feindseligkeiten gegenüber den Carabinieri wahrgenommen. Doch nun, zwei Jahre später, hat sich das Klima verändert. An einem Julisonntag 1961, als man gerade beschlossen hatte, auf die Pferderennbahn zu gehen, um ein bisschen auszuspannen, erreicht ein Anruf die Kaserne.

«Ich bin Ingenieur Steiner. Jemand hat eine Bombe in meinem Auto platziert, bitte kommen Sie mir zu Hilfe.» Er ist der Journalist Benno Steiner, der Verantwortliche für den deutschsprachigen Teil in der italienischen Lokalzeitung «Alto Adige».

«Rühren Sie nichts an, bleiben Sie, wo Sie sind, wir sind in zwei Minuten bei Ihnen.» Francesco legt auf.

Die Strasse, in der Steiner wohnt, ist schön und gepflegt, strahlt eine Atmosphäre beschaulichen Wohlstands aus. Auf die Hauswand hat jemand mit schwarzer Farbe einen Galgen gemalt. Davor parkt ein Fiat Seicento mit dem Journalisten und seiner zitternden Frau daneben. Sie war es, die ihn, bevor er den Motor anliess, gefragt hat, ob er den Kofferraum kontrolliert habe. Er öffnet ihn für die Carabinieri. «Insgesamt 20 Patronen à 100 Gramm lagen darin», erinnert sich Francesco. «Wenn die hochgegangen wären, hätten die alles und jeden zerfetzt. Steiner hätte nur den Zündschlüssel umdrehen, den Choke ziehen und anfahren müssen.»

Aber es hatte Warnhinweise gegeben, und die Ehefrau hat etwas geahnt, vielleicht sogar gewusst. Nach so langer Zeit ist es schwer

zu sagen, wie die Informationen durchgesickert sein könnten, zumal wenn die Person, die es «zu eliminieren» galt, dein Nachbar war. Von den befragten Anwohnern der Strasse hat jedenfalls keiner etwas gesehen.

Am nächsten Tag erscheint Benno Steiner in der Kaserne. Er wirkt mitgenommener als am Tag zuvor. Er will, dass man ihm hilft, aus Meran zu fliehen. Sie hätten es auf ihn abgesehen, sagt er, weil er sich geweigert habe, der Untergrundbewegung beizutreten. 1956 habe er an einer Geheimversammlung teilgenommen, zu der Georg Klotz ihn mitgenommen hatte. Die Verschworenen hätten behauptet, wirtschaftliche und politische Unterstützung von ausländischen Gruppierungen zu erhalten und über Waffen und Sprengstoff zu verfügen. Laut Steiner sind Klotz und Franz Muther die Hauptverantwortlichen für die Materialbeschaffung der Feuernacht. Und abschliessend erklärt er, dass er den italienischen Behörden diese Dinge bereits mitgeteilt habe. Er habe «einem von ihnen», einem Mann in Zivil, schon vor längerer Zeit davon erzählt und danach nie wieder etwas von ihm gehört.

Gab es diese Anzeige wirklich? Was ist aus den Ermittlungen geworden? Wer war der Mann in Zivil, vorausgesetzt, es hat ihn je gegeben? Diese Fragen stellt sich Francesco, aber er hat keine Zeit, ihnen nachzugehen. Vorrangiges Ziel ist die Verhaftung von Muther und Klotz, ehe jemand sie vor der Gefahr warnen kann. Irgendwer hat Steiner sicherlich beim Betreten der Kaserne beobachtet.

Trotz der Vorsichtsmassnahmen entkommt einer der Gesuchten: Klotz rennt zurück ins Haus, entkommt durch eine Hintertür in den Heuschöber und verschwindet von dort aus zwischen den Bäumen. «Das war's dann. Im Wald bewegte der sich wie ein Reh, die anderen dagegen wie die Elefanten.» Muther wird jedoch verhaftet.

In der Kaserne kommt es zu einer Gegenüberstellung. «Es war eine heftige Auseinandersetzung, auf Deutsch. Steiner brachte alles gegen ihn vor. Muther widersprach, rot im Gesicht.» Der Jour-

nalist schildert die Details, beschreibt das Treffen, bei dem man versucht hat, ihn anzuwerben, und das ausgerechnet in Muthers Wohnung stattfand. Doch der andere gesteht nichts. Man behält ihn in der Kaserne, um ihn am nächsten Morgen zu verhören. Und auch am Nachmittag.

In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch wird Francesco von seinen Leuten geweckt.

«Muther will mit dir sprechen.»

Der Carabinieri steigt hinunter in das kleine Büro der Kriminalpolizei.

«Wenn ich gestehen würde, was ihr mir vorwerft, was würde dann mit mir passieren?», fragt Franz Muther.

Die Anklagepunkte lauten: Bildung einer bewaffneten Vereinigung und Verschwörung gegen den Staat. Schwere Vorwürfe, erklärt ihm Francesco, die ihn bis zu 20 Jahre Gefängnis kosten können. Aber er verspricht ihm, dass der Richter, im Falle einer Kollaboration, das Mindest- und nicht das Höchstmass verhängen würde. «Muther, der Italienisch sprach, dachte kurz nach und sagte dann: ,Wenn Sie wollen, können wir beginnens Wir holten einen Stenotypisten, um alles zu Protokoll zu nehmen.»

Muther wird später behaupten, man habe ihm diese Aussagen unter Folter abgenötigt, während laut Francesco aus dem Protokoll hervorgeht, dass er «singen» wollte. Fast sechzig Jahre später besteht die Wahrheit nur aus Worten, aus den Zeugenaussagen der Männer, die sich in jener Nacht in dem Raum befanden. Und aus einem Faktum: Muther nannte die ersten Namen.

«Die Struktur war dezentral. Sie führte vom Vinschgau über das Passeiertal, das Ultental bis nach Meran, Lana und Bozen. Er nannte zunächst zwei, drei Männer. Am nächsten Abend nahmen wir sie fest und brachten sie in die Kaserne, wo sie mit Muthers Aussagen konfrontiert wurden und anfangen auszupacken. Im Lauf von drei, vier Tagen gelangten wir aus dem Vinschgau bis nach Meran.» Angesichts der ständigen Verschiebung der Ge-

richtstermine durch den Untersuchungsrichter, so Francesco, scheinen die Namen geradezu einer geografischen Abfolge zu entsprechen, wie bei einer Art Dominoeffekt. «Wir stiessen auf Luis Amplatz, den Verbindungsmann von Klotz für das Südtiroler Unterland. Und auf Kerschbaumer.» Nach und nach werden die Attentäter geschnappt, Häuser, Stallungen und Höfe durchsucht. Man findet Dynamit, Luntten, Zünder und Waffen, oftmals in der Erde vergraben. Francesco erinnert sich, wie er einmal nach mehreren Durchsuchungen mit über 100 Kilogramm Sprengstoff im Wagen hinter zwei Carabinieri mit drei Verhafteten in die Kaserne zurückgefahren ist. «Wenn sie gewollt hätten, hätten sie uns mit einem Schlag allesamt hochgehen lassen können.»

Aber in jener Phase scheinen die Verschwörer unentschlossen und wenig organisiert zu sein. Sie lassen sich verhaften, packen aus. Vielleicht unter Folter, vielleicht aber auch, weil ihnen bewusst wird, dass sie in ein Spiel geraten sind, das grösser ist als sie. Francesco bestreitet, auf Geheimdienste zurückgegriffen zu haben. «Das hatten wir nicht nötig», sagt er. «Muther wurde kein Haar gekrümmt, dafür garantiere ich. Er konnte froh sein, dass er mich hat rufen lassen, denn es gab solche und solche Verhörmethoden.» Er schliesst nicht aus, dass anderswo andere «Methoden» erprobt wurden.

Derweil häufen sich die Anzeigen wegen schwerer Misshandlungen während der Verhöre in den Carabinieri-Kasernen. Die Verantwortlichen behaupten, die Gefangenen würden sich die Verletzungen nur selbst zufügen, um Italien bezichtigen zu können. Doch am 22. November 1961 stirbt einer der Häftlinge, Franz Höfler, im Gefängnis, und im Januar 1962 ein weiterer, Anton Gostner, beide in Bozen. Die österreichische Regierung legt offiziell Protest ein, die Angelegenheit erregt derartiges Aufsehen, dass es zum Prozess von Trient kommt. Laut Francesco ist in Meran dergleichen nie passiert. Aber anderswo? «Höchstwahrscheinlich schon, ich glaube, es wurde mehr oder weniger geduldet. In Guantanamo behandeln die Amerikaner ihre Gefangenen

ja auch so mit Wasser.» Ob er Waterboarding meine, frage ich. Er nickt. «Die entsprechende Vorrichtung hiess beim Kampf gegen die Mafia in Sizilien übrigens ‚la cassetta‘ (dt.: die Kiste, Anm. d. Ü.).»

Über die Ermittlungen und Prozesse im Zusammenhang mit der Feuernacht habe ich auch mit Roland Riz sprechen können, einem der Männer, die das Schicksal Südtirols bestimmten. Der Jurist und Politiker war viele Jahre lang Abgeordneter und später Senator im italienischen Parlament sowie Nachfolger von Silvius Magnago als Obmann der SVP. Er war Mitglied der 19er-Kommission (Commissione dei Diciannove), die 1961 ins Leben gerufen wurde, um eine Einigung hinsichtlich Südtirols zu finden, und ist darüber hinaus ein bekannter und fähiger Anwalt.

Ich habe ihn zu den Foltervorwürfen befragt, und er hat mir klar geantwortet: «Sie sind zweifellos berechtigt.» Die Misshandlung von Gefangenen sei nicht zu bestreiten. «Ich habe sie bluten sehen», sagte er. Er erzählte, er habe darüber auch mit dem damaligen Innenminister Mario Scelba gesprochen. «Ich sagte ihm: ‚Die Polizei schlägt.‘ Und er antwortete mir: ‚In welchem Land schlägt sie nicht?‘ Er fand das selbstverständlich. Das ist schrecklich, aber wahr.» Einige Einheiten, so fügte er hinzu, seien besonders berüchtigt für Gewalt gewesen. Im Übrigen waren Tausende von Soldaten gekommen – eine «unsinnige Invasion» von 20'000 Mann, wie Riz es definierte.

In besagtem Sommer 1961 reagiert der Staat jedenfalls mit Entschlossenheit, bisweilen mit Gewalt. Und das Netzwerk, das für das bis zu jenem Zeitpunkt grösste Attentat der Italienischen Republik verantwortlich ist, wird durch wenige Schachzüge in die Enge getrieben. Natürlich beschreibt Francesco die Einsatzkräfte der Polizei als der Situation gewachsen, vor Ort präsent und in der Lage, lokale Bündnisse zu schaffen. Aber seine Gegner scheinen vor dem Aus zu stehen. Erstaunlich ist die Differenz zwischen der sorgfältigen Vorbereitung – der Regie der Nordtiroler, den Erkundungen des Geländes, der Koordinierung einer beträchtlichen

Zahl an Mittätern – und dem eher nachlässigen Umgang mit dem «Danach». Man hätte auf eine Fahndungswelle gefasst sein müssen. Doch es wurden keinerlei Vorsichtsmassnahmen getroffen. Oberste Regel eines Untergrundnetzwerkes ist, dass keine der Zellen die anderen kennen darf. Das ist nicht so einfach in einer Gegend, die aus vielen kleinen miteinander verknüpften Gemeinden besteht, aber es ist kein Ding der Unmöglichkeit. «Das waren keine ausgebildeten Leute», Francesco schüttelt den Kopf. «Wer weitermacht, wird automatisch besser, aber man muss die erste Welle überstehen. Doch es blieben nur wenige übrig: Muther dürfte sie alle gekannt haben, nannte uns allerdings nur die Namen der Leute aus seinem Umfeld, aber auch so brach die Struktur unglaublich rasch zusammen.»

Sepp Mitterhofer befand sich in jenen Tagen auf der anderen Seite der Front. An der Feuernacht war er allerdings nicht beteiligt. «Eine Woche danach habe ich einen Anschlag in Untermais verübt, leider sind aber nur zwei Strommasten zu Fall gekommen.» Für die Polizei spielt es inzwischen jedoch keine Rolle mehr, an welchem Tag er in Aktion getreten ist. Man ist entschlossen, die Untergrundbewegung auszumerzen, und endlich hat man Namen an der Hand.

«Es gab fünf, sechs Spitzel, jedenfalls zu viele für eine Gruppe von rund 200 Mann», erzählt Sepp verbittert. «Zu denen gehörte auch einjournalist vom ‚Alto Adige‘, Benno Steiner. Ich war dagegen, Leute umzubringen, aber Steiner war wirklich ein Denunziant, ein Schuft.» Die Ermittlungsbehörden stossen bis zu Mitterhofer vor, durchsuchen akribisch seinen Hof. Sie wissen, wonach sie suchen, und lassen auch draussen nichts aus. «Das blaue Plastik, mit dem das Dynamit umwickelt war, das sie vergraben in meinem Hof gefunden haben, war dasselbe wie bei dem Sprengsatz in Steiners Auto.» Ein missglücktes Attentat, für das er jedoch nicht angeklagt wird. «Der Untersuchungsrichter war

ein Faschist, aber das hat er wirklich gut gemacht. Ich sagte ihm, ich hätte diesen Sprengstoff Kurt Welser gegeben.»

Sepp kommt in Untersuchungshaft. Seit dem 11. Juni ist nicht einmal ein Monat vergangen. «Sie behielten mich eine Woche lang drin. Die Verhöre waren brutal. Mindestens 70 Prozent der Gefolterten haben an Magnago geschrieben, Briefe, die er nie an die Öffentlichkeit gebracht hat», berichtet er. «Dann haben sie mich ins Meraner Gefängnis gebracht, die Lage dort war besser, aber es gab nichts zu essen und zu trinken, und der Durst war schlimmer als der Hunger, den hast du nach einem Tag wenigstens nicht mehr gespürt...»

Um die Gefangenen zum Reden zu bringen, setzt man sie auch mit der Sorge um die Angehörigen unter Druck. «Meine Frau Maria, die zum zweiten Mal schwanger war, trat mutig auf die Carabinieri zu und sagte: ‚Ich weiche nicht eher vom Fleck, bis ihr mich mit meinem Mann reden lasst!‘ So konnte ich sie zumindest sehen.» Beide fürchten in diesem Augenblick, es könnte das letzte Mal sein. «Für den Angriff auf die Integrität des Staates gab es ‚lebenslänglich‘, dann haben sie mich des Anschlags auf die Verfassung und anderer Sachen bezichtigt, worauf geringere Strafe stand ... Jeder von uns hätte leicht zu 90 Jahren Gefängnis verurteilt werden können. Wir waren erschrocken, aber der Optimismus hat überwogen. Ich habe mir Mut gemacht und dichtgehalten, ich verriet keinen einzigen Namen. Nur von dem Dynamit habe ich erzählt.»

Sepp Mitterhofer verbringt fast die gesamte Haftzeit in Trient. Da seine Version der Behandlung durch die Polizei so gänzlich von der Francescos abweicht, frage ich ihn, ob er etwas von Franz Muther, von der berühmten Zeugenaussage und dem Protokoll weiss, das zu der Verhaftungswelle führte. Er antwortet mir, dass Muther zum Verräter wurde, aber nicht im Gegenzug für Strafmilderung. «Die haben ihn derart zugerichtet, dass ich ihn nicht wiedererkannt habe, als ich ihn traf», sagte er. «Im Übrigen wussten wir, dass sie das tun würden. Wenn du dran glaubst, kämpfst du trotzdem.»

Der Konflikt eskaliert weiter. Die noch verbliebenen Flüchtigen scheuen nicht länger vor Feuergefechten zurück. Bald geht es nicht mehr «bloss» darum, Infrastrukturen zu zerschlagen. Man beginnt auf Menschen zu schiessen.

Eines Abends im September 1961 erhält Francescos Kaserne einen Anruf von der Station Sankt Leonhard im Passeiertal. Auf der Höhe von Neuhaus ist es zwischen der Strasse und dem Fluss zu einer Explosion gekommen. Es gibt eine Betonbogenbrücke rüber nach Sankt Leonhard: Dort und auf einem einige Hundert Meter entfernten Hügel haben die Alpini eine Garnison, von wo aus sie das Gelände überwachen.

Der junge Carabiniere ist zum Abendessen bei seiner Verlobten, seine Kollegen brauchen eine Weile, ehe sie ihn aufgespürt haben, er kommt also zu spät. Kurz vor ihm erreicht ein Militärfahrzeug der Alpini-Garnison Saltaus den Anschlagort. «Als sie hielten, fing vom gegenüberliegenden Ufer jemand an, auf den Wagen zu schiessen», erzählt Francesco. «Es war eine Falle.» Glücklicherweise sind die Soldaten, als das Feuer eröffnet wird, bereits ausgestiegen, und es gibt keine Opfer.

Die Schiesserei dauert eine Viertelstunde, die beiden Wagen der Carabinieri treffen zehn Minuten nach dem Ende ein. «Der Geruch nach Kordit, nach Schiesspulver, lag in der Luft. Am nächsten Morgen inspizierten wir den Ort des Geschehens und fanden den Punkt, von wo geschossen worden war. Einwandfreie Technik: zwei, drei Waffen, panzerbrechende Munition aus dem letzten Krieg, deutsche Hartkerngeschosse, die die gesamte Brücke durchsiebt hatten. Das Fahrzeug sass fest, der Motor war zerstört.» Francesco hat sich stets gefragt, ob ihm die Verspätung, mit der er benachrichtigt wurde, gar das Leben gerettet hat. «Ich denke, sie hätten kurzen Prozess gemacht, als Erster wäre eigentlich ich dort angekommen, aber im ersten Moment habe ich gar nicht darüber nachgedacht.»

Er begreift nun, dass Krieg herrscht. Aber dieser Krieg ist längst nicht mehr nur der seine. Im Oktober wird er versetzt. 1963 kehrt er für eine einzige Mission zurück. «Uns war zu Ohren gekom-

men, dass Georg Klotz nach Italien zurückgekehrt sei und Attentate auf Zivilisten und Militärs plante.» Francesco wird zur Unterstützung herbeordert, um bei der Überwachung der Grenzwege mitzuwirken. Er kennt die Gegend und hat Klotz bereits in Aktion gesehen.

Vierzehn Tage lang durchkämmt ein Trupp von Carabinieri das Pässeertal, um Gebirgspfade und Pässe zu kontrollieren. «Wir waren zu dritt und gaben uns als ausländische Touristen aus. Um unser Zelt nie unbewacht zu lassen und einen Vorwand zu haben, dass immer jemand dablief, gipsten wir dem einen das Bein ein.» Diese Szene – die vorgeblichen Campingurlauber, der arme Kerl mit Gipsbein und Fernglas in der Hand, um Wache zu schieben – hat etwas ungewollt Komisches. «Wir hatten unser Zelt einen halben Kilometer entfernt von dem Haus aufgestellt, in dem Klotz während seiner Flucht mehrfach gesichtet worden war, den Ort hatten wir gut ausgewählt. Aber nach acht Tagen fielen wir allmählich auf.»

Die drei ziehen in eine kleine Pension nach Moos um, ganz in die Nähe eines der von Klotz oft verwendeten Wege. «Am Abend des vierten oder fünften Tages empfangen wir eine Nachricht von der Station Sankt Leonhard, über das Rundfunkgerät, das ich mir von den Gebirgsjägern ausgeborgt hatte.» Georg Klotz ist gemeinsam mit anderen Männern nach Walten gekommen, er befindet sich im Haus eines seiner Brüder, einer 1'500 Meter hoch gelegenen Almhütte irgendwo in den Wäldern. Francescos Trupp zieht los, um ihm aus dem Hinterhalt aufzulauern. «Ich kannte den Ort genau, von unten gelangte man in den Graben, wir konnten auf einen Überraschungsangriff setzen. Aber wir waren erst auf halbem Weg, als der Befehl kam, anzuhalten: ‚Rührt euch nicht von der Stelle, wir müssen dabei sein.‘» Wenn es tatsächlich so war, wie Francesco erzählt, und die Vorhut eine echte Chance hatte, den Staatsfeind Nummer eins zu verhaften, warum wurde sie dann gestoppt? Um auf Verstärkung zu warten? Ganz offenbar wollte jemand sie daran hindern, bis zur Alm vorzudringen.

Zumindest solange, bis es zu spät war. «Vier Stunden später kam von Bozen Truppenverstärkung, allesamt Carabinieri. Wir fanden die noch warmen Lager, sie hatten erst vor Kurzem das Weite gesucht.» Die Gejagten waren mit Sicherheit gewarnt worden. Drei, vier Jeeps, die nachts die Strassen im Passeiertal hinauffahren, bleiben nicht unbemerkt.

Das war vermutlich eine von vielen Operationen jener Jahre. Aber die Geschichte ist nicht bloss als Guerillaanekdote bezeichnend, sondern auch, weil sie die mangelnde Koordination – weiter nichts? – zwischen den verschiedenen in der Gegend eingesetzten Einheiten verdeutlicht.

Eine Gegend, in der, wie ich meinem Gesprächspartner ins Gedächtnis rufe, auch Soldaten zumindest einer ausländischen Macht stationiert waren – nämlich die Amerikaner in der Militärbasis Natz-Schabs – und in der sich zumindest ein österreichischer Neonazi – nämlich Norbert Burger – herumtrieb. «Es ist eine Grenzregion, und hier für politische Instabilität zu sorgen ist einfach, denn das Land hat Bindegliedfunktion», bestätigt Francesco. «Die Amerikaner haben ein Interesse daran, es zu verteidigen, andere wollen es in die Krise stürzen ...» Er zögert. «Ich wundere mich über nichts mehr. Ich glaube, irgendwelche Köpfe haben sich etwas ausgedacht. Natürlich war die Selbstverteidigung in Südtirol zu jenem Zeitpunkt schwach. Wenig Sachkenntnis, wenig Bewusstsein für die geografische Bedeutung der Gegend, die für verschiedene Staaten von strategischem Interesse war.»

Nicht von ungefähr, so betont er erneut, hätten vor allem die Geheimdienste, mehr noch als die Polizei, detaillierte Kenntnis der Situation in Südtirol gehabt. «In Bozen operierte der SI-FAR. Ausserdem gab es Kooperationsdienste: Marine, Luftwaffe, Heer und eben auch SIFAR.» Doch als 1961 die Bomben hochgehen und die Schiessereien beginnen, scheint keiner eine Lösung parat zu haben.

«Etwas war mit diesem Terrorismus ... ich will ihn nicht beschönigend umschreiben. Schliesslich weiss man nie, was passiert,

wenn ein Strommast hochgeht», reflektiert er. «Man kann eine Provinz nicht mit Bomben übersäen. Aber es war ein steuerbarer Terrorismus. Ich denke, dass man die Probleme anders angehen müsste, die Politik hat da viel zu verantworten.» Wieder einmal bestätigt mir ein Zeuge, dass die Eskalation der Gewalt einen bestimmten Zweck erfüllte. «Das Spiel mit dem Gleichgewicht und Ungleichgewicht könnte für alle Bereiche von Interesse gewesen sein. Für das zwischen Deutschland und Italien gelegene neutrale Österreich, für die Tschechoslowakei, für Jugoslawien ... die Geschichte Südtirols ist ein kleiner Ausschnitt aus der grossen Gesamtgeschichte», endet er.

Bisweilen kann ein kleines Puzzleteil dem Ganzen jedoch einen Sinn verleihen.

Ein kompromittierendes Foto

Bozen, Januar 1962

Es ist fast Nacht, als Peter das Boxstudio verlässt, eine von eisigem Wind durchfegte Nacht. Die Gehwege sind menschenleer. Zwar ist die Ausgangssperre aufgehoben, aber ab einer bestimmten Uhrzeit verspüren die Leute wenig Lust, auszugehen. Peter rückt die Sporttasche, die er über der Schulter trägt, zurecht und beschleunigt den Schritt. Nach den furchtbaren Erfahrungen im vergangenen Juli hat er es immer eilig, sieht sich ständig um. Und er hat abgenommen. Nicht einmal wenn er mit ganzer Kraft auf den Sandsack einschlägt, wird er die Angst los. Nicht einmal in der Stadt, die viel grösser und anonym ist als sein kleines Dorf, kann er der Feindseligkeit seiner Landsleute entkommen. Er ist verhaftet und gefoltert worden, aber keiner hat je ein freundliches Wort oder ein Zeichen der Solidarität für ihn übriggehabt. Vielleicht hätte er besser daran getan, zu sterben, wie Franz Höfler oder Anton Gostner. Dann wäre er ein Held gewesen. Stattdessen ist er, auf den Feind gestützt, aus der Zelle getreten. Keiner vertraut ihm. Die Angst hat sich eingenistet: heimtückisch, gestaltlos, immer im Hinterhalt. In ein paar Tagen wird er 21 Jahre alt und damit volljährig. Er wird frei sein.

Aber frei, um was zu tun?

Klara ist die Einzige, der er alles erzählt hat. Sie hat ihn in die Arme geschlossen und ihn sich ausweinen lassen. Ihr hat Peter seine Scham gestanden, als er, nackt und wehrlos, nicht länger den Schmerzen hat standhalten können. Gedemütigt. Nicht einmal Max kann er alles erzählen. Der Freund hätte sich an seiner Stelle sicher heldenhaft verhalten, glaubt er. Obwohl er momentan

ziemlich von seiner Fotografie und diesem komischen Karl verinnahmt zu sein scheint.

Klara hat sich auch von der Entlassung aus dem Gefängnis berichten lassen, von Umbertos Einschreiten, Peters Verdacht gegenüber der Mutter, dem Streit und seiner Befürchtung, nunmehr als Verräter gebrandmarkt zu sein. Sie hat nichts dazu gesagt, ihm weder recht noch unrecht gegeben. Sie hat ihn an sich gedrückt, gestreichelt, getröstet. Die Berührung ihrer Finger hat ihn zuversichtlich gestimmt.

«Jetzt wird es ernst», hat die junge Frau gesagt.

«Wie meinst du das?»

«Wir müssen allen zeigen, dass du kein Verräter bist. Dass du ... dass wir auf der richtigen Seite stehen», hat sie erklärt. «Wir brauchen einen Plan.»

Einen Plan. Peter wälzt diesen Gedanken im Kopf herum, während er durch die dunklen Strassen eilt.

Bevor er in die Rauschertorgasse einbiegt, wirft er einen Blick zurück. Vielleicht zufällig, vielleicht auch einer Eingebung folgend. Weil er in der Stille vorsichtige Schritte gehört oder in der kalten Luft die Wärme eines menschlichen Körpers gespürt hat. Rasch, im Bruchteil einer Sekunde, hebt er die Umhängetasche an. Der erste Schlag trifft sie, nicht seinen Schädel. Ein Knüppelhieb.

Sie sind zu zweit, aber vielleicht ist nur einer bewaffnet. Der zweite Schlag zielt auf die Beine, doch Peter weicht aus. Damit kennt er sich aus. Er streift die Tasche ab und schleudert sie dem Mann mit dem Knüppel ins Gesicht. Der Kerl muss als Erster ausser Gefecht gesetzt werden. Peter sieht seine Chance: Der Mann hat instinktiv die Arme gehoben, und er versetzt ihm einen heftigen Schlag in die Magengrube. Der andere Angreifer stürzt sich auf ihn. Peter weicht zurück. Er wird im Gesicht getroffen, die Nase blutet. Die linke Hüfte schmerzt, durch den Tritt wäre er beinahe zu Boden gegangen. Er weicht aus, macht zwei Schritte rückwärts, täuscht einen Schritt vor, und dann saust seine Rechte

wie ein Hammer in den Kiefer seines Angreifers. Peter grinst. Endlich! Ein Kampf nach allen Regeln der Kunst. In Gedanken hört er die Stimme seines Trainers Werner: «Mit Köpfchen zuschlagen!», «Nie in der Angriffslinie bleiben!», «Immer feste drauf! Immer feste drauf!». Die Strasse wird zum Ring, und im Ring verliert Peter fast nie. Seine ganze Kraft entlädt sich, während er spürt, wie die Angst von ihm weicht. Nun schlägt er aus purer Kampflust zu, kümmert sich nicht um seine schmerzenden Knöchel. Einer der Männer geht zu Boden, um den anderen steht es ebenfalls schlecht. Sie geben sich geschlagen.

«Elender Verräter», rufen sie ihm zu, bevor sie das Weite suchen. Die Strasse liegt immer noch verlassen da. Niemand ist ans Fenster getreten, niemand heruntergekommen, um dazwischenzugehen.

«Das war noch längst nicht alles», hallt die letzte Drohung durch die Nacht.

Rosa hat sie allein gelassen. Als Peter an der Haustür in der Goethestrasse geklingelt hat, ist sie der Tochter beim Verarzt zu Hilfe gekommen. «Nichts gebrochen», hat sie festgestellt, nachdem sie das geschwollene Gesicht des Buben vorsichtig mit Alkohol abgetupft hat. Sie hat seine Hände untersucht und zu ihm gesagt: «Die brauchst du noch. Sieh nur, wie übel die zugerichtet sind. Weisst du, wie man am besten zum Sieg gelangt? Indem man den Kampf vermeidet.»

«In dem Fall war das nicht so einfach.» Peter hat die aufgeplätzten Lippen zu einem Lächeln verzogen, dankbar für die mütterliche Zuwendung.

Rosa hat ihn kurz gestreichelt, bevor sie das Zimmer der Tochter verlassen hat. Wenn Franz nur daheim gewesen wäre. Aber nein, er ist mal wieder in Innsbruck.

«Es gibt Neuigkeiten», hat er bei der Abreise gesagt. Er hat nichts weiter hinzugefügt, und das beunruhigt sie. Wenn er ihr etwas ver-

heimlicht, dann, um sie zu beschützen. Aber wer beschützt Klara? Die junge Frau sitzt im Schneidersitz auf dem Bett. Sie mustert Peter mit ernster Miene.

«Die hätten dich umbringen können, ist dir das klar?»

«Dazu hätten sie zu dritt sein müssen.» Peter wirft sich ein wenig in die Brust, noch hat er Adrenalin im Blut, aber allmählich machen sich die Schmerzen bemerkbar.

«Wer waren sie?»

«Ich weiss es nicht», antwortet er und schliesst die Augen.

«Wie sahen sie aus? Alt, jung, gross, klein?»

«Hör mal, ich hatte echt keine Zeit, darauf zu achten, und ausserdem war es dunkel.» Doch angesichts ihres vorwurfsvollen Blicks gibt er sich einen Ruck. «Das waren zwei kräftige Kerle, eindeutig», murmelt er, «aber weder geschickt noch klug. Eher so Typen, die Prügel kassieren und dann abhauen.»

«Mit anderen Worten: keine Profis», fasst Klara zusammen und denkt: Wenigstens hat niemand sie beauftragt. Sonst hätte es Schüsse gegeben und nicht nur eine Prügelei. Der Trick der italienischen «Freunde» ihres Vaters hat bestens funktioniert. Die Fanatiker sind davon überzeugt, dass Peter ausgesagt hat, und wollen es ihm heimzahlen. Von Hermann fehlt natürlich jede Spur. Der grosse Soldat hat sich wie ein Hase aus dem Staub gemacht und den Sohn seines einstigen Kampfgefährten in der Tinte sitzenlassen.

Peter ist eingeschlafen, das Gesicht geschwollen, die Hände wund. Max müsste ihnen helfen, denkt Klara. Sie sind allein, auf sich gestellt, ohne Väter, Mütter, Freunde. Sie legt sich neben Peter, morgen wird sie über alles nachdenken. Sie wird ihn retten. Wird den angekündigten Plan aushecken.

Doch jeder Plan hat unzählige Unwägbarkeiten.

Im Archiv des Fotogeschäfts, unten in den Kellergewölben, hat Max einen wahren Schatz entdeckt. Hunderte flacher Schachteln voller Negative, aufbewahrt in Metallschränken, die zum Schutz

vor Feuchtigkeit mit Wasser abweisendem Gewebe ausgekleidet sind. Die Schachteln sind nach Jahren und Monaten sortiert. Jede enthält Umschläge, die mit grossen Buchstaben in Fraktur beschriftet sind. HOCHZEITEN, KOMMUNIONSFEIERN, FESTAKTE, BESTATTUNGEN, ERÖFFNUNGSFEIERN etc.

Gerda, die «Spiegel»-Journalistin, hat einige davon gekauft, um ihren Artikel über Bozen und die «Freiheitskämpfer» zu untermalen. Zufrieden ist sie abgereist und hat Max ihre Visitenkarte mit der Adresse in München dagelassen. Sie hat versprochen, ihn zu besuchen, wie Journalisten das gern tun, obwohl sie genau weiss, dass es nie dazu kommen wird.

Als Max das Archiv entdeckt hat, hat er Karl gefragt: «Wusstest du, was da unten alles rumliegt?», und der Gefragte hatte verlegen gewirkt. Natürlich hat er das gewusst. Aber Karl gehört nicht zu denen, die in der Vergangenheit herumstochern. Er hat alles überlebt: die SS, die Angst, die Verzweiflung, seine eigene Feigheit, sogar die Bombe, der er fast zum Opfer gefallen wäre. Das Haus, in dem man ihn gefangen gehalten hatte, war genau an dem Tag, an dem die Nationalsozialisten ihn erschiessen wollten, durch einen Luftangriff dem Erdboden gleichgemacht worden. Die dicken Mauern seiner Zelle hatten ihn gerettet. Danach ist er allein geblieben, wie jemand, der nicht länger mit ansehen mag, wenn seine Liebsten sterben. Das Band, das er mit Max geknüpft hat, überrascht ihn selbst am allermeisten: Schon lange hat er niemanden mehr an sich herankommen lassen. Jeden Tag ist er aufs Neue erstaunt, den Buben wiederzutreffen, zu sehen, wie er lächelnd den Laden betritt. Seiner Erfahrung nach verschwinden die Menschen immer an einem bestimmten Punkt.

An diesem Morgen ist Max besorgt. Er hat Klara in dem Café am Platz getroffen, und sie hat ihm erzählt, was Peter widerfahren ist. Der Freund sei nicht mitgekommen, erklärt sie, da er zur Mutter zurückgekehrt sei.

«Zu Katharina? Ohne mir Bescheid zu sagen?»

«Das gehört alles zu dem Plan.» Klara hat ihre Hand auf dem Tischchen ausgestreckt, um die seine zu drücken, und wieder einmal hat Max gedacht, wie schön sie doch ist, wie stark. Und wie gefährlich. Er ist froh, sie auf seiner Seite zu haben, falls es in diesen Zeiten überhaupt eine Seite gibt, auf der er steht.

«Du hast mir nie erzählt, wie du es geschafft hast, dieses Geschäft zu eröffnen», sagt er nun an Karl gewandt, während sie dabei sind, das Schaufenster umzugestalten. «Hast du es gekauft?»

«Aber nein! Von welchem Geld denn?»

«Wie dann?»

«Du bist ein alter Schnüffler ... Nach dem Krieg sind die Amerikaner gekommen. Sie haben für die Regierung gearbeitet und brauchten Hilfe für gewisse Papiere. Sie wussten, dass das meine Spezialität war.»

«Gefälschte Papiere?»

«Nicht wirklich ... Zwar gefälscht, aber gewissermassen trotzdem offiziell. Für bestimmte Leute, die in die USA gehen sollten.»

«Was für Leute?»

«Du übertreibst es mit deiner Fragerei.»

«Finde ich nicht. Was waren das für Leute?»

«Gelehrte, Wissenschaftler, Ingenieure ...»

«Also Leute, die für Hitler gearbeitet haben? Und die die Amerikaner nun mitnehmen wollten?»

«Um zu verhindern, dass sie in die Hände der Russen fallen.» Karl wechselt rasch das Thema. «Ach übrigens: Ich habe es geschafft, dieses Negativ zu retten. Ist schon eine Weile her, dass du es mir gegeben hast. Hab mein Bestes versucht, um noch etwas rauszuholen.»

«Na das wurde ja langsam Zeit.»

«Ich hatte es ganz vergessen.» Das stimmt zwar nicht, aber früher oder später hätte er ihm das Foto geben müssen. Er hat einen Abzug des Negativs gemacht, das Max im Schreibtisch seines Vaters gefunden hatte.

«Und wie hast du es hinbekommen?»

«Ich habe das Negativ abfotografiert, um es vergrössern zu können, ohne dass es Schaden nimmt.»

Max betrachtet die Aufnahme. Eine Landschaft, zwei Männer auf einem Feld in der Nähe eines Flussufers. Einer ist sein Vater, mindestens zwanzig Jahre jünger, aber eindeutig erkennbar. Er sieht ihm ähnlich, bis auf den Schnauzbart und die breitere, kantigere Gesichtsform. Kurt drückt einem Mann die Hand, der wiederum seine Hand auf Kurts Schulter gelegt hat. Mit zufriedener Miene lächelt er in die Kamera. Doch neben ihm befindet sich ein weisser Fleck. Dem Mann, dem er die Hand schüttelt, fehlt der Kopf. Der in einem eleganten Zweireiher steckende Oberkörper endet merkwürdigerweise im Nichts. «Dieser Teil ist weggekratzt worden. Eine sorgfältige Arbeit», erklärt Karl. «Das ist kein zufällig entstandener Schaden.» «Glaubst du, mein Vater hat das getan?» «Wer weiss. Vielleicht war das Negativ noch intakt, als er es in den Umschlag tat, vielleicht hat jemand anderes es beschädigt. Vielleicht deine Mutter?»

«Meine Mutter wäre zu so etwas niemals fähig.»

«Ich weiss nicht, was ich davon halten soll.» Karl breitet die Arme aus. «Aber egal was dein Vater verbirgt, es geht dabei auch um dich. Eine heikle Vergangenheit? Eine Tragödie? Sie sind Teil deiner eigenen Geschichte. Du musst entscheiden, was du daraus machen willst.»

«Nun gut. Aber zuvor muss ich rausfinden, wer dieser Kerl ist.» Max starrt auf das Foto, denkt nicht länger an Peter, an Klara, an ihren Plan und an das, was er Karl – jenen Mann, der Pässe gefälscht hat und der das vielleicht immer noch könnte – eigentlich hatte fragen wollen.

Ein heimliches Treffen

Pinzon, Bozen, Kälterer See, Frühling bis Sommer 1962

Peter verspürt eine merkwürdige Beklemmung, eine Art unüberwindbare Mattigkeit. Eine vollkommene Lähmung. Er fühlt sich wie ein Gefangener, wie in jenem winzigen Raum mit den grauen Wänden auf dem Kommissariat von Bozen. Er streicht zwischen den Tischen hindurch, um hier und dort mit dem Lappen darüberzuwischen. Er arbeitet in Hemdsärmeln.

Dann geht er ein paar Holzscheite aus dem Schuppen holen, um das Feuer in der Stube neu zu entfachen, obwohl damit bald Schluss sein wird, denn der Frühling steht vor der Tür.

Katharina hat einen neuen Fernsehapparat gekauft, um Gäste anzulocken. Abends, wenn sich die Schankstube füllt, starren die Stammgäste auf den Bildschirm, und nach und nach verstummen die Gespräche. Die Männer nippen an ihrem Wein und verfolgen die bewegten Bilder, die aus einer anderen Welt zu stammen scheinen.

Auf dem Bildschirm ist alles in Bewegung, aber das Leben steht still. Peter übt sich in Geduld, bleibt in Deckung, wie Klara ihm geraten hat, wartet sehnsüchtig darauf, dass sie ihn besuchen kommt. Aber er leidet.

«Ruh dich ein bisschen aus, ich bleib am Ausschank», sagt seine Mutter.

«Mir geht's gut, ich bin nicht müde.»

«Leg dich ein bisschen hin, du bist seit heute Morgen auf den Beinen.»

Peter wirft ihr einen gewollt finsternen Blick zu, doch dann schämt er sich. Wenn er wirklich so mutig wäre, wie er vorgibt, hätte er längst das Weite gesucht.

«Mir geht es gut. Lass mich in Frieden.» Erneut beugt er sich über die «Dolomiten», durchblättert die Zeitung, ohne auch nur die Überschriften zu lesen. Die Gäste lassen oft Kommentare über den Krieg in Algerien fallen, eine unverfängliche Methode, um über einen weitaus näheren Krieg zu sprechen. Die Algerier hätten es geschafft, die Franzosen loszuwerden, sagen sie. «Wir hingegen ...», murmeln sie zwischen einem Glas und dem nächsten. Peter gibt ihnen zwar recht, aber er denkt auch an die Toten und fragt sich, wie viel Todesopfer dieser Siegeschrei gekostet haben mag.

Das Telefon klingelt, und Peter hebt aus purer Gewohnheit ab. Er hört ein Klicken und dann die Stimme seiner Mutter: «Ja, hallo?» Katharina hat das Gespräch von dem anderen Apparat im Wohnungsflur entgegengenommen. Er will schon auflegen, doch dann zögert er. Er hält den Atem an.

«Ich bin es», sagt eine Männerstimme.

«Ich weiss», erwidert Katharina in zärtlichem Ton. «Geht es dir gut?»

«Ja, und ich mag dich gern sehen.»

«Ich dich auch.»

«Morgen bin ich in Bozen.»

«In Ordnung. Ich nehme den üblichen Zug.»

«Wir sehen uns dort.»

Peter ist wie vom Donner gerührt. Wem gehört diese Stimme, die er nie zuvor gehört hat? Was hat dieser vertrauliche Ton zu bedeuten, dieses kurze Gespräch, aus dem eine so tiefe Nähe spricht? Er hängt im selben Moment auf, in dem Katharina in der Stube erscheint. Ein paar Gäste sind eingetreten.

«Grüss Gott!», begrüsst die Mutter sie mit einem Lächeln. Mit fast zärtlicher Geste streifen ihre Hände über die Schürze.

Zum x-ten Mal kontrolliert Max den Fotoapparat. Der Film ist in die Spule eingelegt, die Linse des Teleobjektivs ist staubfrei und klar, der Auslöser funktioniert. Er hat es getestet, indem er ein Foto von Gleis 1 im Bozner Bahnhof geschossen hat. Auf den

Kopf hat er sich eine dicke Wollmütze gezogen, sich einen Schal um den Hals geschlungen und einen Zipfel über den Mund gezogen. Er trägt fingerlose Handschuhe, die ihn wärmen, aber nicht beeinträchtigen. Eingehüllt in einen langen, grauen Mantel, ist er nicht wiederzuerkennen.

Peter hat ihn in der Nacht angerufen. Mit leiser Stimme. Er hat ihn um einen Gefallen gebeten, ihn schwören lassen, dass er das Geheimnis für sich behält. Dann hat er ihn erneut angerufen, in den frühen Morgenstunden. «Sie ist gerade los», hat er geflüstert. Sechs Uhr früh, kurz vor Sonnenaufgang. Peter hat schnell die Zeit überschlagen. Rund eine Stunde zu Fuss nach Neumarkt: Seine Mutter hat kein Fahrrad. Dann mit dem Zug nach Bozen. «Du hast noch jede Menge Zeit.»

Jetzt steht Max am Bahnhof, er ist in Sorge: Wenn Katharina ihm entwischt? Wenn sie die Treppen auf der einen Seite nimmt, während er die andere im Auge behält? Vielleicht sollte er besser draussen vor dem Gebäude auf dem Gehweg warten?

Eine metallene Stimme kündigt die Ankunft des Zugs aus Verona an, der in Neumarkt hält und den Katharina vermutlich genommen hat. Von Gleis 1 sieht er ihn in den Bahnhof einfahren und halten, seine Augen suchen nach der schlanken aufrechten Gestalt der Frau. Da ist sie!

Sie steuert auf die Treppen der Unterführung zu und taucht dann ganz in seiner Nähe wieder auf. Max zieht sich in den Hintergrund zurück, aber das ist unnötig, sie blickt geradeaus, ein sanftes Lächeln auf den Lippen. «Folge ihr, ich will wissen, wo sie hinget!», hatte Peter am Telefon gesagt. «Und vor allem, mit wem sie sich trifft.» Die Stimme am Telefon war die eines Südtirolers, es ist also nicht Umberto und auch keiner von diesen anderen Bullen. Aber wer dann?

Katharina verlässt den Gehweg und überquert den Bahnhofsvorplatz in Richtung Laurinstrasse. Neben einem auf der linken Seite geparkten Fiat-Lieferwagen mit einem Mann hinterm Steuer hält sie an. Steigt ein. Von der gegenüberliegenden Strassenseite aus

kann Max gut in das Wageninnere schauen. Katharina beugt sich zu dem Fahrer hinüber und küsst ihm zärtlich auf die Lippen.

Max zückt den Fotoapparat, legt das Auge an den Sucher und stellt scharf. Der Mann öffnet das Wagenfenster, um den Aussenpiegel zu verstellen, und wirft einen Blick über die Schulter, um sich in den Verkehr einzufädeln. Max drückt auf den Auslöser, das Foto ist im Kasten, der Lieferwagen entfernt sich. Der Bub bleibt benommen stehen, rührt sich nicht von der Stelle, trotz des ungeduldigen Gedränges der Leute ringsum. Er kennt diesen Mann. Er ist sicher, sein Gesicht schon einmal gesehen zu haben. Aber es war jünger. Max kämpft gegen den verrückten Gedanken an, der ihm durch den Kopf schiesst.

Im Laufschrift eilt er zum Bahnhof zurück, sucht eine Telefonzelle und ruft im Gasthaus an.

«Es waren zu viele Leute, ich habe sie in der Menge verloren.» Er achtet nicht auf das Fluchen seines Freundes, der ihn einen Idioten schimpft. Die Worte von Klaras Vater Franz fallen ihm wieder ein. Worte, die er vor langer Zeit, bei ihrer ersten Begegnung in Sigmundskron, gesagt hat. «Das Entwickeln ist die aufregendste Phase bei der Arbeit eines Fotografen. Dabei kommen Dinge zutage, die du mit dem Auge nicht gesehen hast.» Der Augenblick der Wahrheit wird kommen, sobald er das Foto entwickelt hat. Er braucht einen Abzug.

In Bozen herrscht bereits Sommer, und Umberto träumt von einer Abkühlung im Meer. Er schliesst die Augen, reckt das Gesicht in Richtung Deckenventilator. In Gedanken ist er weit weg. Auf der Insel, wo er *sie* zurückgelassen hat.

Ettore betritt das Büro, stellt ihm eine Tasse Kaffee auf den Tisch. «Kann mir Schöneres vorstellen, den Sonntag zu verbringen.» «Allerdings. Weisst du Genaueres?» Umberto nimmt die Kaffeetasse. «Danke!»

«Ein Leichtverletzter. Ein Typ, der gerade am Pinkeln war. Er wollte mit dem Zug nach Verona. Nichts Verdächtiges.»

«Wenn die jetzt schon anfangen, in den Bahnhofsklos Bomben zu legen, na dann prost Mahlzeit.»

«Zum Glück war fast niemand da. Sonntag früh fahren wenig Züge.»

«Wie viele müssen wir verhören?»

«Rund dreissig. Die Polizei hat alle festgenommen, die sie erwischen konnte. Als die Leute die Explosion gehört haben, sind sie abgehauen.»

«Vorbefragte?»

«Keiner. Wer immer das war, wir haben ihn nicht geschnappt, auch nicht per Zufall.»

«Schon gut.» Umberto betritt den Flur. Die «Festgenommenen» sitzen in einer Reihe an der Wand. Sie hätten den Sonntag sicher auch lieber daheim verbracht. Die Polizei ist nicht gerade beliebt, und ausserdem ... Aber sie haben nichts zu befürchten: Routinekontrolle, ein paar Fragen. Es wird nicht lange dauern. Einige sind schon gegangen.

«He, du da!», sagt Umberto.

Der Mann dreht sich um. Er trägt Arbeitskleidung, ein kariertes Hemd, eine Schirmmütze. Er hat ein kantiges Gesicht, blaue Augen, einen üppigen, aber gepflegten Vollbart.

«Hast du eine Minute Zeit?» Umberto führt nicht gern Verhöre mit den Einheimischen, die ihn wegen seines Akzents verachten. Aus Rache duzt er sie. Er lässt den Mann in sein Büro treten, weist ihm einen leeren Stuhl zu. Ettore reicht ihm ein Blatt mit den Personalien.

«Hans Pichler aus Tesido?»

«Aus Taisten, genau.»

«Was sagst du?»

«Taisten. Der Name meines Dorfes lautet Taisten.»

«Und du bist Inhaber eines Sägewerks?»

«Ja, des grössten im Tal.»

«Was hattest du in Bozen zu suchen?»

«Ich wollte einen Kunden treffen.»

«Aber?»

«Er ist nicht gekommen. Vielleicht ist er umgekehrt, als man im Bahnhof Alarm geschlagen hat.»

«Und wie heisst dieser Kunde, wenn man fragen darf?»

«Gründer, Klaus Gründer.» Kein Zögern, denkt Umberto. Entweder ist er ehrlich oder ein Profi.

«Und was macht dieser Gründer Schönes?»

«Er stellt Fässer her.»

«Wo finden wir ihn?»

«In Tramin, da kennt ihn jeder.»

«Ah, Termeno. Und weshalb mit dem Zug?»

«Was sagen Sie?»

«Weshalb sollte er mit dem Zug kommen? Termeno ist eine halbe Autostunde entfernt.»

«Sie kennen sich gut aus in der Gegend.»

«Ja, die Gegend gefällt mir sehr gut. Ich bin ganz versessen auf die Bewohner hier.»

«Und wo haben Sie Deutsch gelernt?»

«Nicht in der Schule ...»

«Ich auch nicht. Dafür hat Mussolini gesorgt.»

Der Mann ist irritiert über das scharfe Verhör. Besser so, denkt Umberto. Nervosität verleitet zu falschen Schritten.

«Weshalb wollte er mit dem Zug kommen?», beharrt er.

«Das müssen Sie ihn fragen. Ich weiss nur, dass er Holz wollte. Ich hoffe, er will es noch immer.»

«Sag mal, Hans», Umberto beugt sich über den Tisch und mustert das ihm bekannte Gesicht, «haben wir uns nicht schon mal irgendwo gesehen?»

«Nicht dass ich wüsste.» Sein Erstaunen ist echt. «Ich habe Sie nie zuvor gesehen.»

«Du hast mich nie gesehen, aber wir sind uns schon *begegnet*.»

Umberto legt eine Kunstpause ein. «In der Pension von Katharina Staffler. Damals warst du nicht Hans Pichler aus Tesido.» «Tai-sten», korrigiert der andere hartnäckig, aber mit dünner Stimme.

«Max scheint ja ziemlich glücklich zu sein», bemerkt Klara. Sie ist verärgert, sie hat sich mehr von Max und seinem Mentor Karl, diesem Freund der Amerikaner, erhofft. Peter ist alles andere als in Sicherheit, und um ihm zu helfen, braucht es Verbündete. Doch Max scheint sich nur noch für seine Fotos zu interessieren. Und seit ein paar Monaten für seinen neuen Freund.

Die Sonne über dem Kälterer See neigt sich dem Horizont entgegen. Es ist August, und der See ist grün und frisch. Die Lage scheint sich allmählich zu beruhigen, es kommen wieder Feriengäste. Österreicher, Deutsche und auch ein paar Italiener. Klara weiss, dass man noch längst nicht in ruhigem Fahrwasser treibt, aber Max hat sich aus allem zurückgezogen und für Peter ist es besser, wenn er im Gasthaus in Sicherheit bleibt. Vielleicht ist es ganz gut, dass er nicht mehr so oft in das Haus seines Freundes kommen kann. Bozen ist nach wie vor gefährlich.

Die drei haben sich auf einem Holzsteg niedergelassen und gönnen sich ausnahmsweise einen freien Tag. Am Nachmittag ist Federico zu ihnen gestossen, ein junger Mann mit schlankem, muskulösem Körper und schwarzen Locken. Er und Max sind vor einer Weile in Richtung Umkleiden verschwunden.

«Bist du wirklich sicher?», fragt Peter ungläubig. «Max und dieser Kerl?»

«Du bist der Einzige, der es bisher nicht begriffen hat!», sagt Klara lachend. «Gut so. Er hat viel zu lange auf dich gewartet.»

«Du spinnst! Er ist mein bester Freund. Er ist wie ein Bruder!» Klara weiss nicht, ob sie lachen soll oder wütend werden, manchmal kommt ihr Peter unglaublich naiv vor. Sie verspürt das starke Bedürfnis, ihn zu beschützen. Und gleichzeitig Bedauern. Gleich wird sie ihm wehtun. Sie schliesst die Augen, zögert das Unvermeidbare hinaus. Die Familien ringsum sammeln ihre Sachen zusammen, die Kinder rennen noch ein letztes Mal ins Wasser. Vögel kreisen in den Strahlen der untergehenden Sonne. Sie spürt

Peters Hand auf ihrem Schenkel, spürt sie hinaufgleiten und ihren Bauch berühren. Sie zwingt sich, nicht dem Verlangen nachzugeben.

«Ich bin auf dem Weg nach Innsbruck», sagt sie so sanft, wie sie kann.

«Und wie lang bleibst du da?», fragt er ahnungslos.

Klara setzt sich in den Schneidersitz, ihre typische Haltung, um sich zu konzentrieren.

«Ich ziehe um. Ich habe mich an der Universität eingeschrieben.»

«Ohne mir was zu sagen?» Auch Peter setzt sich auf, fassungslos.

«Ich sage es dir jetzt.»

«Das merke ich. Aber du hast mir nichts davon erzählt. Ich bin absolut nicht damit einverstanden!»

«Peter, ich habe ein Jahr Pause eingelegt, und ich habe es nicht zuletzt dir zuliebe getan. Aber jetzt weiss ich, was ich will. Und es ist auch zu deinem Wohl.»

«Das sagst du so, aber eigentlich willst du nur weg», bemerkt er verbittert.

«Das stimmt nicht, das weisst du ganz genau.»

«Und was soll ich deiner Meinung nach jetzt tun? Hatten wir nicht einen Plan?»

«Wir haben einen Plan. Und er sieht vor, dass du jetzt in Sicherheit bleibst und ich nach Verbündeten suche.»

Peter fühlt sich verloren. Klara geht fort, Max hat anderes im Kopf. Und er? Alles, was er vor sich sieht, ist das Gasthaus, seine Mutter, ein Geheimnis, das er nicht zu ergründen vermag. «Ich werde oft zurückkommen», flüstert sie mit schmeichelnder Stimme. Er lässt sich nicht beschwichtigen.

«Willst du dich mit Konrad treffen?», fragt er in hartem Ton.

«Meinst du ihn mit ‚Verbündetem‘?»

Klara antwortet nicht. Auf ihren Schultern spürt sie die Last all dessen, was sie ihm nicht sagen kann. Konrad, gewiss: Er kann für ihren Plan, Peter zu retten, nützlich sein, und sie wird ihn treffen. Aber es gibt noch eine andere Mission, die Suche, die sie, sie

ganz allein, in Innsbruck zu Ende bringen muss und die sie schon viel zu lange vor sich herschiebt. Sie weiss, dass in der Tiroler Landeshauptstadt die Wahrheit über ihre Familie auf sie wartet. Die Einzige, die ihr Vater ihr nie offenbart hat. Sie wird ihm dieses Geheimnis entreissen.

Die Sonne ist hinter den Bergen verschwunden, die Luft wird kühl. Max kommt zurück, wie gerufen, fröhlich, nur mit einem Handtuch bekleidet. Federico ist nicht bei ihm. Er setzt sich neben Peter, ohne die bedrückte Stimmung wahrzunehmen, die durch die unbeantwortete Frage entstanden ist.

«Es ist kühl geworden», sagt Klara und streift sich einen Pulli über. «Ich lass euch beide jetzt allein.» Sie steht auf und betrachtet die beiden jungen Männer zu ihren Füßen. «So wie ich euch damals kennengelernt habe, oder? Ihr zwei allein gegen alle.»

Max schaut erstaunt erst zu ihr, dann in das finstere Gesicht des Freundes.

«Ist mir irgendwas entgangen?»

«Pass auf ihn auf», sind ihre einzigen Abschiedsworte.

Kriegsspiele

Auf den Namen «Site Rigel» bin ich zum ersten Mal in einem Text des amerikanischen Nuklearrüstungsexperten William Arkin gestossen. Er war einer der Ersten, die zu den Atomwaffen geforscht haben, die von den Amerikanern seit den späten 1950er-Jahren in Europa und dem Rest der Welt stationiert wurden. Lange Jahre war das Thema streng geheim, sodass Arkin erst ab 1985, als einige Dokumente freigegeben wurden, die ersten diesbezüglichen Informationen veröffentlichen konnte. Obwohl der Kalte Krieg beendet ist, bleibt das Thema brisant. Auch für Italien.

Lediglich zwei europäische Staaten, Grossbritannien und Frankreich, hatten sich unabhängig von den USA mit Nuklearwaffen ausgerüstet. Höchstwahrscheinlich hatten die jeweiligen Regierungen dabei auf die Hilfe amerikanischer Spezialisten zurückgegriffen, doch ihre *force de frappe*, wie General de Gaulle es nannte, also ihr atomares Abschreckungspotenzial, bestand losgelöst von der Politik in Washington. Der Umgang mit diesen Arsenalen war ebenso autonom wie die Überlegungen und Entscheidungen hinsichtlich des Einsatzes dieser Macht. Um sie auszuüben, musste der Feind darüber informiert werden, dass man im Besitz «der Bombe» war. So gaben London und Paris 1952 beziehungsweise 1960 jeweils feierlich ihren Beitritt in den Klub der Nuklearmächte bekannt.

Für die anderen europäischen Nationen, insbesondere jene, die Teil der Sicherheitsarchitektur der 1949 gegründeten NATO waren, gestaltete sich die Nuklearfrage weitaus schwieriger.

Diverse Aspekte mussten berücksichtigt werden. Erstens: das Be-

dürfnis, sich im Falle eines Angriffs durch die Sowjetunion verteidigen zu können. Zweitens: die Schwäche der konventionellen Heere in den Ländern mit grossen finanziellen Problemen und, wie Italien und Deutschland, mit aus Nachkriegsverordnungen erwachsenden Verpflichtungen. Drittens: die strategische Doktrin der USA, laut deren Nuklearwaffen in immer stärkerer Masse zur einzig möglichen Antwort auf eine Invasion durch die Sowjetunion wurden. Darüber hinaus darf man nicht vergessen, dass die Auseinandersetzung zwischen den USA und der UdSSR, bevor die Interkontinentalraketen ins Spiel kamen, auf dem Schauplatz Europa hätte ausgetragen werden müssen. Die involvierten Länder liefen ernsthaft Gefahr, vernichtet zu werden. Besser tot als rot, lautete die Devise der Amerikaner. Doch diese Alternative war ein wenig allzu drastisch.

Es ist die Geschichte dieser nur knapp verhinderten Katastrophe, die mich eines schönen Sommertags zum Rathaus der circa 4'000 Einwohner zählenden, rund eine viertel Autostunde von Brixen entfernten Gemeinde Natz-Schabs führt. Wir sind etwa 40 Kilometer Luftlinie vom Brennerpass entfernt. Jacques und ich befürchten schon, uns verfahren zu haben, nachdem wir die Hauptstrasse durch das Pustertal verlassen haben, nach rechts in eine bereits ziemlich schmale Nebenstrasse abgelenkt sind und erst Schabs, dann eine landwirtschaftliche Region passieren, ehe wir endlich Natz erreichen. Mein Mann liebt es, auf den kurvenreichen Strassen Südtirols zu fahren, vor allem an Tagen wie diesem, mit strahlend blauem Himmel, klarer Luft und dem überbordenden Blütenmeer der Balkone.

«Südtirol in seiner ganzen Pracht», kommentiert er ohne jegliche Ironie. «Klar, dass die Touristen es lieben.»

«Und nicht nur sie», erwidere ich, in Gedanken bereits bei dem, was wir bei unserer Ankunft vorfinden werden.

«Man hat das Gefühl, sich dem Ende der Welt zu nähern, einem Ort, an dem Mensch und Natur friedlich Zwiesprache halten können, einem Ort, für den sich keine Macht interessiert...»

Jacques bewundert begeistert die Landschaft, lässt sich hinreisen, ohne auf die Geschwindigkeit zu achten, bis ich ihm drohe, mich gleich übergeben zu müssen.

Als wir auf dem Dorfplatz von Natz geparkt haben und auf das Informationsbüro zusteuern, muss ich ihm in Gedanken recht geben: Es erscheint unvorstellbar, dass dieser abgeschiedene Ort eine Rolle für das Nuklearwetterüsten gespielt haben soll. Auf meine Frage, wie man zum Site Rigel gelangt, reagiert die junge Frau hinter dem Schalter mit ausdruckslosem Blick. Ich erläutere ihr, dass ich die ehemalige amerikanische Militärbasis meine, vergeblich. Offenbar wird nach solchen Informationen hier oben nicht allzu oft gefragt. Stumm und Hilfe suchend wendet sie sich zu ihrer Kollegin um.

«Da gibt es nicht mehr viel zu sehen», erwidert diese.

Ich erkläre ihr, dass mir das bewusst sei – immerhin sind seit der Schliessung des Standorts 35 Jahre vergangen –, dass ich aber dennoch gern einen Ort besichtigen würde, an dem amerikanische Nuklearwaffen gelagert wurden.

«Ach was!», erwidert sie fast verärgert. «In dieser Basis hat es nie Atomwaffen gegeben. Es gibt keine Beweise.» Ich wundere mich über eine derart strikte Reaktion. Laut Arkin hatten die Amerikaner Mitte der 1960er-Jahre zwischen Westdeutschland und Italien insgesamt 372 Nuklearsprengsätze verteilt. Es läge auf der Hand, so erkläre ich ihr, dass sich ein Teil derselben in Natz-Schabs befunden habe, wo amerikanisches Personal angestellt war. Sehr viele seien der Überzeugung, dass sich in diesem Winkel unserer Berge ein kleines Atomwaffenarsenal befunden habe. Ich kann sie nicht überzeugen. Doch zumindest bekomme ich die Informationen, und wir brechen auf.

Wir verlassen Natz und fahren zurück in Richtung Schabs, um gleich darauf in eine kleine Strasse abzubiegen, die wir übersehen hatten. Wir kommen an einem Wachturm vorbei, dann erreichen wir ein ziemlich verfallenes Gebäude, das den Eingang zu einem Brachgelände markiert. Hier musste sich der Kontrollpunkt befunden haben. Kurz dahinter folgt ein Torbogen, vermutlich der

Eingang zu einem Militärlager, und entlang der Begrenzungslinie dieses kahlen Geländes sind in regelmässigen Abständen die Überreste einer Umzäunung und Stacheldraht zu erkennen. Wir fahren weiter, parken genau an dem Ort, der Anlass unseres Besuches ist, und tauschen einen Blick: Das Ganze sieht nicht sonderlich spektakulär aus. Doch wir wissen beide, dass sich die interessantesten Geschichten oft hinter scheinbar gewöhnlichen Dingen verbergen.

Vor uns erheben sich zwei Betonbauten, die mit zwei Stahlschiebetüren jüngeren Datums verschlossen sind. Sie sind mit einem Schloss gesichert, wir können alles nur von aussen inspizieren. Es sind die beiden sogenannten Bunker des Site Rigel, hier wurden die Waffen gelagert. Vermutlich, so überlegen wir, handelt es sich bei dem äusserlich sichtbaren Teil lediglich um den ehemaligen Eingangs- und Wartungsbereich eines eigentlich unterirdischen Lagers. Heute ist alles verlassen, die Mauern sind mit Graffiti übersät. Eine grosse Inschrift zitiert Kurt Cobain: *«Wanting to be someone else is a waste of the person you are.»*

Über den Site Rigel ist wenig bekannt. Laut Arkin gelangten die ersten Nuklearwaffen im April 1957 nach Italien, und möglicherweise wurden diese Lager damals in Betrieb genommen. Das würde etliche Begebenheiten erklären, die später die Geschichte der Provinz geprägt haben, wie etwa die massive Militärpräsenz. Als Antonio Segni am 28. September 1960 vor der UN-Generalversammlung das Wort ergreift, gehört Südtirol sicher nicht zu den drängendsten Problemen. Später wird er mit den Amerikanern ein Geheimabkommen schliessen, um Nuklearwaffen und entsprechende Munition auf italienisches Staatsgebiet zu schaffen. Das auf den 13. Januar 1962 datierte entsprechende Dokument ist das Ergebnis von seit 1956 geführten Verhandlungen. Am 10. April jenes Jahres teilte der Aussenminister der Vereinigten Staaten, John Foster Dulles (Bruder des CIA-Chefs Allen Dul-

les), seinem Freund und Mitarbeiter im Verteidigungsministerium, Charles E. Wilson, in einem streng geheimen Telegramm mit, die Italiener hätten grünes Licht gegeben. «Botschafterin [Clare Boothe] Luce hat mit Verteidigungsminister [Paolo Emilio] Taviani über die Möglichkeit der Einrichtung von Atomwaffenarsenalen in Italien gesprochen. Der italienische Verteidigungsminister hat der Botschafterin der Vereinigten Staaten freie Hand bei der Umsetzung dieses Plans zugesichert. Die Botschafterin ist der Meinung, wir könnten die Operation in die Wege leiten, ohne zuvor die italienische Regierung um Stellungnahme zu ersuchen», heisst es in der Nachricht, die 40 Jahre lang militärischer Geheimhaltung unterlag. Dulles erläutert, dass Italien damit einem Ersuchen des Pentagons vom Dezember 1955 nachkäme. Nach dieser Zusage sind die USA nicht länger dazu verpflichtet, darzulegen, wie viele und welche Atomwaffen sie eigentlich nach Italien schaffen und wohin genau.

Sechs Jahre dauerte es, dieses aus zehn Punkten bestehende, den meisten unbekanntes und höchst einseitiges Abkommen genau auszuarbeiten. Es sind die amerikanischen Befehlshaber in Europa, die festlegen, wo die Depots zu errichten sind, während die Kosten für Infrastruktur, Lagerung und Wartung Italien zu tragen hat. Die Überwachung der Arsenale obliegt dagegen den auf der Apenninen-Halbinsel stationierten US-Truppen. Der Rückgriff auf diese Ressourcen ist den Einsatzregeln der NATO unterworfen.

Besagter Text ist erhellend. Natürlich musste die Sicherheit dieser Lager gewährleistet sein. Um sie zu schützen, bedurfte es eines Heeres, das sich nach der befreundeten Regierung in Washington richtete. So gesehen war es undenkbar, dass Südtirol sich jemals der Kontrolle Roms entziehen würde. Ausserdem war es sehr hilfreich, überall in den Alpen Truppen zu verteilen.

Im Lauf der Jahre gelangten diverse Nuklearwaffen, Granaten, Bomben, Raketensprengköpfe nach Norditalien. Es entstand ein

Dreieck, dessen Eckpunkte die Militärbasen von Aviano, Rimini und Ghedi bildeten. Eine Front, die einem sowjetischen Angriffsschlag über Titos Jugoslawien und die «Bresche» von Gorizia standhalten sollte. Welche Rolle spielte dabei Natz-Schabs? Das ist leicht zu erkennen: Diese Bergregion bildete zur Zeit der Habsburgermonarchie und auch im 20. Jahrhundert das Herzstück des Tiroler Verteidigungssystems. Nicht von ungefähr hatte Mussolini in der Gegend Dutzende Wehranlagen errichten lassen, um den Feinden, aber auch seinem unberechenbaren Bündnispartner Hitler bei Bedarf Widerstand leisten zu können. Die zweite «Bresche» innerhalb der natürlichen Grenze der Alpen, der Brennerpass, musste mit allen Mitteln verteidigt werden.

Ich lese die Inschrift auf dem Eingangstorbogen: ALPEN FLAIR. Heute werden auf dem Gelände der ehemaligen Militärbasis Konzerte, Rockfestivals und Rave-Partys veranstaltet. Ein paar Schritte entfernt sitzen einige junge Leute mit einem Bier in der Hand in der Sonne. Diese Metamorphose hat einen ironischen Beigeschmack: von Munitionskisten zu Getränkekästen, von Kilotonnen zu Alkoholpegeln. Als wir den Site Rigel verlassen, bin ich beinahe optimistisch gestimmt: Der gesunde Menschenverstand hat über die Paranoia jener Zeiten gesiegt. Wird es so bleiben? Wer setzt sich heute noch für Abrüstung oder gegen die drohende Militarisierung unserer Gesellschaften ein?

«Ich bin ein Überlebender der vergessenen Generation.» So beginnt Maurizio Sulig, stahlgraues Haar, lebhaftige Augen hinter Brillengläsern, seinen Bericht. Dem pensionierten General des italienischen Heeres ist das breite und aufrichtige Lächeln eines Mannes eigen, der statt der Konfrontation stets der Strategie den Vorzug gegeben hat. «Ich habe mitten im Kalten Krieg begonnen. 1977 bin ich an die Militärakademie von Modena gegangen und war ab Januar 1982 stationiert. Ruhige Jahre, ausser für die Kollegen bei den Fallschirmjägern und den Bersaglieri, die ,82 in den

Libanon und später nach Kurdistan abkommandiert wurden. Wir anderen sind in Italien geblieben, manche in den Alpen, manche in der Ebene.» Dann wurde alles anders, und die letzten beiden Jahrzehnte fand sich Sulig an einigen der wichtigsten Kriegsschauplätze wieder: im Kosovo und in Afghanistan.

Im Schneeregen eines Winternachmittags ist er mir auf einer Strasse im Zentrum von Schlanders, der kleinen Stadt im Vinschgau, in der er lebt, entgegengekommen. Was hatte den jungen Maurizio Anfang der 1980er-Jahre hierher verschlagen, und was liess ihn bleiben? Ein Name genügt, der seiner Frau: Hildegard. Das Paar hat Jacques und mich herzlich in seiner Stube empfangen. Die Wände sind mit Büchern gepflastert, vor allem historische Romane und Militärbiografien, von Napoleon bis Rommel. Hildegard war ein Mädchen aus der Gegend, aufgewachsen auf einem nahegelegenen Bauernhof, und anfangs war ihr Vater nicht besonders begeistert von der Idee, sie einen Italiener heiraten zu lassen. «Er sagte, denen sei nicht zu trauen», erzählt die Frau lächelnd. Maurizio sollte ihn eines Besseren belehren.

1982 waren die Bombenjahre vorbei, aber die Spannung blieb. Auch wegen eines zahlenmässigen Problems. «Auf sechseinhalbtausend Einwohner, inklusive Vororte, kam eine Kaserne mit fast 600 Artilleristen», erinnert sich der General. «Das war zwar weniger als in Glurns, mit 300 Alpini auf ein Dorf von nicht einmal 1'000 Einwohnern, aber Reibereien waren unvermeidbar.» Hunderte junge Männer auf Ausgang, entschlossen, sich zu amüsieren, ohne Kenntnis der örtlichen Gepflogenheiten und auch ein wenig voreingenommen gegenüber diesem Land von Bergbauern mit einer unverständlichen Sprache. Und von vornherein unzufrieden, da es als Strafe oder zumindest als unvermeidliches Übel galt, hierher entsandt worden zu sein. «Die Lebenshaltungskosten waren höher als anderswo, ohne dass es zu einer höheren Besoldung gekommen wäre. Und Ehefrauen hatten es schwer, eine Ar-

beit zu finden, solange sie kein Zweisprachenzertifikat hatten. So landeten hier die schlechtesten Schüler der Ausbildung oder jene, die absolut keine Alternativen hatten.» Schlanders stand ausserdem in keinem guten Ruf. «Es kursierten Märchen von einer schwarzen Kaserne, von einer Strafabteilung, von Reserveleutnants, die aus dem Fenster flogen, von allabendlichen Prügeleien mit den Einheimischen ...» Doch ihm gefiel es. Dergestalt, dass ihm ein Kamerad dazu riet, sich eine Frau zu suchen und Wurzeln zu schlagen. Da gäbe es zum Beispiel das hübsche Mädchen mit dem kleinen Geschäft für Kinderkleidung. «Die wird wohl kaum mit einem von uns ausgehen», bemerkte ein anderer Kamerad. So schloss man eine Wette ab. Und wer sie gewonnen hat, ist offensichtlich, wenn man bedenkt, dass Maurizio und Hildegard zwei erwachsene Kinder und auch Enkelkinder haben.

Draussen wird es bereits dunkel, während ich gemeinsam mit dem General eine Geschichte in Angriff nehme, die in den 1960er-Jahren begann und bis zum Höhepunkt des Kalten Krieges führt.

«Auf diesem Blatt sind die Standorte markiert, an denen sich auf italienischem Boden Nuklearsprengköpfe befanden», beginnt er und reicht mir eine Karte. Der Alpenbogen ist mit solchen Standorten übersät. «In Italien gab es 24 Nuklearminen. Angeblich befand sich eine Zeit lang auch eine in Natz-Schabs, und das ergäbe insofern Sinn, als es galt, Truppenbewegungen im Pustertal zu verhindern. Aber ich kann es nicht garantieren. Solange der Site Rigel in Betrieb war, wurden dort jedenfalls Sprengköpfe für 203-Millimeter-Atomgranaten gelagert. Das ist belegt: eine kurze Zeit für Raketen und nach den 1960er-Jahren nur noch für Artilleriegranaten.»

Granaten sind Geschosse, die aus Kanonen abgefeuert werden, erklärt er mir, sie können konventionell, hochexplosiv oder speziell sein. Nukleargranaten gehören zur dritten Kategorie. «Vier verschiedene Sprengköpfe standen zur Verfügung, drei von ihnen mit einer Sprengkraft von fünf bis zehn Kilotonnen und eine mit

40 Kilotonnen», erläutert er. Die Bombe von Hiroshima kam auf rund 15 Kilotonnen. Es war Sache der Amerikaner, die Sprengköpfe mit Unterstützung italienischer Artilleristen in die Kanonen einzusetzen. Letztere befanden sich in Verona und hätten im Notfall innerhalb weniger Stunden nach Natz-Schabs und von dort samt den Granaten zu den Truppen an der Front geschafft werden können.

Welche Front? Die des Kalten Krieges.

«Die Basis von Natz-Schabs unterstand bis Ende der 1980er-Jahre der Kontrolle der Vereinigten Staaten», sagt der General. Die Bewachung des Stützpunkts war italienischem Personal anvertraut, während Instandhaltung, Wartung und – im Kriegsfall – Bereitstellung und Montage der Sprengköpfe dem US-Militär oblagen. Das italienische Personal war in der Ruazzi-Kaserne in Elvas stationiert. «Es gab fünf oder sechs amerikanische Offiziere und Unteroffiziere und zwischen 50 und 80 Soldaten. Ihr Standort war Vicenza, und ich glaube, sie wechselten sich ab, um auch in andere Militärbasen ähnlich der von Natz-Schabs zu gehen.» Die amerikanischen Verbündeten kümmerten sich nicht nur um die Instandhaltung der Sprengsätze, sondern besaßen auch einen für die Aktivierung der Nuklearsprengköpfe notwendigen Schlüssel. Die Entscheidung, auf diese Waffe zurückzugreifen, musste tatsächlich gemeinsam gefällt werden: «Es hätten zwei Techniker tätig werden müssen, ein amerikanischer und ein italienischer, die beide jeweils über einen Teilabschnitt des Aktivierungscodes verfügten.» Aber warum ausgerechnet hier eine NATO-Basis? Ich kann zwar verstehen, dass ein entlegener Ort Sicherheitszwecken dienlich ist, aber in den 1950er- bis 1960er-Jahren wurde die Situation in Südtirol buchstäblich immer explosiver. Warum kam ausgerechnet damals jemand auf die Idee, hier die mächtigsten und gefährlichsten Waffen der Welt zu deponieren?

Eben weil es sich nicht nur um eine italienische oder europäische Grenze handelte. Es war eine Grenze zwischen den Blöcken.

«Natz hatte den Vorteil, hinreichend weit entfernt von der Grenzlinie zu liegen», erklärt der General. «In dem Augenblick, in dem die sowjetischen Streitkräfte angefangen hätten, die Neutralität der beiden Pufferstaaten Österreich und Jugoslawien zu verletzen, hätten wir ausreichend Zeit gehabt, uns vorzubereiten und auch das Lager zu räumen, um die Sprengköpfe anderswo aufzustellen.»

In Suligs Bericht ist der Angriff der Sowjetunion nicht etwa eine Fiktion nach dem Muster eines Spionageromans, sondern eine in Betracht kommende Möglichkeit. Es gerät heute leicht in Vergessenheit, aber in jenen beiden Jahrzehnten hielten das viele für denkbar, ja sogar für sehr wahrscheinlich.

«Ab dem Ende der 1950er-, Beginn der 1960er-Jahre hatte der Warschauer Pakt mit der Ausarbeitung von Angriffsplänen auf die Südfront der NATO, insbesondere auf Italien begonnen. Von Wien, beziehungsweise von der heutigen Grenze Sloweniens und Kroatiens zu Ungarn, sollten im Laufe einer einzigen Nacht 13 Panzerdivisionen nach Italien gelangen. Zwei oder drei davon ungarisch, die Mehrzahl jedoch aus der UdSSR. Es war die sogenannte Südgruppe.» Nach der Doktrin Moskaus, so erklärt er, sollte sich der Angriff mit dem Grossteil der Streitkräfte auf den «empfindlichsten Punkt» konzentrieren. Derweil sollten durch ein anderes Manöver mit weiteren Truppen Verteidigungsressourcen von der Hauptfront abgelenkt werden, indem man Reserveeinheiten in Beschlag nehmen wollte.

So der Bericht, wie es gelaufen wäre.

Die Zerstörung wäre vom Himmel gekommen. «Alle sowjetischen Pläne sahen vor, dem Angriff der Bodentruppen eine nukleare Angriffsserie vorausgehen zu lassen, und zwar auf den US-amerikanischen Flughafen Aviano; auf den in der Nähe von Brescia gelegenen, von den Italienern noch heute als Luftwaffenstützpunkt genutzten und seinerzeit über Nuklearwaffen verfügenden Flughafen Ghedi; auf Vicenza, den Sitz des US-Kommandos in Italien, sowie auf Verona.» Die Atompilze über Norditalien

wären also das unheilvolle Vorzeichen der auf dem Landweg voranschreitenden Verwüstung gewesen.

Der Angriff sollte in zwei Richtungen erfolgen. Ein Teil des einmarschierenden Heeres hätte sich durch Jugoslawien auf die sogenannte Schwelle von Gorizia zubewegt, der andere entlang der Drava, also über Österreich, hinunter nach Toblach, Bruneck, Brixen und schliesslich in das Talbecken von Bozen.

Das eigene Heer habe nicht tatenlos zugehört, betont der General, und wer glaubte, die Verteidigung hätte innerhalb weniger Stunden zerschlagen werden können, der irrte. Als Erstes riegelte man die Verteidigungslinie im Pustertal ab und kommandierte dazu eine Einheit der Alpini-Truppen ab. «Wir sprechen von schwerer Artillerie, mit vier 203-Millimeter-Haubitzen», erklärt er. Der Befehl lautete, diese Geschosse nicht auf die ersten russischen Truppen abzufeuern, sondern auf die zweite Staffel, also auf die, die den Erfolg ihrer Kameraden nutzen sollten, um nach Bozen vorzudringen. «Die ersten Truppenteile wären geschwächt worden», erklärt er. «Aber sie wären durchgekommen.»

Der Grossteil der einmarschierenden Streitkräfte, also jener Teil, der es tatsächlich hätte schaffen können, bis nach Bozen zu gelangen, wäre jedoch unmittelbar gefolgt. Und auf sie hätte der Nuklearangriff abgezielt. «Die Waffen hätten sich direkt gegen die Truppen gerichtet. Man hätte Atomminen, also variable Sprengkörper mit einer Sprengkraft von bis zu 15 Kilotonnen, in einer Talsohle im Boden versenkt und sie beim Einmarsch gezündet.»

Der Plan war also, den Brenner in die Luft gehen zu lassen. Eine Katastrophe, gegen die Hiroshima nichts gewesen wäre. «Abgesehen von der Zerstörung der Kulturgüter, der Zugangswege, Viadukte, Autobahnen hätte der Fallout, der radioaktive Niederschlag, einen breiten Landstrich unbewohnbar gemacht», endet der General. Ganz zu schweigen von den Opfern. Der kurze Abriss eines möglichen Einmarschs der Sowjetunion in Südtirol mutet heute wie ein absurdes Hirngespinnst an.

«Die herrschende Doktrin des Atlantikbündnisses war damals die der sogenannten Flexible Response», erläutert der General. Rein aus politischen Erwägungen sah diese vor, dass *die anderen* den Erstschlag unternehmen mussten, um so den Vergeltungsschlag zu rechtfertigen. Man begann mit der Aufstellung taktischer Atomwaffen: Es ging nicht länger um Bombenflieger oder ballistische Interkontinentalraketen mit Startvorrichtungen in den USA und einer Reichweite bis in die UdSSR, sondern um kleine Sprengköpfe, taktische Nuklearwaffen, die an verschiedenen Schauplätzen, darunter auch Italien, zum Einsatz kommen konnten.

Die Pläne der NATO und des Warschauer Pakts wurden anschliessend, bis zur Auflösung des Letzteren 1991, fast jährlich auf den neuesten Stand gebracht, wobei die Strategie im Kern stets dieselbe blieb: nämlich alles Nötige zu zerstören. Oberstes Ziel war die Verhinderung des feindlichen Einmarsches.

Die Bewohner der Gegend wussten, oder ahnten zumindest etwas. Aber sie rechneten sicher nicht damit, dass ihre Regierung im Besitz vermeintlicher Pläne der Sowjets war, laut deren ihr Heim die Frontlinie eines bevorstehenden Weltkrieges sein könnte. Und erst recht nicht damit, dass diese Regierung die Absicht haben könnte, in ihrem Garten eine Mine zu vergraben. «Stellen Sie sich vor, Sie seien in Sankt Lorenz», beginnt General Sulig das Szenarium in beunruhigender Klarheit auszumalen. «Es ist schon nicht gerade angenehm, zu wissen, dass die Russen kommen. Und wenn eine Artillerieeinheit vor dem eigenen Haus mit grossen Haubitzen Stellung bezieht und auf den 70 Kilometer entfernten Feind schießt, ist das schon so eine Sache. Aber eine ganz andere Sache ist es, wenn sie einem freundlicherweise mitteilen: «Verschwinden Sie von hier, denn wir müssen eine Nuklearmine platzieren, und wenn alles gut läuft, können Sie in fünfzig Jahren wiederkommen und nachschauen, was noch übrig geblieben ist.»

Genau aus diesem Grund blieb der sogenannte Vallo Alpino Litorio (Alpenwall), also die von Mussolini zwischen den Kriegen

errichtete dauerhafte Befestigungslinie, bis 1991 bestehen. «Alle Bunker hier in den Tälern und im Pustertal waren in Betrieb. Sie waren nicht ständig besetzt, aber die Ausrüstung stand zur Verfügung, sie wurden mit Munition versehen und überwacht», erklärt der General. «Im Angriffsfall wäre das Personal mobilisiert worden. Jedes für die Aktivierung eines Verteidigungssektors zuständige Bataillon unterhielt eine Kompanie, die sich um die Instandhaltung, die Prüfung und Wartung der Luft- und Wasserfilteranlagen kümmerte. Die Etschquelle befindet sich in einem der Bunker der einstigen Befestigungslinie. Man kann sie besichtigen.»

Sozusagen ein für alle offenkundiges Geheimnis. «Natürlich handelte es sich nicht um ein normales Munitionsdepot», erklärt er. «Die Behörden wussten, dass sich auf Gemeindegebiet ein Stützpunkt befand, der für die Lagerung von Spezialmunition bestimmt war. Doch sie hatten das Ganze weder verhandeln noch infrage stellen können. Höheres nationales Interesse.» Die Waffen gelangten aus Amerika nach Aviano und wurden dann mit einem Spezialkonvoi unter Begleitschutz von Carabinieri nach Natzschabs transportiert. «Ähnlich den heutigen Atommülltransporten, nur weniger auffällig.»

Die Verteilung der über Nuklearwaffen verfügenden Truppen spiegelt den Bedeutungsgrad der jeweiligen Grenzabschnitte Italiens während des Kalten Krieges wider: An der strategisch bedeutsamen Nordostgrenze waren bis Anfang der 1990er-Jahre gut zwei Drittel des Heeres stationiert. «Die Grenzsituation dort hat sich erst nach Titos Bruch mit Stalin allmählich stabilisiert. Anfangs reichte der Eiserne Vorhang, wie Churchill es nannte, vom Baltikum bis nach Triest», erörtert General Sulig. «Nach dem Bruch begann man erst einmal aufzuatmen, da dort, wo sich heute Slowenien und Kroatien befinden, zumindest keine sowjetischen Einheiten mehr stationiert sein würden.»

Aus Sicht der Amerikaner, so fährt er fort, hätte Südtirol noch einen weiteren Vorteil gehabt: die geringe Zahl an Kommunisten.

«Zwar konnte es zu Reibereien zwischen italienischen und einheimischen Teilen kommen, aber vermutlich gab es nur sehr wenige Sympathisanten für den Warschauer Pakt.» Während die «Freiheitskämpfer», wie wir bereits gesehen haben, auf strategischer Ebene geradezu von Vorteil waren. Mit ihren Attentaten lieferten sie einen guten Grund, um eine immense Zahl an Streitkräften in der Gegend zusammenzuziehen.

«In Friaul-Julisch Venetien, dem Veneto und Trient waren 15 Brigaden stationiert, und allein in der Provinz Bozen waren es zwei», erinnert sich der General. «Eine ganze Menge, bei einer Einwohnerzahl von damals nicht einmal 400'000. Hinzu kommen noch die Carabinieri, die Guardia di Finanza (Finanzwacht) ...» Innerhalb weniger Jahre hatten sich die Südtiroler gänzlich an die Manöver und Übungen gewöhnt, und auch ein Spezialtransport für Nuklearwaffen rief keine grosse Neugierde mehr hervor. «Man gewöhnt sich an alles, und damals war der Anblick grosser Truppbewegungen für die Zivilbevölkerung normal», bekräftigt Maurizio Sulig. «Zweihundert Alpini mit Maultieren, die zerlegte Haubitzen trugen, gehörten zum alltäglichen Erscheinungsbild.» Das Truppengewimmel unterstrich die Präsenz Roms und half, die Präsenz Washingtons zu vertuschen.

Aber herrschte denn nicht wirklich Terrorwarnstufe? Immerhin wurden im Lauf der 1960er-Jahre viele Kasernen angegriffen, und dasselbe hätte auch bei den Nuklearstandorten passieren können. Viele wussten davon, oder ahnten es zumindest. Hätte für jemanden, der sich nicht scheute, Sprengstoff und Waffen gegen die italienischen «Eindringlinge» zu verwenden, nicht auch die Basis von Natz-Schabs reizvoll sein können?

«Interessanterweise ist die Bewachung dieses Standortes niemals den Alpini-Truppen anvertraut worden», bemerkt der General. «In der Gegend gab es ja die Alpini der Brigata Tridentina, wo ab den 1970er-Jahren die jungen Südtiroler ihren Wehrdienst leisteten. Die Bewachung des Lagerstandorts für Nuklearsprengköpfe war Truppenteilen anvertraut, die aus gemauestens ausgewählten

italienischen Soldaten bestanden. Sie waren in der Ruazzi-Kaserne stationiert, wurden aber von dem sozialen Umfeld ringsum abgeschirmt.»

Besser, man griff zur Bewachung der Nuklearsprengköpfe nicht auf die einheimischen jungen Männer zurück: Zwar konnte man ihnen nicht vorwerfen, mit den Kommunisten zu sympathisieren, aber gänzlich vertrauen konnte man ihnen auch nicht. «Doch solche Massnahmen bringen im Grunde nichts, denn die Lebensmittelversorgung übernahmen trotz allem Einheimische ... Wenn jemand die Absicht gehabt hätte, Probleme zu bereiten, hätte er es tun können», endet Maurizio Sulig.

Leichen im Keller

Innsbruck, Bozen und Pinzon, Herbst bis Winter 1962

Klara hat zum Telefon gegriffen. Sie hat Konrad angerufen, und er hat ihr zugesagt, am letzten Septemberwochenende zu kommen.

«Hast du mit deinem Freund Peter Schluss gemacht?», hat er gefragt.

«Ich muss mich auf mein Studium konzentrieren.»

Er hat nicht sofort geantwortet, und als er es tat, schien ihr ein trauriger Unterton mitzuschwingen: «Lügnerin.»

Aber wahrscheinlich war es nur Einbildung, Konrad ist viel zu hochmütig, um zu leiden. Im Getümmel der Hauptstadt und bei dem Ansehen, das er als einer von Kreiskys Mitarbeitern genießt, wird er vermutlich etliche Frauen um sich scharen.

Klara malt sich aus, wie es wäre, sich in diesen Kreisen in unmittelbarer Reichweite der Macht zu bewegen. Sie ist neidisch auf die Karriere ihres Ex-Geliebten, der weder klüger noch entschlossener ist als sie selbst. Dann sagt sie sich: Alles zu seiner Zeit.

Der Himmel über Innsbruck ist grau, und das Pflaster der Lieberstrasse glänzt vor Nässe. Klara hat beschlossen, nicht in dem grossen Haus der Familie zu leben, das Verhältnis zu ihrem Vater ist bereits seit einem Jahr eher frostig. Er mag Peter nicht, sie mag nicht den Zynismus, mit dem Franz auf das Leid der Südtiroler blickt. Aber das Geld für die Miete der reizenden, ganz in der Nähe der Universität gelegenen Wohnung stammt selbstverständlich vom Vater. Im Gegenzug besucht sie erfolgreich die Universität und am Abend die Cafés, Biergärten und Restaurants. In einigen von ihnen, etwa dem Gasthof Wilder Mann, treffen sich re-

gelmässig die Aktivisten, die die Bewegung in Südtirol unterstützen, aber auch andere, eher zwielichtige Gestalten. Franz hat ihr einige Namen genannt, unter anderem Christian Kerbler und Fred Borth. Er hat ihr ans Herz gelegt, sich von ihnen fernzuhalten, ihm jedoch Bescheid zu geben, falls sie etwas Ungewöhnliches bemerken oder sich die Zusammenkünfte häufen sollten. Deutet sich da seinerseits Tauwetter an?

Sie hat keine grosse Lust, Konrad zu sehen, aber es ist der direkte Weg zum Ziel. Er weiss Dinge, von denen sie nichts ahnt. Sie erwartet ihn, während im Hintergrund der letzte Hit von Ray Charles, *I Can't Stop Loving You*, läuft. Dann hört sie Motorengeräusche und tritt ans Fenster, gerade noch rechtzeitig, um den jungen Österreicher dabei zu beobachten, wie er den olivgrünen Mercedes-Benz 300 SL Cabriolet parkt.

«Kann deine Karre etwa fliegen?», fragt sie, als sie ihm die Tür öffnet.

«Hab ein bisschen Gas gegeben, um dich möglichst schnell zu sehen.»

Klara blickt in das über sie gebeugte Gesicht. Sie hat ihn lange nicht gesehen, und nun, beim Anblick seiner von der Fahrt glänzenden Augen, merkt sie, dass sie ihn immer noch attraktiv findet. Nach wie vor legt er diese stolze Haltung an den Tag, mit geradem Rücken und erhobenem Kopf. Er hat ihr weder Blumen noch Pralinen mitgebracht, und Klara denkt sich: besser so. Sie legt eine andere Schallplatte auf, ein Album von Art Blakey, um die Stimmung aufzuheitern.

Aber der Zauber von einst ist verflogen, was bleibt, ist die Erregung angesichts eines neuen Spiels mit anderen Regeln.

«Es ist ganz schön lange her ...», murmelt er.

«Willst du behaupten, ich hätte dir gefehlt?», fragt sie und reisst gespielt naiv die Augen auf.

Konrad lacht. «Nein, ich hatte zu viel zu tun. Ich dir?» «Ich hatte zu viel zu tun», echot Klara und geht auf Abstand. «Komm, ich zeig dir die Wohnung. Geht schnell.»

«Mich interessiert vor allem das Schlafzimmer ...»

«Träum weiter!»

«Wenn ich nicht davon träumen würde, wäre ich wohl kaum von Wien hergekommen, oder?»

Klara muss unwillkürlich lachen. Konrad hat eine Menge Fehler, man kann ihm nicht wirklich vertrauen, aber er ist ein kluger Kopf. Das ist es, was sie braucht, und sie weiss, wie sie es anstellen muss, damit er ihr nützlich ist. Sie zeigt ihm die Räume mit den hohen Decken, den eleganten Wohn- und Essbereich, die Küche. Und das Schlafzimmer, wo er sie in die Arme schliesst.

«Ich habe das vorhin ernst gemeint, Klara», sagt er und küsst sie begierig, ja fast gebieterisch.

Sie gibt sich ihm hin, geht auf ihn ein, lässt sich berühren, entkleiden. Doch als er sie zum Bett führen will, stösst sie ihn ungeduldig zurück.

«Geh, seit wann zierst du dich so?», fragt er verärgert. «Erzähl mir nicht, dass es an diesem Südtiroler Bauernlümmel liegt.» «Peter ist kein Bauernlümmel!», protestiert sie. «Es ist nicht seine Schuld, dass er nicht studieren kann.» Mit raschen Handgriffen knöpft sie die Bluse zu. «Lass uns was essen gehen.» «Warum hast du mich angerufen?»

«Um dich wiederzusehen.»

«Und glaubst du wirklich, das sei ein reiner Höflichkeitsbesuch?»

Sie wirft ihm ein Lächeln zu. Ihn zu verärgern bringt ihr nichts. Ihn zu befriedigen jedoch auch nicht. Ein bisschen Frustration wird dem Abend die nötige Würze verleihen.

«Nein, das glaube ich nicht», räumt sie ein. «Aber jetzt lass uns endlich essen gehen.»

Später, nachdem sie in dem Restaurant mit der dunklen Holzvertäfelung und den Jagdtrophäen an den Wänden Wildbret zu Abend gegessen und dazu eine Flasche Rotwein geleert haben, ist er deutlich nachgiebiger gestimmt. Gemeinsam haben sie gelacht und alte Erinnerungen geteilt. Klara merkt, dass sie Gefahr läuft,

sich der nostalgischen Stimmung am Tisch hinzugeben.
«Sag, was willst du eigentlich?», fragt er irgendwann rundheraus.
Sie nutzt die Chance und erwidert trocken: «Hermann.»
«Den Krüppel?» Damit hat Konrad nicht gerechnet.
«Ja, ich muss Hermann sehen.»
«Keine Ahnung, wo er sich versteckt.»
«Aber du kannst es herausfinden.»
«Wäre es nicht besser, du fragst erst einmal deinen Vater?»
«Wir verstehen uns nicht mehr so gut. Ich will nicht, dass er sich da einmischt.»
Konrad runzelt die Stirn. «Willst du dich in Schwierigkeiten bringen? Gegen die Freunde von Franz lässt sich nichts ausrichten, das weisst du.»
«Ich weiss», nickt sie. «Ich habe nicht die Absicht, mich gegen sie zu stellen. Aber ich lasse auch nicht zu, dass Peter von einer Handvoll Fanatiker umgebracht wird.»
«Du weisst, dass diese Fanatiker den Freunden deines Vaters ziemlich gelegen kommen. Sie finden sie nützlich.»
«Seit Kennedy hat der Wind gedreht. Dulles, Wisner und Konsorten haben bereits abgedankt», ruft ihm Klara ins Gedächtnis. «Es gibt Handlungsspielraum, aber ich brauche professionelle Hilfe.»
Konrad denkt sich, dass die Kleine, die er im Garten der Villa von Franz in Innsbruck kennengelernt hat, ziemlich schnell erwachsen geworden ist. Allzu schnell. Doch so aufgeweckt und gut informiert wirkt sie nur noch anziehender. Er beugt sich vor, ergreift ihre Hand, küsst sie. «Professionelle Hilfe kostet», murmelt er. Sie schaut ihm in die Augen und erkennt darin den Spiegel ihres eigenen Verlangens. «Den Preis zahle ich gern.»

Der Waltherplatz ist schneebedeckt, die Strassenbahnen kommen nur mühsam voran. Das Licht ihres einzigen Frontscheinwerfers

durchdringt die Dunkelheit. Max sitzt auf dem roten Schemel zu Sissis Füßen in dem gewohnten Eck am Fenster. Das Schneege-
stöber draussen scheint alles zu verschlucken, nur nicht die Ver-
gangenheit.

«Bring dieses Foto zurück, lass es verschwinden! Es hat keinen
Wert, sich zu quälen. Welche Rolle spielt es, wer der Mann neben
deinem Vater ist? Was war, lässt sich nicht ungeschehen ma-
chen.»

«Du weisst also, wer das ist?»

«Nein! Ich habe es dir doch gesagt, nein! Ich weiss es nicht.
Wie oft soll ich das wiederholen?»

«Warum erzählst du mir Geschichten? Das ist nicht deine Art.
Du lügst, um ihn in Schutz zu nehmen ...»

«Ich lüge nicht!»

«... obwohl du ihn verabscheust...»

«Hör auf! Ich habe nichts gegen ihn. Niemals könnte ich meinen
Bruder hassen!» Sissi schüttelt energisch den Kopf.

«Obwohl er dich seit Monaten nicht besuchen kommt?» Max
bleibt hartnäckig. Er sieht, dass sie leidet, aber das ist ihm egal.

«Obwohl nicht er es ist, der dich stützt und dir die Treppen run-
terhilft? Obwohl er nichts von deinen nächtlichen Ängsten weiss
und nichts versucht, um dich vor deinen Alpträumen zu bewah-
ren?»

«Schweig!»

«Und wer tut all dies stattdessen? Nun? Wer steht dir zur Sei-
te? Kannst du mir das verraten?»

«Max», Tante Sissi erkennt das zorngerötete Gesicht des Neffen
kaum wieder. «Das bist natürlich du, mein Bub. Aber warum
quälst du mich nur so?»

«Du quälst dich selbst», erwidert er. «Mit dieser Geschichte vom
Familienzusammenhalt, den Blutsbanden. Blut ist einfach nur
verlogen. Und mein Vater denkt bloss an sich, er kann dich nicht
ausstehen!»

«Geh, das ist nicht wahr! Er ist mein Bruder.»

«Und weisst du auch, warum er dich verabscheut?»

«Ich habe dir doch gesagt, es ist nicht wahr!»

«Er verabscheut dich, weil du ihn jeden Tag daran erinnerst, dass er ein Feigling ist! In der Nacht des Bombenangriffs bist du zum Krankenhaus gelaufen, um Hilfe zu holen. Er hat keinen Finger gerührt.»

«Unsinn, du weißt nicht, wovon du sprichst», wehrt sie ab. «Es ist nur allzu einfach, jemanden zum Helden zu erklären, wenn alles vorbei ist, und zu behaupten, man hätte auf der richtigen Seite gestanden.»

Max hört, wie der Ton der Tante sich verändert, ruhiger wird, während sie sich in die eigene Vergangenheit zurückzieht, an einen zwar grausamen, aber einst dennoch intakten Ort. Er ändert seine Strategie und ergreift ihre Hand. «Ich weiss», sagt er leise. «Ich weiss, dass es nicht leicht war, und ich masse mir nicht an, meinen Vater zu verurteilen. Aber ich muss es wissen ... Ich muss, Tante Sissi.»

Sie sieht ihn betroffen an. «Willst du wirklich die Wahrheit wissen?» Sie denkt, dass er vielleicht doch recht hat. Die Zeiten des Muts und der Hoffnung sind vorbei. Diese Epoche ist mit einem ohrenbetäubenden Donner verschwunden, alles ist so schnell gegangen. Einen Augenblick hatte sie das Gefühl, zu fliegen, und gleich darauf sind ihr die Flügel auf dem grauen, blutgetränkten Pflaster gebrochen. Und die Zeit der Geheimnisse hat begonnen.

«Die Wahrheit ist stets traurig», beginnt sie mit müder Stimme. «Ich weiss nicht, ob mein Bruder ein Feigling ist. Ich weiss, dass er mir diese Wohnung verschafft hat, dass ich ohne sein Geld eine auf Almosen angewiesene Invalidin wäre. Und dasselbe gilt für dich: Ohne ihn könntest du nicht dieses Leben führen.»

Der Sohn, den sie nie gehabt hat, nickt und schweigt, um ihren Worten Raum zu geben.

«Alles ist käuflich und verkäuflich. Selbst der Schmerz und das Gedächtnis einer alten Frau. Oder die Unschuld eines Sohnes. Dein Vater hat genau das getan: Du bist in Sicherheit, mein Bub,

vergiss das nie. Du wirst geschützt, ebenso wie ich. Und der Preis dafür ist Schweigen.»

«Und das soll die Wahrheit sein?» Max schnell auf.

«Deshalb ist sie traurig», erwidert Tante Sissi. «Die Wahrheit ist eine leere Hülle.»

«Du bist eine armselige, rückständige, verkrüppelte Alte.» Der Bub blickt sie voller Verachtung an. «Und ich hatte geglaubt, dir würde zumindest an mir etwas liegen.»

Er dreht sich auf dem Absatz um und verlässt den Raum, ohne die Tür zu schliessen. In seinem Zimmer setzt er sich an den Schreibtisch. Dann nimmt er die Leica und sammelt die im Zimmer verteilten Fotos ein. Aus diesem Haus will er nichts sonst mitnehmen, nicht einmal Wechselkleidung. Es stimmt, auch er ist gekauft worden. Eingekleidet, umsorgt, in Sicherheit. Keinen Tag länger.

Aus dem Stapel mit den Schnappschüssen rutscht eine Aufnahme heraus, gleitet zu Boden, fliegt bis vor das Fenster, als ob sie fliehen wollte. Max greift danach. Die Auflösung des Abzugs ist perfekt. Der Mann hinter dem Steuer des Lieferwagens. Dieselben Augen, derselbe Blick. Das kantige Kinn unter dem Bart, den er sich hat wachsen lassen. Zwanzig Jahre älter und ein paar Falten auf der Stirn. Tja, denkt Max, über die Geheimnisse der anderen regt man sich auf, aber man selbst ist auch nicht unschuldig. Seit wie viel Monaten weiss er von diesem falschen Spiel?

Würde Peter davon erfahren, es müsste ihm das Herz brechen. Er hat ihn zu seinem Wohl belogen, denkt er und packt das Foto zurück zu den anderen.

Peter ist erschöpft. In den Wintermonaten ist im Gasthaus immer viel zu tun. Ein durch Frost verursachter Rohrbruch, ein durch den Schnee beschädigtes Dach, das Vieh, das es zu versorgen gilt, Holz, das gehackt werden muss. Bis vor Kurzem hatte er sich in der Nebensaison durch kleine Gelegenheitsarbeiten auf den Gehöften ringsum noch ein bisschen Geld dazu verdient. Doch seit

einiger Zeit – seit er im vergangenen Sommer aus der Haft entlassen wurde – geben die Nachbarn anderen den Vorzug. Hätte seine Mutter ihn bloss dort dringelassen. Besser totgeprügelt, als weiter in diesem Sumpf der Schande, Geheimniskrämerei und Einsamkeit zu leben. Klara kommt ihn öfters besuchen, aber immer nur am Wochenende, und wenn er sie zum Zug begleitet, mit dem sie zurück nach Innsbruck fährt, würde er alles geben, um mit ihr zu fahren. Aber er kann die Mutter nicht allein lassen, auch wenn sie inzwischen fast eine Fremde für ihn ist.

«Schenk mir nach!», befiehlt er Clothilde. Die junge Frau ist im vergangenen August zurückgekehrt, offenbar zu einem geringeren Lohn. Niemand gibt einer Denunziantin gerne Arbeit, und Peter fühlt sich seiner Verräterin in merkwürdiger Weise verbunden. Er war es, der sie wieder eingestellt hat, Katharina hatte davon nichts wissen wollen.

Merkwürdige Allianzen und merkwürdige Bettpartner. Die Nächste sind lang ohne Klara.

«Meinst du nicht, du hast genug getrunken?», fragt Clothilde. «Schenk nach, hab ich gesagt!», wiederholt er. Ja, er hat bereits zu viel getrunken, wie jeden Abend, aber er will einfach nur seinen Geist betäuben, seine Gefühle einnebeln und zum Schweigen bringen.

Später, als er, von Clothilde gestützt, die Treppe hinaufsteigt, stellt sich ihm die Mutter in den Weg. Vom Treppenabsatz blickt sie ihm in einer Mischung aus Mitleid, Unerbittlichkeit und Abscheu entgegen.

«Peter, schon wieder?», fragt sie.

Er hebt den Blick. «Ach, guten Abend, Mutter», lallt er leise. «Hab dich gar nicht in der Gaststube gesehen heute Abend. Warst du auf dem Zimmer, um mit deinem Liebsten zu telefonieren?»

«Rede keinen Unsinn», erwidert sie trocken.

«Verzeihung, Verzeihung.» Der Bub deutet mit dem Arm eine ironische Geste an. «Nicht mit dem Liebsten. Mit der alten Freun-

din in dem Heim in Trient. Die so krank ist und doch niemals stirbt.»

«Ich habe die Rechnungen kontrolliert», sagt sie mit ruhiger Stimme.

«Die Rechnungen! Ja, darauf verstehst du dich gut. So gut, dass das Geld für mein Studium verschwunden ist... wer weiss, wohin, wer weiss, wann.» Er sieht ihr an, dass er sie verletzt hat, und fährt fort. «Aber wenn ich fleissig wäre, wenn ich ein richtig toller Bursche wäre, würde ich mir das Geld fürs Studium selbst verdienen, stimmt's? Doch leider ist nur Zeit, diesen verdammten Laden am Laufen zu halten!»

Er spürt Clothildes Hand, die seinen Arm umklammert, und er befreit sich derart heftig aus ihrem Griff, dass die junge Frau beinahe gestürzt wäre. Dann steigt er die drei Stufen hinauf, die ihn von der Mutter trennen. Auf seinem Gesicht erkennt sie zum ersten Mal eine blinde Wut. Und plötzlich bekommt sie Angst.

«Und derweil ich den Laden in Schwung halte, amüsiert sich das Mütterchen in Trient oder Bozen oder wer weiss wo», stösst Peter hervor. «Und mit wem? Einem Liebhaber? Oder gar mit mehreren, wo die Geschichte schon seit Jahren läuft? All die Telefonate, all das Getuschel, die Fahrten ...» Er packt sie bei den Schultern. In einem Winkel seines Gehirns registriert er, dass sie viel kleiner ist als er: noch kleiner als früher. Weshalb nur werden Mütter ab einem bestimmten Alter immer winziger? Doch der Gedanke wird von der in ihm aufwallenden Wut erstickt, und er holt zum letzten Angriff aus. «Warum lässt du dich eigentlich nicht dafür bezahlen? Dann bräuchtest du mich wenigstens nicht mehr. Und ich könnte aus diesem Gefängnis verschwinden!»

Bei diesen Worten lodert es in Katharinas Augen auf. Sie kann nicht mehr. Abend für Abend hat sie mit angesehen, wie sich ihr einziger Sohn kaputtmacht. Nun heftet sie den Blick auf sein Gesicht mit dem langen Bart, dem Schaum vorm Mund und der vom Alkohol geröteten Nase. Sie empfindet eine ungeheure Abscheu

vor ihm, vor sich selbst, vor diesem Ort. Nun gut, denkt sie, es reicht. Sie entwindet sich dem Griff seiner Hände und weicht einen Schritt zurück.

«Du hast keine Ahnung, wovon du sprichst», sagt sie in einem Ton, so eisig wie eine kalte Dusche. «Aber wenn du deine Freiheit willst, bitte, nimm sie dir. Da ist die Tür!» Streng zeigt sie mit dem Finger in die Richtung und hat dabei das Gefühl, zu sterben. «Wenn du jemanden hast, kannst du es mir doch sagen», beharrt Peter. «Vater ist seit siebzehn Jahren tot. Warum belügst du mich? Schämst du dich? Ist dein Geliebter vielleicht verheiratet? Oder ist es der Bulle? Bist du mit ihm ins Bett gestiegen, um mich freizubekommen, und hast dann Geschmack daran gefunden?»

Katharina merkt nicht einmal, wie sich ihr Arm hebt. Sie hört das Klatschen der Ohrfeige, sieht den ungläubigen Ausdruck des Sohnes, bemerkt, wie er rückwärtstaumelt. Sie ist wie gelähmt, während ihr ein Gedanke durch den Kopf schiesst: Gleich stürzt er und bricht sich das Kreuz. Und ich bringe mich um.

Clothilde stürzt vor und fängt Peter gerade noch rechtzeitig auf, damit er sich am Geländer festhalten kann.

«Schluss jetzt, wir sollten alle ins Bett gehen», versucht sie, die Gemüter zu besänftigen. «Lasst uns morgen reden.»

Aber inzwischen ist keiner mehr bereit, zu reden. Peter verspürt einen kurzen klaren Moment, der ihm den Kopf schwirren lässt. Er dreht sich um, steigt die Treppe hinunter und merkt, wie ihm übel wird. Erst als er bereits die Tür erreicht hat, dreht er sich zur Mutter um, die reglos auf dem Treppenabsatz steht.

«Im Januar haben sie mir auf der Strasse mit dem Schaft einer Spitzhacke aufgelauert», sagt er in gleichgültigem Ton. Clothilde gestikuliert ungläubig, Katharina rührt sich nicht. «Diesmal werden sie Gewehre dabeihaben. Aber immer noch besser, als sich hier wie eine Maus zu verkriechen!»

Er läuft den eisbedeckten Weg entlang, doch trotz des Alkohols ist er wendig wie ein Seiltänzer. Clothilde, die ihm hinterhereilt, wäre dagegen um ein Haar gestürzt.

«Peter, was hast du vor? Bist du in Gefahr?»

Er lässt sich zu einer Antwort herab: «Der Bulle hat das Gerücht in Umlauf gebracht, ich hätte Hermann verpfeifen. Seit der ‚Krüppel‘ untergetaucht ist, bin ich zur wandelnden Zielscheibe geworden, sobald ich mich blicken lasse.»

Die Strasse verliert sich im Dunkeln, und ihm fällt ein, dass er nichts mitgenommen hat. Aber schliesslich wird man nackt geboren, ohne Kleider und ohne Geld. «Ich habe genug davon, mich zu verstecken», murmelt er. «Ich bin diese ganzen Lügen leid.»

Die Nationalsozialisten und die *andersgearteten Kinder*

Innsbruck, Februar 1963

Klara hat darum gebeten, den Direktor des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall zu treffen. Eine Krankenschwester am Eingang hat sich nach dem Grund ihres Besuches erkundigt. Sie suche nach Informationen zu einem Patienten, der während des Krieges hier untergebracht worden sei, hat sie geantwortet. Nach Informationen zu ihrem Bruder.

Seit dem Besuch in Hall sind einige Tage vergangen, sie hat ein paar vertrauliche Nachforschungen anstellen müssen. Doch nun steht sie endlich vor einem kleinen, alten Gebäude am Stadtrand von Innsbruck. Es war nicht einfach, die Adresse des pensionierten Arztes Heinz Leitner ausfindig zu machen.

«Guten Tag», begrüsst sie der alte Herr mit der aufrechten Haltung und der altmodischen Weste erstaunt. Klara ist erfreut, dass er persönlich an die Tür gekommen ist, um ihr zu öffnen.

«Sie wünschen?»

«Ich bin Klara Bauer.» Höflich reicht sie ihm die Hand. Sie rechnet nicht damit, dass der Name ihm etwas sagen könnte. Sicher ist es nur einer von vielen, ein Name aus einer fernen Vergangenheit. Doch alte Menschen können gut in die Ferne blicken, sehen weit zurück, und so zögert er nur kurz. «Ah, Bauer. Ja sicher. Bauer. Kommen Sie herein.»

Er tritt beiseite, um sie vorbeizulassen, und schliesst die Tür, während Klara sich in die kleine Dachstube vorwagt. Ein gusseisernes Bett mit sorgfältig gebügelter Überdecke. Dazu ein runder Tisch, zwei Stühle, ein Sessel und hinter einem Schiebevorhang ein Spülbecken und ein Gaskocher. Einzig Bücher gibt es im Über-

fluss: Zu Hunderten stapeln sie sich in den Regalen, auf dem Sessel, dem Fussboden. Es ist eiskalt. Klara lässt den Mantel an.

«Darf ich Ihnen etwas anbieten? Tee? Kaffee?», fragt er beflissen.

«Einen Tee, danke», erwidert sie und nimmt auf einer Stuhlkante Platz. Der Tisch ist mit Papieren übersät, Doktor Leitner schreibt noch in Kurrent, bemerkt sie.

«Ich weiss, es ist nicht sonderlich gemütlich hier», erklärt er.

«Aber als ich aus der Haft entlassen wurde, blieb mir keine andere Wahl.»

«Es sind doch auch bestimmte Akten in Ihrer Hand geblieben.»

Klara hat beschlossen, gleich zur Sache zu kommen. Schon allein deshalb, weil sie zu erfrieren droht, falls sie noch allzu lange bleiben muss. «Sie haben sie noch, oder?»

Er stellt eine Tasse vor ihr ab. «Wenn ich sie hätte, hätte man sie gefunden», antwortet er, während er sorgfältig die Kappe auf den Füllfederhalter schraubt, den er offen hat liegenlassen. «Ich habe es schon oft wiederholt: Diese Akten sind zusammen mit den Kindern verschwunden.»

«Zusammen mit meinem Bruder», präzisiert sie. «Er hiess Michael.»

«Ja, ich weiss. Ich kenne Ihre Eltern.» Er nimmt ihr gegenüber Platz. «Sind Sie nicht nach Bozen umgezogen? Mir ist, als habe Ihre Mutter das erzählt.»

«Meine Mutter war hier?» Klara sieht sich ungläubig um. «Und weshalb?»

«Weil ich der Einzige war, mit dem sie über Michael sprechen konnte.»

«Doktor ...», Klara beugt sich zu ihm vor. «Was ist damals wirklich geschehen?»

«Sollten Sie das nicht besser Ihre Eltern fragen, Fräulein Bauer?»

«Wie Sie bereits sagten, ist es ein Thema, über das sie nicht gerne sprechen. Und ich ... Ich habe ihn nie kennengelernt.»

Diese Worte rufen ihr die Absurdität ihres Vorhabens ins Gedächtnis. Was hat sie hier, in einer trostlosen Dachkammer bei einem fremden Alten verloren? Hat sie wirklich etwas mit dieser Vergangenheit zu tun? Und weshalb? Hat die Geschichte nicht immer wieder bewiesen, dass Blutsbande nicht so bedeutsam sind?

«Was wissen Sie über die Angelegenheit, Fräulein Bauer?» Die Stimme des Doktors ist freundlich und tief. Er wird ein guter Arzt gewesen sein.

«Ich weiss, dass Michael mit drei Jahren zu Ihnen nach Hall kam. Und dass es gegen seinen Zustand kein Heilmittel gab. Er war zurückgeblieben.»

«Er litt an Trisomie», korrigiert er sie. «In Hall gab es ein Begleitprogramm für junge Patienten wie ihn. Meine Aufgabe bestand darin, zu versuchen, ihm das Leben so angenehm wie möglich zu machen.»

«Ich weiss, dass mein Bruder im Krankenhaus gestorben ist, kurz bevor meine Eltern in die Schweiz gegangen sind», fügt Klara hinzu und blickt ihn unverwandt an.

«Die Geschichte scheint damit zu enden», sagt Doktor Leitner. «Viele Kinder wie er haben nicht lange gelebt.» Er hat keine Miene verzogen. Wenn nicht dieser winzige Kiefermuskel gewesen wäre, der zuckt und ihn verrät.

Da ist noch etwas.

«Sie haben nicht lange gelebt, aber nicht für alle war es ein natürlicher Tod», hakt sie nach. Sie kennt sich aus in der Geschichte. «Nach dem Anschluss haben die Nationalsozialisten auch in den Krankenhäusern das Sagen gehabt», fügt sie hinzu. «In Deutschland sprach man schon lange davon, die Geisteskranken zu beseitigen, es gab sogar Propagandakampagnen wegen der Kosten, die ihre Behandlung der Gesellschaft verursachen würde.»

Der Doktor schüttelt den Kopf. «Darauf habe ich nichts gegeben. Ein Arzt darf nicht so denken. Ausserdem waren es Kinder, man darf sich nicht an Kindern vergreifen.»

«Und was ist dann geschehen?»

Er scheint einen letzten kurzen Kampf mit sich auszutragen. Vielleicht fragt er sich, ob die junge Frau, die ihm gegenüber sitzt, die Wahrheit ertragen kann, oder ob gar er es ist, der sie nicht länger erträgt. Dann hebt er kaum merklich die Schultern, als würde er sich geschlagen geben. «Ihr Vater ist zu mir gekommen. Das war im Mai 1940», beginnt er zu erzählen.

Klara richtet sich auf, schliesst die Augen, als wolle sie in ihrer Vorstellung alles genau mitverfolgen. Als stünde sie versteckt hinter einem Vorhang des Krankenhauses in Hall und würde dem Drama beiwohnen, das zwanzig Jahre zuvor ihre Familie zerrissen hat.

«Er sagte zu mir: ‚Ich muss meine Frau in die Schweiz in Sicherheit bringen und ich antwortete ihm: ‚Machen Sie sich keine Sorgen, um Michael kümmere ich mich.‘ Er hatte mir versprochen, nach einer Woche, spätestens zwei, zurückzukehren. Aber es kam anders, als er vorausgesehen hatte.»

Der Doktor erinnert sich mühelos. Offenbar lebt er tagtäglich mit der Erinnerung an diese entsetzliche Vergangenheit. Und seine einzigen Vertrauten sind die auf dem Tisch verstreuten Blätter.

«Mit dem Einmarsch in Frankreich begannen die Ereignisse, sich zu überschlagen. Ihr Vater musste sich falsche Papiere besorgen, andernfalls hätte man ihn als Deserteur verhaftet. Erst im September gelang es ihm, nach Hall zurückzukehren. Da war es bereits zu spät. Michael war zusammen mit zweihundert anderen Kindern verlegt worden. Sie hatten Busse mit Krankenschwestern kommen lassen.» Der alte Arzt verzieht den Mund, als sei es ihm unerträglich, diese Berufsbezeichnung zu verwenden. «Man brachte sie in ein eigens dazu bestimmtes Zentrum, das man auf Schloss Hartheim errichtet hatte.» Klara öffnet die Augen. Sie weiss, worum es geht. «Was für eine Art von Zentrum?»

Doch er erzählt einfach weiter.

«Ihr Vater hat darauf bestanden, dorthin zu fahren, und ich habe

ihn begleitet. Natürlich durften wir uns nicht einmal nähern. Das Schloss wurde von SS-Spezialeinheiten bewacht. Wir blieben tagelang im Nachbarort Alkoven. Dort waren auch andere Eltern. Sie wollten wissen, was mit ihren Kindern geschehen war. Die SS schritt ein. Sie haben mehrere Paare festgenommen. Niemand hat sie je wiedergesehen. Die anderen haben das Weite gesucht, so auch wir. Wir sind nicht mehr zurück nach Hall. Die Nachrichten aus der Schweiz klangen nicht gut. Ihre Mutter war verzweifelt, und so hat sich Ihr Vater zur Abreise entschlossen. Er hat nichts zu mir gesagt, mir keine Vorhaltungen gemacht, aber er hätte schreien können, das wäre aufs selbe hinausgelaufen. Er hatte recht. Ich hatte mein Versprechen nicht gehalten. Ich hatte Michael nicht schützen können. Seit jenem Tag habe ich ihn nicht mehr wiedergesehen.»

«Aber meine Mutter haben Sie gesehen», flüstert Klara. Er nickt nur. «Und nach dem Krieg hat man Sie dafür angeklagt, was geschehen ist? Sind Sie deshalb im Gefängnis gelandet?» «Ich bin 1945 zusammen mit anderen Medizinerinnen, zusammen mit Nationalsozialisten wie den Ärzten Karl Brandt und Viktor Brack verhaftet worden. Es gab etliche Prozesse. Viele sind zum Tode verurteilt worden, andere haben sich das Leben genommen. Mich hat man wegen Mittäterschaft zu zehn Jahren verurteilt», erzählt er in unbeteiligtem Ton, als sei es jemand anderem widerfahren. «Ich hätte es begreifen, hätte es wissen können, sagten die Amerikaner, ich hätte die Kinder retten müssen ...»

Mit einer Wendigkeit, die man in seinem Alter nicht vermuten würde, erhebt er sich, dreht ihr den Rücken zu und nähert sich einem Regal voller Ordner.

«Sie haben sie mit Gas umgebracht. Tausende sind auf diese Weise von den Nationalsozialisten getötet worden. In Hartheim, aber nicht nur dort. *Andersgeartete* Kinder und Jugendliche. Die Körper sind anschliessend verbrannt worden. Es war die Aktion T4. Zum Schutz der Rassenhygiene.»

Auch Klara hat sich erhoben. Sie wollte die Wahrheit erfahren

und weiss sie nun. Schon immer hat sie geahnt, dass über dem Tod des Bruders der Schatten eines furchtbaren Geheimnisses schwebt. Sie stellt sich den noch jungen Vater vor, wie er aufrecht vor den Mauern jenes Schlosses steht, in dem sein Sohn vernichtet wurde. Die Mutter, die vergeblich in einer fremden Stadt wartet und um das Leben all ihrer Liebsten bangt. Franz, der ins Krankenhaus von Hall zurückkehrt, es kaum erwarten kann, sein Kind in die Arme zu schliessen. Rosa, die ihn mit leeren Händen zurückkehren sieht.

«Die Akte habe ich nicht mehr, aber immerhin noch das hier.» Leitner hält einen vergilbten Ordner in der Hand, blättert darin. «Es sind die Papiere, die von den Nationalsozialisten an die Familien verschickt wurden. Hier eine Sterbeurkunde. „Michael Bauer. Geburtsdatum: 19. Januar 1936. Todestag: 15. Oktober 1940. Todesursache: Lungenentzündung.»

Klara würde die Eltern gern in die Arme schliessen, ihnen versprechen, sie nicht länger zu verurteilen. Und gerne würde sie ihnen noch eine letzte Frage stellen. Doch sie stellt sie dem Arzt.

«Warum sind meine Eltern fortgegangen. Warum mussten sie in die Schweiz?»

Mit dem höflichen Erstaunen eines Akademikers legt er den Kopf zur Seite. «Das wissen Sie nicht? Ihre Mutter ist Jüdin.»

Nächtlicher Hinterhalt

*Pinzon, Bozen, Innsbruck,
Sommer bis Herbst 1963*

Umberto sticht heraus aus der kleinen Schar der Ausflügler, die in Pinzon eine Pause eingelegt hatten und anschliessend bis zum Gasthaus Staffler weitergelaufen sind. Die kleine Ortschaft mit ihrem Dorfplatz, dem Kirchturm und den merkwürdigen Mauerfresken von Johann Tiefenthaler, dem alten Grundbesitzer aus dem grossen Haus Rizzoli, ist ein beliebtes Ausflugsziel.

Umberto, der mit dem Rücken zur Wand an einem der wenigen Tische im Freien Platz genommen hat, sieht jedenfalls nicht wie ein Tourist aus.

«Sie wünschen?» Katharina nähert sich ihm beklommen.

«Einen Kaffee.»

«Peter ist nicht da», erklärt sie nervös.

«Ja, ja, das weiss ich. Ich weiss, wo Peter steckt.»

Der Glückliche, denkt Katharina. Seit ihr Sohn an jenem Winterabend verschwunden ist, hat sie ihn nicht wiedergesehen. Sie hat ein paar wenige, kühle Anrufe erhalten, sogar Max schwört, von nichts zu wissen. Sie hofft, dass er die Unwahrheit sagt, dass sie zusammen sind.

«Er hat nichts getan», sagt sie, als sie mit dem Kaffee herauskommt.

«Nein, natürlich nicht», bestätigt Umberto und bemerkt dann bei-läufig: «Nicht gerade einfach, oder?»

«Was?»

«Ohne einen Mann im Haus.»

Eigentlich wirkt er nicht gerade wie einer von der ritterlichen Sor-

te, denkt Katharina. Noch dazu diese plumpe Art. Ist er deshalb hergekommen? Unmöglich ...

Gleichsam als Antwort auf ihre Gedanken erhebt sich Umberto und ergreift mit unerwartetem Nachdruck eine ihrer Hände.

«Kommen Sie mit», sagt er und führt sie in die Stube. Sie spürt die Blicke der Gäste und auch Clothildes Augen auf sich gerichtet, und sie hofft inständig, nicht zu erröten, während der Polizist vor dem Foto ihres Mannes an der Wand stehenbleibt. Alles erscheint ihr immer merkwürdiger.

«Warum ist er nie zurückgekehrt?», fragt Umberto.

«Das wissen Sie doch. Er ist im Krieg gefallen.»

«Natürlich weiss ich das. Ich war selbst im Krieg. Viele sind umgekommen. Aber warum gerade er?»

«Ich verstehe nicht ...», stammelt Katharina. Eine sinnlose, grausame Frage, sofern er nichts weiss. Und wenn er etwas weiss? Aber wie sollte er?

«Warum nicht zum Beispiel der alte Hermann? Ich kenne die Geschichte. Hermann verletzt. Der Jüngere, der dem Älteren hilft. Gemeinsam überqueren sie den Fluss. Hermann schafft es, Günther wird getötet. Verrückt.»

«Was soll daran verrückt sein?» Katharina tritt einen Schritt zurück und lässt sich auf einen Stuhl fallen. Wenn dieser Polizist nur mit der Fragerei aufhören und sie nicht länger mit seinen schwarzen Augen mustern würde, die ihr mitten ins Herz zu blicken scheinen.

«Sie waren praktisch in Sicherheit. Das Schlimmste war vorbei. Berlin. Der Rückzug. Die Elbe. Der Mann, der nur noch einen Arm hat, bringt sich in Sicherheit. Der Unversehrte dagegen ... eine absurde Geschichte, finden Sie nicht?»

«Wenn Sie damit sagen wollen, Krieg sei etwas Absurdes ...», beginnt Katharina in bitterem Ton. Doch dann hält sie inne. Er hat den Rahmen mit den Händen ergriffen und nimmt ihn von der Wand. «Was tun Sie da?»

«Leihen Sie mir das Foto?» Das ist eigentlich keine Frage. «Ich bringe es Ihnen morgen zurück, keine Sorge!»

«Aber weshalb?»

«Weshalb was?»

«Was haben Sie damit vor?»

«Eine schlichte Kontrolle. Sie wissen ja, wir von der Polizei sind gründlich. Sorgfältig. Und Sie? Sagen Sie, weshalb?» «Weshalb was?»

«Sie sind eine schöne Frau. Die Jahre vergehen. Immer allein? Kein Mann? Sie hätten einen anderen heiraten können.»

«Es ist mein Leben.»

«Er war der erste, stimmt's?» Umberto mustert die Gesichtszüge auf dem Foto, aber er kennt sie bereits.

«Ja, und er ist der Vater meines Sohnes. Wenn Sie selbst keine Kinder haben, können Sie das nicht begreifen.»

«Vielleicht. Vielleicht haben Sie aber auch einfach nur Angst vor Männern.»

Katharina erhebt sich. «Männer machen mir keine Angst», sagt sie ruhig. «Die meisten von ihnen sind Feiglinge.»

«Wie Günther?»

Sie antwortet nicht, aber ihre grünen Augen füllen sich mit Tränen.

«War Günther etwa kein Feigling?», insistiert Umberto. Aber er kennt die Antwort bereits und weiss, dass er selbst unter diese Kategorie fällt. Was masst er sich an, jemanden zu verurteilen, wo er selbst nicht den Mut gehabt hat, sein Versprechen zu halten? «Ich muss gehen. Morgen bringe ich das Foto zurück», erklärt er. «Sie wissen ja, dass wir alle auf der Suche nach Hermann sind, oder? Wenn er gefasst wird, ist das Problem gelöst. Insbesondere für Peter.»

«Ich weiss nicht, wo er sich versteckt», erwidert Katharina mit einem Schluchzer.

«Ich will Sie nicht quälen.» Umberto beugt sich zu ihr hinunter.

«Wirklich nicht. Aber Sie müssen mir helfen. Verstehen Sie das?»

Er spricht mit dem Nachdruck jener, die nicht viel sagen können.

«Es geschehen Dinge ... Es sind Kräfte am Werk.» «Ist Peter in Gefahr?» Alles andere ist ihr egal. Das einzige Mal, als ihr etwas

anderes als ihr Sohn wichtig gewesen ist, ging ihr Leben in die Brüche.

«Wir behalten Peter im Auge», erklärt der Polizist, und für diesen winzigen Trost erntet er ein Lächeln so warm wie eine Umarmung. Er verschweigt ihr, dass es bei dieser Überwachung nicht um den Schutz ihres geliebten Kindes, sondern um Staatsschutz geht.

«Wo ist er? Kann ich ihn sehen?» Katharina packt ihn am Ärmel. «Wenigstens von Weitem, ohne dass er es weiss», fleht sie. Umberto verfügt plötzlich über ein Druckmittel, an das er bisher noch nicht gedacht hatte.

«Vielleicht, warum nicht?», sagt er und befreit sich sanft aus ihrem Griff. «Finden Sie Hermann, dann sehen wir weiter.» Die Luft draussen ist lau und voller Sommerduft. Umberto schlendert zu dem kleinen Dorfplatz von Pinzon, in Gedanken bei Katharinas grünen Augen, und die nachmittägliche Stille scheint fast so etwas wie Glück zu verheissen. Durch ein offenes Fenster dringt eine männliche Stimme aus dem Radio: *Ich hin ein Berliner*. Es sind die Worte des amerikanischen Präsidenten Kennedy, der gekommen ist, um die Deutschen angesichts der russischen Gefahr zu beruhigen.

Umbertos Stimmung verdüstert sich. Er dagegen ist ein Nichts. Er gehört zu niemandem, vor allem nicht in diese Berge oder zu dieser mutigen und unglücklichen Frau. Das ist nicht sein Land, und es ist gefährlich, das zu vergessen.

Fünf Uhr in der Frühe. Allmählich geht die Sonne auf. Peter setzt sein Kürzel auf die Belegschaftsliste, wirft dem Wachposten ein kurzes «Pfiat di!» zu und verabschiedet sich mit einem Wink von den Kollegen der Nachtschicht. Er ist erschöpft, der Rücken schmerzt, die Hände wiegen zentnerschwer. Er stopft die Handschuhe in die Tasche und wirft sie sich über die Schulter. Dann verlässt er das Gebäude und steuert auf den rund hundert Meter von den Lagereingangstoren entfernten Kreisverkehr zu, wo er wie seine Kollegen das Fahrrad abgestellt hat. Seit er von daheim

fort ist, schuftet er als Lagerarbeiter in der Bozner Grossmarkthalle hinterm Bahnhof. Er belädt die Waggonen, die Richtung Süden fahren. Alle möglichen Waren: Obst, Gemüse, Weinfässer, Holzbretter. Ihm ist alles gleich: Er will nur nicht länger denken müssen und genug Geld beiseitelegen, um nach Innsbruck, zu Klara gehen zu können. Anfangs hat er sogar ohne Handschuhe gearbeitet. Doch die Kollegen haben ihn gewarnt. Bei dem Arbeitspensum würde er bald wund Hände haben.

In den Lagerhallen wechselt man von einer Sprache in die andere. Italienisch, Deutsch, keiner achtet darauf. Wenn die Zeit lang wird oder während der Pausen erzählen die Männer von ihren Familien. Peter hat versucht, das Gespräch auf Politik zu bringen, um seine Empörung über den Prozessausgang in Trient wegen der Foltervorwürfe gegen die Carabinieri mit anderen zu teilen. Von wegen unschuldig! Aber fast alle seine Kollegen haben sich nervös umgesehen und rasch das Thema gewechselt. Einen Laster, den es zu entladen, einen anderen, den es zu beladen gilt, daraus besteht das Leben. Alles andere ist nur Tod und abstraktes Gerede. Und indem auch er sich an diese schweissgetränkte Minimalphilosophie hält, hat Peter zu einer Art Frieden gefunden.

Er schläft bei Max, der nach einer Zeit des Aufbegehrens in einer Mietwohnung kleinlaut zu Tante Sissi zurückgekehrt ist. Der Freund kann schlecht mit Entbehrungen umgehen, er ist nie der Typ gewesen, der Opfer bringt. Im Grunde ist es ihm egal, wo er wohnt, da er die meiste Zeit ohnehin bei Federico verbringt oder unterwegs ist, um sich zu amüsieren. Peter hat ihm das Versprechen abgerungen, seiner Mutter nichts zu erzählen, und Max hält sein Versprechen, zumindest glaubt Peter das. Er fühlt sich ihm fern, wie verloren in einer schlichteren Welt. Peter ist immer müde. Sie haben sich auseinandergelebt, in verschiedene Richtungen entwickelt seit ihren Jugendträumen, ihren Aktionsplänen, seit jener Nacht im Sommer 1961. Hin und wieder sind sie noch gemeinsam ein Bier trinken gegangen, haben den Abend mit fröh-

lichem, aber leerem Geplänkel verbracht, wie ein altes, aneinander gewöhntes Paar.

Für Max sind die intensivsten Stunden im Leben merkwürdigerweise die, die er im Laden mit Karl verbringt. Hin und wieder lässt sich der Mann nach Geschäftsschluss darauf ein, zu erzählen. Bruchstücke der Vergangenheit, die wahrhaftiger erscheinen als die eigene Realität: lebendiger, heldenhafter, sodass einem manchmal der Gedanke kommt, zur falschen Zeit geboren zu sein. Stiefelschritte in der Nacht. Fluchten im Zug, quer durch Europa. Unterirdische Verstecke voller Falschgeldnoten. Pfade in die Freiheit, die durch verschneite Wälder führen. Und verhängnisvolle Begegnungen, verratene Liebe, unsäglich Grausamkeit. Das verheerende Geflecht der Bombenspuren am nachtschwarzen Himmel über einer Stadt im Krieg. Alles in Trümmern, die Gebäude und die Hoffnungen ...

Ein dumpfer Knall ertönt, eine Kugel zischt dicht neben Peters Ohr vorbei. Er wirft sich zu Boden, dreht sich um, stösst unglücklich mit der Schulter gegen eine Mauerkante. Schmerzlich verzieht er das Gesicht, geht in Deckung. Er ist nur wenige Schritte von seinem Fahrrad entfernt, das am Kreisverkehr steht. Doch ehe er es erreichen und das Weite suchen könnte, hätte, wer auch immer es auf ihn abgesehen hat, Zeit genug, ihn zu töten. Er muss rennen. Der Schmerz lähmt ihm die Schulter. Ob sie gebrochen ist?

In den kurzen Sekunden der Ungewissheit denkt er an Klara. Als er von daheim fortgegangen ist, hat er die Verbindung zu ihr gekappt. Seit Monaten hat er sie nicht gesehen und nichts von ihr gehört, aber alles in ihm trauert ihr nach. Wie viele Nächte hat er den Tod herbeigewünscht, um der Sehnsucht ein Ende zu bereiten. Jetzt wird er vielleicht wirklich sterben.

Eine zweite Kugel sprengt ein Stück Putz auf der Höhe seines Kopfes aus der Mauer. Der Scharfschütze macht Ernst. Diesmal hat Peter das Feuer aufblitzen sehen. Der Mann steht hinter einem Fenster im ersten Stock einer der verlassenen Lagerhallen auf der anderen Seite des Kreisverkehrs. Peter hat den dumpfen Knall ei-

ner Mauser erkannt. Das bedeutet, dass der Schütze noch drei Schuss Munition im Gewehr hat. Er braucht nicht zu hoffen, dass der Kerl immer wieder danebenschiess, früher oder später wird er ihn treffen. Ihm bleibt nur, unter den Fenstern des Hangars bis zur Schlachthofgasse zu rennen, sie zu überqueren und in den Bereich des Güterbahnhofs einzudringen. Nicht einmal eine Minute. Der Unterschied zwischen Leben und Tod besteht in nicht einmal einer Minute.

Der Mörder hat aufgehört zu schiessen. Vielleicht zögert er, ob er im Hinterhalt bleiben oder seinem Opfer nachstellen soll? Peter springt auf und schnellt los. Er spürt nichts mehr, weder den Schmerz in der Schulter noch das Brennen im Herzen. Im selben Augenblick ertönt ganz in der Nähe Sirenengeheul. Die Polizei? Dieses Mal hat das Geräusch für Peter etwas Beruhigendes. Die dritte Kugel zischt an seinem Ohr vorbei, verfehlt ihn aber. Der Schütze war abgelenkt.

Aber nicht genügend. Der vierte Schuss erwischt Peter am rechten Bein, mit einer Wucht, die ihn zu Boden reisst. Er spürt, wie ihm der Muskel zerfetzt wird, spürt das Blut fliessen. Er will nicht so enden, hier im grauen Morgenlicht, niedergestreckt von einem Unbekannten wie ein Tier. Das Sirenengeheul kommt näher. Peter stützt sich auf die Arme, gibt sich einen Ruck, rollt auf die Schranke zu, hinter der er in Sicherheit wäre. Der fünfte Schuss prallt gegen die Mauer des Güterbahnhofs.

Schreie sind zu hören, die nicht ihm gelten. Peter bezweifelt, dass sie den Heckenschützen schnappen werden, aber immerhin hat er kostbare Zeit gewonnen. Dieses Mal ist er dankbar für die Militärpräsenz, über die er seit Jahren schimpft.

Die Kugel hat seinen Oberschenkel getroffen, und die Wunde ist tief. Er reisst sich das Hemd vom Leib, knüllt es zusammen, zieht den Gürtel heraus und fertigt einen notdürftigen Verband, um die Blutung zu stillen. Er hat nur einen Gedanken. Zu Max zu gelangen.

An der Wachstation des Grossmarkts schauen einige scheu aus

dem Fenster. «Was ist los?», schreien sie. Sie denken nicht einmal daran, herauszukommen. Die Zeiten sind gefährlich, sie haben die Sirenen gehört und wollen keine Schwierigkeiten. Es gibt in diesen Zeiten keine richtige Seite, auf die es sich zu schlagen gilt.

Peter richtet sich blutüberströmt auf. Er verlagert sein ganzes Gewicht auf das linke Bein, versucht es dann mit dem rechten. Wenn er es hinterherschleift, ohne es zu beugen, und die Hände fest auf die Wunde presst, dürfte er vorankommen. Er überquert die blanken Schienen, humpelt an den Wagenreihen und leeren Laderampen vorbei. In der Ferne die Lichter des Bahnhofs. Er denkt an Klara, denkt, dass er vielleicht nur weiterleben wollte, um sie wiederzusehen.

Als er zu Hause ankommt, hat er kaum die Kraft, den Schlüssel im Schloss herumzudrehen, dann sinkt er auf dem Boden zusammen und übergibt sich heftig. Max eilt aus dem Wohnzimmer herbei, zum Glück ist er in dieser Nacht nicht ausgegangen. «Meinst du, es ist angebracht, in diesem Zustand heimzukommen?», beginnt er scherzhaft, doch dann hält er inne. «Peter! Oh, mein Gott, Peter, was ist passiert?»

Er wirft sich neben ihm auf die Knie, legt eine Hand auf den blutgetränkten Stoff. Ein beissend metallischer Geruch steigt ihm in die Nase.

«Alles in Ordnung ... die Treppen. Ich habe da alles blutig gemacht.»

«Das ist völlig egal.»

«Die Nachbarn ... die Polizei», keucht Peter.

«Das mache ich nachher sauber. Erst einmal helfe ich dir.» Während sie in Richtung Wohnzimmer taumeln, denkt Peter, dass sie sich seit Jahren nicht mehr so nahe gewesen sind. Wieder kommen ihm die Tränen.

«Danke», sagt er und lässt sich in einen Sessel fallen. «Ich glaube, ich habe eine Menge Blut verloren.»

«Würde ich auch so sehen», Max blickt besorgt auf den durchtränkten Verband.

«Ich brauche einen Arzt.»

«Nimm erst einmal diese Medizin.» Der Freund reicht ihm ein Glas Bourbon. «Ich ruf Federico an.»

Peter hat nicht die Kraft, zu widersprechen, aber die Sorge steht ihm ins Gesicht geschrieben.

«Er kennt eine Menge Leute, und er ist *zuverlässig*», versichert Max. «Oder willst du, dass sie dich morgen in die Kaserne beordern, um dir ein paar kleine Fragen zu stellen?»

Federico weiss tatsächlich sofort, an wen sie sich wenden müssen: Er eilt herbei und bringt sie zu einem recht guten Arzt, der seine Praxis im Arbeiterviertel Neugries hat.

«Aber er ist Italiener», protestiert Peter, als er den Namen auf dem Klingelschild liest.

«Mach dir keine Sorgen. Ich weiss einiges über ihn. Kleinigkeiten, bei denen etwas schiefgelaufen ist, Eingriffe bei jungen Mädchen, die nicht auf gepasst haben.»

«Mit anderen Worten, eine äusserst fähige Person.» Peter rümpft die Nase.

«Er soll dir dein Bein zusammenflicken und sich nicht mit deiner Schwester verloben», erwidert Federico. «Abgesehen davon, dass er lieber deinen Bruder nehmen würde», fügt er hinzu und zwinkert mit Blick auf Max. Der lächelt zurück, drückt ihm dankbar die Hand. Peter verspürt einen unerwarteten Anflug von Eifersucht.

«Auch wenn er ihn zusammengeflickt hat, schwebt Peter in Gefahr. Er muss sich verstecken», sagt Max.

«Er kann hierbleiben. Bei Freunden. Hier ist er sicher», bietet Federico an.

Max zögert kurz, dann bemerkt er den entsetzten Blick seines Freundes. «Nein, ich danke dir», er schüttelt den Kopf, gerade als der Arzt sie hereinlässt. «Das ist wirklich lieb, aber es ist besser, er bleibt bei mir.»

In dem Zimmer mit den blauen Vorhängen hört Klara, wie Konrads Atem sich beruhigt. Der Männerkörper an ihrer Seite ist ent-

spannt. Wenn sie die Augen schliesst und den vertrauten Geruch einatmet, ist es wie in alten Zeiten.

«Warum hast du mir eigentlich damals beigebracht, wie man Bomben baut?», fragt sie unvermittelt.

Er dreht sich erstaunt um. «Du sehnst dich nach den falschen Dingen zurück», sagt er.

«Warum? Du wusstest, dass ich niemals in den Untergrund gehen würde.»

«Ich wollte dich bloss beeindrucken», antwortet er freiheraus.

«Das ist dir gelungen. Aber das war nicht der eigentliche Grund.»

«Das ist kompliziert», seufzt Konrad.

«Erklär es mir trotzdem.»

Er setzt sich im Bett auf und blickt sie mit einer Mischung aus Gereiztheit und Bewunderung an. «Du lässt aber auch nie locker, was?»

Klara schüttelt den Kopf.

Sein Blick fällt auf den Zeitungsstapel am Fuss des Bettes.

«Nimm zum Beispiel Ebensee.»

Seit Tagen spricht man von nichts anderem als den Anschlägen von Ebensee in Oberösterreich. Drei Bomben, von denen eine gottlob nicht gezündet hat, wodurch der Anschlag auf eine Seilbahn voller Kinder gerade noch verhindert wurde. Ein Polizist namens Kurt Gruber ist ums Leben gekommen, als einer der Sprengsätze in seiner Hand explodierte, zwei seiner Kollegen sind schwer verletzt. Am Tatort hat man ein Bekennerschreiben gefunden: «Hände weg von den Carabinieri!» Eine Anspielung auf den Prozess in Trient wegen der Foltervorwürfe.

«Was soll man dazu sagen? Die Italiener reagieren offenbar Schlag auf Schlag», bemerkt Klara.

«Schon. Aber *welche* Italiener?», fragt er.

«Es ist von einer neofaschistischen Gruppierung die Rede. Davon gibt es in Italien sicherlich genug.»

«Ebenso wie in Deutschland und Österreich», präzisiert Konrad.

«Aber es ist gut möglich, dass diverse Vertreter dieser Gruppen mit den Geheimdiensten Zusammenarbeiten.» «Du meinst, es geht nicht nur um Rache, sondern darum, weiter Öl ins Feuer zu giessen?»

«Ja, und darum, ein bisschen aufzuräumen», ergänzt Konrad. «Was meinst du, wer verhaftet wird?»

Klara will schon antworten, dass wahrscheinlich irgendein Italiener dran glauben muss, der gar nichts damit zu tun hat. Doch dann zögert sie. «Die Österreicher. Und die Südtiroler. Es wird durchgegriffen: Die Gewalt nimmt zu, die Terroristen werden ausgemerzt.»

«Tja, und wer die Terroristen sind, weiss jeder, oder?» Er steigt aus dem Bett. «Man muss sich gar nicht so doll anstrengen, um das zu begreifen, nicht wahr?»

Während er sich anzieht, denkt sie nach. Die Verhandlungen zwischen Italien und Österreich über das Autonomieabkommen für Südtirol laufen seit Längerem. Sobald eine Übereinkunft getroffen ist, wird es schwer, den Ausnahmezustand länger zu rechtfertigen. So gesehen ist es eine gute Strategie, die Spannungen zwischen den Ländern zu vergrössern. Und wenn ein Attentat noch dazu die Schuld den üblichen Verdächtigen zuschiebt, umso besser. Die haben ohnehin nicht viel zu melden. Naive Idealisten haben ausgedient, das Spiel ist längst in den Händen von Profis.

«Und die Verhandlungen?», fragt sie Konrad.

«Zum Teufel mit den Verhandlungen. Zum Teufel mit den Italienern und den Österreichern. Das Sagen hat, wer vor Gewalt nicht zurückschreckt.»

«Aber Gewalt allein genügt nicht.»

«Das stimmt.» Er bindet sich die Krawatte vor dem Spiegel. «List gehört auch dazu. Aber wer gezwungen ist, sich zu verstecken, lernt meist auch schnell, was List ist.»

«Und wer soll das sein?»

Er dreht sich um, betrachtet sie in dem zerwühlten Bett. Sie ist wunderschön, und noch ist sie nicht gefährlich. Aber bald wird sie

es sein. Vielleicht kann er sich deshalb nicht von ihr lösen: Er weiss, wie kostbar diese letzten Monate der Unschuld sind. «In Europa gibt es einige», beginnt er langsam, «die überzeugt sind, dass die Geschichte die falsche Richtung genommen hat.» «Und es gibt Leute, die verhindern wollen, dass die Kommunisten die neue Richtung vorgeben?», ergänzt sie zögernd.

Konrad fährt sich mit einer Hand durchs Haar. «Darf jetzt ich dich etwas fragen?»

«Bitte.»

«Warum bist du zu mir zurückgekehrt?»

Weil Peter verschwunden ist, würde sie ihm am liebsten antworten. Auf das erste Abendessen mit Konrad sind weitere gefolgt, Treffen voller erotischer Spannung. Aber erst nachdem Peter zu Hause fortgelaufen ist, hat es der junge österreichische Diplomat wieder zurück in ihr Bett geschafft. Klara kann sich nicht damit abfinden, verlassen worden zu sein.

«Wir passen gut zusammen», sagt sie, ohne seinem Blick auszuweichen.

«Lügnerin», erwidert er. Mit einem Seufzer greift er nach seiner Jacke, zieht ein zusammengefaltetes Blatt aus der Tasche und legt es auf den Schreibtisch.

«Genau in einem Monat wird Hermann in Innsbruck sein. Du kannst ihn treffen, er weiss Bescheid.»

Mit einem Satz ist sie aus dem Bett, und kurz glaubt er, sie wolle ihm um den Hals fallen, aber Klara faltet nur hastig den Zettel auseinander, um sich die Adresse einzuprägen.

Konrad ist mit zwei Schritten an der Tür. «Gib auf dich acht», sagt er leise, aber sie hört nicht einmal, dass er hinausgeht.

Aus Liebe zu Peter

Innsbruck, Taisten, November 1963

Das Telefonat war kurz. Hermann hat Klara Anweisungen gegeben. Maria-Theresien-Strasse, ein kleines Café auf der Höhe der Annasäule. «Ganz einfach zu finden», hat er gesagt. «Punkt neun. Ich warte nicht.»

Klara ist zu früh gekommen und hat in einem Hauseingang Stellung bezogen. Sie mustert die Passanten auf der grossen Einkaufsstrasse. Nichts fällt auf in diesem morgendlichen Gewusel aus Lodenmänteln und ein paar vereinzelt Pelzen.

«Wie er es bloss geschafft hat?», fragt sich Klara. Obwohl er von der gesamten italienischen Polizei gesucht wird, bewegt er sich hier, vierzig Kilometer von der Grenze entfernt, vollkommen frei. Dann entdeckt sie eine hochgewachsene Gestalt mit schwarzem Filzhut in der Menge. Der linke Ärmel ist leer und steckt in der Tasche, damit er nicht herabbaumelt. Klara eilt ihm entgegen, und gemeinsam erreichen sie den Eingang des kleinen Cafés.

«Gut», bemerkt er, «du bist pünktlich.»

Sie nehmen im hinteren Teil Platz, Hermann mit dem Rücken zur Wand, den Blick auf die Tür geheftet. «Ich weiss, warum du mich sehen wolltest», beginnt er ohne Umschweife. «Konrad hat es mir erklärt. Ich weiss sehr wohl, dass Peter nicht ausgepackt hat. Zumal er nichts über mich weiss.»

«Ihr hattet ein Treffen im Gasthaus organisiert», ruft ihm Klara ins Gedächtnis.

«Das war ein Notfall», Hermann macht eine beiläufige Geste.

«Wir brauchten ein Versteck für den Sprengstoff, da das vorherige aufgeflogen war. Und ausserdem wollte ich schauen, ob Peter

und sein kleiner Freund mehr draufhaben, als es den Anschein hatte.»

«Aber dem war nicht so», ergänzt Klara.

«Die hatten zu viel zu verlieren. Oder zumindest glaubten sie das.»

«Und die Feuernacht?»

«Ein weiterer Fehler», bemerkt Hermann. «Aber der geht vor allem auf deine Kappe. Ohne dich wären sie aussen vor geblieben. Wir konnten sie nicht gebrauchen.»

«Willst du damit sagen, es sei meine Schuld, dass Peter in Schwierigkeiten steckt?»

«Meinst du etwa, du seist unschuldig?»

In Klaras Kopf dreht sich alles, doch sie steuert entschlossen auf das Thema zu, das ihr am Herzen liegt. «Nachdem sie ihn haben laufenlassen, glauben alle, er habe Namen verraten ...» «Ich weiss», unterbricht er, und etwas in seiner Stimme lässt sie aufhorchen. Sie sieht fragend in das hagere, starre Gesicht. «Du warst es», sagt sie leise. «Du hast die Namen verraten und tust es noch.» Kurz scheint er es bestreiten zu wollen, doch dann nickt er.

«Das begreife ich nicht: Du hasst die Italiener, du hasst sie wirklich. Das ergibt keinen Sinn!», protestiert sie. Doch dann, unter dem festen Blick des «Krüppels», gibt sie sich erneut selbst die Antwort. «Du arbeitest nicht für die Italiener.» «Jedenfalls ganz sicher nicht für die Carabinieri.» Er deutet ein Lächeln an. «Bist wirklich ein aufgewecktes Mädel. Du wirst sehr nützlich sein.»

Nützlich für was? Für wen? Klara missfällt die Vorstellung, ein Werkzeug zu sein. Sie will schon eine Erklärung fordern, doch sie überlegt es sich anders. Die Zeit, die ihnen bleibt, ist bald um.

«Es geht nicht um mich», wendet sie schroff ein. «Du musst laut sagen, dass Peter kein Verräter ist. Egal wie, du musst einen Weg finden.»

«Selbst wenn ich ihn finde, würde das nichts bringen», antwortet

er. «Es ist Jahre her, und Überzeugungen lassen sich nicht so schnell ausradieren. Ausserdem ist das Spiel inzwischen komplizierter. Man braucht Helden und auch Sündenböcke. Peter ist ein wandelnder Toter. Und er wandelt eher schlecht als recht, seit sie auf ihn geschossen haben.»

Die Tasse gleitet Klara aus den Händen, landet mit einem dumpfen Scheppern auf der Untertasse. Einige Gäste drehen sich um. Sie setzt ein entschuldigendes Lächeln auf, dann konzentriert sie sich wieder auf Hermann. «Wie bitte? Sie haben auf ihn geschossen?»

«Vor ein paar Wochen, ein Heckenschütze.» Er schildert ihr in groben Zügen, was geschehen ist, ohne Anteilnahme.

Klara ist übel. «Wie kannst du so gleichgültig sein? Peter ist der Sohn deines Freundes!»

Er zieht eine Grimasse. «Das kannst du nicht verstehen.» «Das sagt ihr alle!» Klara schlägt mit der Hand auf den Tisch, ohne sich länger um die Blicke zu scheren. «Ich werde dir jetzt etwas sagen, das ganz leicht zu verstehen ist: Draussen vor dem Lokal wartet ein Freund, ein sehr guter Freund. Er arbeitet im Polizeipräsidium in Bozen, aber ich habe ihn übers Wochenende nach Innsbruck eingeladen. Er glaubt, ich hätte eine etwas problematische Verabredung mit einem Verehrer, den ich loswerden will. Ich brauche nur laut zu rufen, und sofort kommt er herein, um mir beizustehen. Er wird begeistert sein, wenn er entdeckt, dass der vermeintliche Verehrer der meistgesuchte Mann Italiens ist...»

«Verstehe.» Hermann scheint nachzudenken. «Und wenn ich dir sagen würde, dass ich Peter helfe, würdest du mir glauben?» «Ja», sagt sie. «Ich weiss ganz gut, wie Soldaten einer bestimmten Generation ticken.»

«Ich würde mein Wort halten.» Er wirkt, als fühle er sich geschmeichelt. «Schade», fügt er hinzu und erhebt sich.

«Was ist schade?» Klara ist verwirrt.

«Schade nur, dass dieser Freund von dir wegen einer dringenden Sache nach Bozen zurückgerufen wurde ... Ein wichtiger Fall, ein

zu vereitelndes Attentat.» Hermann wirft ihr im Vorbeigehen ein ironisches Zwinkern zu. «Er hat dir nicht mehr rechtzeitig Bescheid geben können.»

Er verschwindet und lässt sie allein und gedemütigt zurück.

Peter ein wandelnder Toter ... ich arbeite nicht für die Italiener ... das kannst du nicht verstehen ... Hermanns Worte wirbeln in ihrem Kopf herum wie ein absurdes Rätsel, dessen Lösung Peter retten würde. Sie muss zurück nach Bozen, muss ihn finden. Sie muss die Zügel wieder in die eigene Hand nehmen. Hinter ihrem Rücken plaudern die Leute weiter. Auf dem Nebentisch, wo Hermann den Hut abgelegt hatte, liegt eine Ausgabe der Tageszeitung «Die Presse». Eine riesige Überschrift prangt auf der Titelseite: **KENNEDY ERMORDET.**

«Günther, wir müssen uns sehen.» Katharinas Ton ist energisch. «Wo bist du?», fragt Günther entnervt. Die Regeln sind klar, er entscheidet, wann sie sich treffen.

«Am Bahnhof.»

«Wie, am Bahnhof? Ich bin heute nicht in Bozen!»

«Ich bin hier», sagt Katharina. Ihr Blick schweift durch die verlassene Bahnhofshalle, den leeren Wartesaal, über die schneebedeckten Berge hinter den Scheiben. Sie ist nur wenige Kilometer von daheim entfernt, aber sie kommt sich vor wie in einem fremden Land.

«Willst du damit sagen, du bist in Taisten?»

«Ja.»

«Bist du verrückt? Ich habe dir doch gesagt, dass du nie wieder einen Fuss hierhersetzen sollst!»

«Sie haben auf Peter geschossen.»

Katharina lauscht auf die Stille, die sich am anderen Ende der Leitung ausdehnt. Sie fühlt sich allein, hilflos. Ein Hinterhalt gegen ihren Sohn, und sie hat erst Wochen später davon erfahren. Die Welt scheint verrückt geworden zu sein, und sie braucht jemanden, an dem sie sich festhalten kann.

«Warte dort auf mich. Geh nicht raus. Ich bin in fünf Minuten bei dir», sagt Günther vehement. «Wenn du den Lieferwagen siehst, kommst du raus und steigst rasch ein.»

Er hängt auf, und Katharina stellt sich hinter die gläserne Eingangstür. Auf's Warten versteht sie sich gut. Während des Krieges hat sie mit einem Kind auf dem Arm gewartet. Und nach dem Krieg mit Peter, der dem Vater so ähnelt, ihrem einzigen Trost. Dann, eines Tages, ist ihr das Bild eines Mannes erschienen, in einem Schaufenster der Bozner Laubengasse, wo sie eigentlich fast nie ist. Das Trugbild einer hohen, kräftigen Gestalt mit breiten Schultern unter dem karierten Hemd. Blaue Augen, dichter Bart, Leinenkappe. Sie hat sich umgedreht, um hinter sich auf die andere Strassenseite zu schauen, aber da war niemand mehr. Dann hat sie sich wieder dem Schaufenster zugewendet: ein eleganter blauer Anzug mit den passenden Schuhen. Mit einem Mal hat sie jemanden hinter sich gespürt, eine vertraute, unvergessene Wärme. Günther, der einzige Mann, wie für sie geschaffen. Sie wusste, dass er eines Tages zurückkehren würde. Und da war er. Doch alles ist anders, als sie es sich erträumt hatte. Es gab Hindernisse. Eine Ehefrau, zwei Töchter.

«Du weisst, dass du nicht herkommen kannst, es ist zu riskant», herrscht Günther sie an. Katharina hat kaum im Wagen Platz genommen.

Er hat Angst, denkt sie, erstaunt über ihre eigene Macht. Daran ist sie nicht gewöhnt. Vielleicht hätte sie eher herkommen sollen.

«Sie haben versucht, Peter umzubringen», wiederholt sie.

«Was ist passiert?», fragt er, die Hände am Steuer und ohne sie anzuschauen.

«Ein Heckenschütze hat ihm aufgelauert, vermutlich einer von euren Leuten. Im Morgengrauen, als er die Lagerhallen, wo er arbeitet, verlassen hat. Gottlob hat es ihn bloss am Bein erwischt.» Sie bringt die Worte kaum heraus, ist besessen von dieser Szene: ihr Kind von einem namenlosen Mörder in einer düsteren Strasse niedergestreckt wie ein Hund.

«Und jetzt ist er bei dir?»

«Nein, er will mich nicht mehr sehen. Wegen des Geldes», sie richtet den Blick auf ihn. Er senkt den Kopf. So viel Anstand hat er, dass er sich schämt. Vielleicht ist er aber auch verärgert, daran erinnert zu werden, dass die Ersparnisse, von denen sein Sohn hätte studieren sollen, dazu herhalten mussten, sein Sägewerk vor der Pleite zu bewahren.

«Ich habe dir gesagt, dass du es zurückbekommst», murmelt er. «So dramatisch ist es schliesslich nicht, ein paar Jahre später mit dem Studium zu beginnen. Du wirst sehen, dass sich das Blatt bald wendet und Peter das Geld mit Zins und Zinseszins zurückbekommt.»

«Das hast du schon vor drei Jahren gesagt», bemerkt sie. «Darum geht es jetzt auch gar nicht. Du musst deinem Sohn helfen, du musst die Kerle auf halten.»

«Aber ich habe keine Ahnung, wer das war!»

«Das ist mir egal. Ihr kennt euch alle. Wenn du nur laut genug bist, wird es die erreichen, die es auf ihn abgesehen haben. Peter hat nichts Böses getan, er hat niemanden verraten, weder Hermann noch sonst wen.» Katharina sieht ihn mit neuer Klarheit. Sie trägt nicht seinen Ring, doch Günther ist der Mann, den sie fürs Leben gewählt hat, allen zum Trotz. Jetzt gerade wirkt er allerdings wie ein Verlierer. Wie jemand, der nichts und niemandem treu geblieben ist, nicht einmal sich selbst. Kein Wort der Zuneigung oder Sorge hat er für den Sohn übrig, der die Frucht ihrer Liebe ist. Er denkt nur daran, die eigene Haut zu retten: Etwas anderes hat ihn nie interessiert.

«Ich versuche es. Aber du musst mir versprechen, nie mehr herzukommen», antwortet er, und sie spürt Abscheu in sich aufsteigen.

«Günther, ich habe alles akzeptiert. Deine Frau. Deine Töchter. Deine Untreue. Das, was du dein neues Leben nennst», wendet sie ein. «Aber mein Leben ist Peter. Ich habe nichts anderes.» «Du hast mich.»

«Nein, du bist nicht da. Du kommst zu mir, wenn es dir passt, weil

deine Frau dich langweilt. Weil du dich daran erinnerst, wie ich mit sechzehn war. Weil es dir gefällt, wenn ich dir sage, dass du der Einzige bist, mit dem ich jemals geschlafen habe.» «Sag nicht solche Sachen. Ich liebe dich!»

Trotz allem wärmt ihr diese leidenschaftliche Erklärung das Herz. Sie lässt es zu, dass er ihre Hand ergreift.

«Ich liebe dich auch», sagt sie. «Für immer. Aber jetzt müssen wir Peter retten. Es genügt nicht, ständig zu wiederholen, dass er kein Verräter ist. Du musst ihnen den wirklichen Verräter ausliefern.» Katharinas Stimme klingt wie ein Peitschenhieb. «Du weisst genau, wer es ist.»

Die Angst in Günthers Gesicht verwandelt sich in Entsetzen. «Ich habe keine Ahnung, wo er ist!», ruft er.

«Lüg nicht!»

«Ich schwöre es!»

«Das ist mir egal. Los, tu es!» Katharina ist ausser sich. «Der Polizist, der das Gerücht über Peter in Umlauf gebracht hat, ist jetzt sein einziger Schutz. Aber nur wenn er bekommt, was er verlangt.»

«Und was ist das für einer?»

«Er arbeitet für die Terrorabwehr. Er heisst Umberto. Schreckt vor nichts zurück.» Katharina ertappt sich bei dem Gedanken, dass dieser Italiener seinen Sohn niemals im Stich lassen würde. Niemals Angst um die eigene Sicherheit hätte. Der wüsste, was zu tun ist. Doch ohne ihn wäre Peter nicht in dieser Lage. Oder doch? Sie hat Günther nie erzählt, dass der Polizist das alte Foto von ihm in Uniform mitgenommen und am nächsten Tag wieder zurückgebracht hatte. Was weiss er?

«Ich werde tun, was ich kann, versprochen.» Günther wirft einen raschen Blick aus dem Wagenfenster, der Platz ist menschenleer. Er legt eine Hand auf ihren Schenkel, beugt sich zu ihr und küsst sie. Das war meine grosse Liebe, denkt er. Seit wann, zum Teufel, ist eigentlich alles schiefgelaufen? Wirtschaftliche Probleme mit dem Sägewerk, Zahlen, die nicht aufgehen, eine unzufriedene

Ehefrau und jetzt dieser Sohn, den er nie gesehen hat. Katharina war die Einzige, die ihm nie Probleme gemacht hat, bisher.

Sie schiebt seine Hand beiseite und öffnet die Wagentür. «Du musst Hermann finden, und zwar schnell, sonst erzähle ich alles deiner Frau und dem Polizisten. Der Augenblick der Entscheidung ist gekommen: Du kannst entweder Peter retten oder Hermann», und sie korrigiert sich sofort: «Besser gesagt: Du kannst entweder Hermann retten oder dich selbst.»

Sie springt aus dem Wagen und eilt in das Bahnhofsgebäude.

In der Halle ist nach wie vor keine Menschenseele, nur ein einzelner Mann scheint sich in der Telefonzelle ein wenig aufwärmen zu wollen. Oder telefoniert er vielleicht? Egal. Katharina fragt sich, ob er aus Taisten ist, ob er sie vielleicht mit Günther gesehen hat. War es wirklich eine gute Idee, herzukommen? Egal, sie hat alles getan, was sie konnte. Jetzt ist er am Zug.

Ausnahmezustand

Von 1962 an kommt es in Südtirol vermehrt zu Aktionen internationaler rechtsextremer Gruppierungen. Im nahegelegenen Veneto ist die neofaschistische Terrororganisation Ordine Nuovo aktiv, aus Deutschland und Österreich schaffen Norbert Burger und seine Leute Verstärkung heran, und man spricht sogar von einer Beteiligung der französischen OAS (Organisation de l'Armée Secrète, einer paramilitärischen Untergrundbewegung, die ursprünglich gegen Unabhängigkeitsbestrebungen in Algerien wirkte). Es ist daher nicht verwunderlich, dass man den Südtiroler Aktivisten und ihren Unterstützern jenseits der Grenze dicht auf den Fersen war. Nachdem ich mir zunächst von Zeitzeugen habe berichten lassen, auf welche Mittel der Staat zur Vereitelung von Attentaten zurückgegriffen hat, begeben mich nun auf Spurensuche in die Archive der Carabinieri und der Guardia di Finanza. Ein interessantes Bild dieses Fünfjahreszeitraums entsteht, als die Spannungen sich verstärkten, auch ausserhalb Südtirols.

Am 27. Oktober 1962 teilt das Bozner Polizeipräsidium den Dienststellen in Norditalien mit, dass «die bekannten gegen den italienischen Staat gerichteten Verbände mit Sitz in Österreich – ‚Bergisel-Bund‘, ‚Befreiungsausschuss Südtirol‘ und ‚Notring für Südtirol‘ – seit einigen Monaten erneut junge ‚Sturmpioniere‘ rekrutieren, die in Gruppen von drei bis fünf Elementen auf italienischem Boden agieren sollen», und dass «in verschiedenen österreichischen Städten der Steiermark, Kärntens und Tirols zu vermeintlich didaktischen Zwecken Lehrgänge zur Perfektionierung

des Umgangs mit Sprengstoff angeboten werden». Eine Bestätigung dafür, dass die Bewegung unterwandert wird. Die «Hinweise» sind detailliert, darunter Angaben, welche Autos wann mit welchen Kennzeichen vermutlich die Grenze passieren, welche Strecken sie fahren, welche Unterkunft gewählt wird (meist Campingplätze und Jugendherbergen, um der Neugier der Polizei zu entgehen).

«Anschläge sind zwischen dem 16. und 23. Juni geplant, zeitgleich mit dem Herz-Jesu-Fest und in Gedenken an die ‚Feuernacht‘ vom 12. Juni 1961», warnt eine Mitteilung vom 13. Mai 1963. Es gälte, «pangermanistische Elemente aus Österreich» im Auge zu behalten, die nach Italien gelangten, und zwar oft «in Begleitung junger Frauen und mit falschen Papieren sowie mit Fahrzeugen deutschen oder österreichischen Fabrikats, mit italienischen Nummernschildern und dem Kennzeichen ‚BZ‘, oder mit österreichischen Nummernschildern und den Kennzeichen ‚G‘, ‚T‘ oder ‚W‘, oder deutschen Nummernschildern mit folgenden Kennzeichen: ‚DAH‘, ‚FFB‘, ‚GAP‘, ‚M‘, ‚PA‘ oder ‚RID‘.»

Was wie ein Buchstabenrätsel klingt, ist in Wahrheit ein wichtiger Anhaltspunkt. Tatsächlich gehen im August 1963 rund ein Dutzend Bomben hoch: Anschlagziele sind Strommasten und Häuser in der Gegend um Bozen, in denen Italiener wohnen, wobei zum Glück keine Opfer zu beklagen sind.

Am 11. März 1963 teilt der Mailänder Polizeipräsident den Carabinieri-Kommandos von Mailand-Ost, Como, Pavia und Varese mit: «Aus sicherer und zuverlässiger Quelle müssen wir trotz der Ruhe in den letzten Tagen, die vermutlich auf die Festsetzung eines mit Sprengstoff beladenen Fahrzeugs an der Brennergrenze zurückzuführen ist, für die nächsten Monate mit vermehrten Terroraktivitäten durch extremistische Elemente aus Südtirol rechnen. Unter anderem soll im kommenden Frühling ein Sprengstoffanschlag auf das grösste Treibstofflager Liguriens, in der Nähe von Genua, geplant sein.» Am 27. und 28. April jenes Jahres explodieren zwei Bomben in Genua und in Mailand, allerdings in

der Gepäckaufbewahrung der Bahnhöfe. In Genua kommen keine Menschen zu Schaden, in der lombardischen Hauptstadt gibt es dagegen sechs Verletzte. Die Gewalt breitet sich aus. Es handelt sich nicht mehr nur um von der sezessionistischen Minderheit einer kleinen Bergprovinz verursachte Unruhen. Nun herrscht echter Terroralarm, der in ganz Norditalien von einer Polizeistation zur nächsten überspringt. Und auch über die Grenze hinauswirkt, wenn man bedenkt, dass auf die antiitalienischen Anschläge vom August im September der von Neofaschisten verübte «Gegenanschlag» von Ebensee bei Salzburg folgt, bei dem, wie bereits erwähnt, eine Person, der österreichische Gendarmerieinspektor Kurt Gruber, getötet und elf weitere Personen verletzt werden. Über dieses Attentat sagt Silvano Russomanno in dem Interview mit Sergio Zavoli: «Soweit ich mich erinnern kann, war es das einzige Mal, dass jemand – also einer meiner Vorgesetzten – mich darum bat, abzuwarten, hinauszuzögern. Und zwar, wie ich sagen muss, zu Recht, denn die Entdeckung, dass Neofaschisten in Österreich Anschläge verübten, war uns ein willkommenes Druckmittel gegenüber der österreichischen Polizei.»

Parallel werden Überwachungsmaßnahmen verstärkt. Eine Mitteilung vom 28. Juli 1963 empfiehlt, «verdächtigen Elementen, meist jungen deutschsprachigen Personen beiderlei Geschlechts sowohl aus dem In- als auch dem Ausland, mit höchster Aufmerksamkeit und besonderem Nachdruck zu begegnen». Im November 1963 werden Kommandanten der Carabinieri angehalten, die Überwachung mittels gelegentlicher «Patrouillen innerhalb und in unmittelbarer Umgebung ausserhalb der Kasernen, insbesondere während der Nachtstunden» zu verstärken. Es ist immerhin Wahljahr: Am 4. Dezember 1963 wird die erste Regierung unter Moro gebildet, an der zum ersten Mal die Sozialisten beteiligt sind. Drei Tage später sollte in Mailand der Mammutprozess gegen die Verantwortlichen der Feuernacht beginnen.

Im Mai 1964 kommt es in Genf zu einem Treffen der beiden Aus-

senminister Österreichs und Italiens, Bruno Kreisky und Giovanni Saragat. Doch keinem, der ein Interesse an der Aufrechterhaltung der Spannungen und Unruhen hat, liegt etwas an einer Einigung.

Was in den Südtiroler Polizeistationen und auf den Tischen der Untersuchungsrichter landet, ist immens: Denunziationen, authentische Informationen, falsche Fährten. Wie lässt sich zwischen nützlichem und wertlosem oder, für die Ermittler noch schlimmer, irreführendem Material unterscheiden? Zu mangelhafter Kenntnis der Gegend, der Traditionen und geografischen Gegebenheiten kommt das Sprachproblem.

Als wirksam hat sich die Präsenz vor Ort erwiesen: Besuche in den Bars, Gasthöfen, Kirchen, Gespräche mit dem Bürgermeister, das Beachten der geltenden Gepflogenheiten. Und eine möglichst genaue Kenntnis der Gegend. Zeugnis hierfür liefert ein Dokument aus dem Jahr 1968 von dem Kommando der Guardia di Finanza, Unterabteilung «Ahrntal», das seinem Verfasser alle Ehre macht. In dem als GEHEIM gekennzeichneten Bericht werden akribisch alle Dörfer der Umgebung aufgeführt, lokale Besonderheiten, Aktivitäten und nennenswerte Persönlichkeiten. Es finden sich Einträge zu jedweden antiitalienischen Tendenzen innerhalb der Oberschicht, etwa Bürgermeister, Pfarrer oder Grossgrundbesitzer; detaillierte Informationen zu Betrieben bis hin zu Maschinen und Anzahl der Angestellten, Grösse der bewirtschafteten Flächen, der Wälder oder Stückzahl an Vieh. Darüber hinaus finden sich genaue Angaben zur Finanzlage der angesehensten Einwohner und über ihre politische Zugehörigkeit, um die Finanzierungswege der Terroristen nachzuverfolgen.

Unter dem Eintrag «Aktuelles» erscheint eine genaue Beschreibung «lokaler Institutionen», von den Schützen über die Feuerwehr bis hin zu den Köpfen der Parteien. Der Berichterstatter schreibt Folgendes:

Politische Unruhen

Von den vier in Augenschein genommenen Tälern ist das Tauferetal am stärksten von antiitalienischen politischen Unruhen betroffen. Psychologisch gesehen unterstützt ein Teil der Bevölkerung die vier sogenannten Puschtra Buibm und auch die für die Attentate im Brunecker Talbecken verantwortliche Terrorgruppe, deren Mitglieder übrigens aus besagtem Tal stammen. Ein besonders intensives Zentrum der antiitalienischen Propaganda ist der Gasthof Steger in Mühlen. [...]

Ortsvorsteher

Die Ortsvorsteher sind strenge und getreue Vollstrecker der Anweisungen durch die SVP. Sie gehören nahezu ausschliesslich dem extremistischen Flügel an. Nicht selten stösst man in ihrer Vergangenheit auf eine Zugehörigkeit zur «SS» oder «Wehrmacht», häufig im Zusammenhang mit Sondereinsätzen.

Nicht selten schränken Massnahmen den Alltag ein. Am 10. März 1965 legt das Postministerium die Modalitäten zur «Wiedereinführung des Postpaket-Zustelldienstes zwischen Österreich und Italien» fest, dieser Dienst war zum Erliegen gekommen. Es wird verlangt, dass alle Pakete vom österreichischen Zoll an der Grenze geöffnet werden. Dann sollen sie wiederverschlossen, mit dem Prüfvermerk *Vérifié* versehen und bis zu ihrer Weiterleitung unter Verschluss gehalten werden. Das gilt auch für Pakete mit Fernziel, die Italien nur passieren. Ein Vorgehen wie in Kriegszeiten. Ein Dokument des Generalkommandos der Carabinieri vom 10. Oktober 1966 gibt offiziell die Einrichtung einer dem Siebten Carabinieri-Bataillon von Bozen angegliederten «Spezialeinheit zur Verstärkung in Südtirol» bekannt. Diese besteht aus «ausgewählten Elementen des Militärs (Carabinieri, Alpini, Fallschirmjäger der Sabotagegruppe), der Guardia di Finanza und der Polizei

(Polizia di Stato)». Es ist die Zeit unmittelbar nach dem Anschlag auf der Steinalm vom 9. September 1966, bei der eine Kaserne der Guardia di Finanza zerstört wurde: Drei Angehörige dieser Einheit wurden dabei getötet, vier verletzt. Auch dieses Jahr bleibt nicht von Explosionen und Feueregefechten verschont.

«Vieles (nicht nachlassende Terroraktivität während des Winters, verstärkte ‚irredentistische‘ Propaganda innerhalb der SVP durch deren extremistischen Flügel) deutet darauf hin, dass es im Frühling und möglicherweise bereits zuvor zu einer massiven Wiederaufnahme von Aktionen durch staatsfeindliche Gruppierungen kommen wird.» In einem Interview im Juli mit dem deutschen Fernsehsender ARD hat Norbert Burger neue Anschläge angekündigt, was zu Reaktionen auf höchster Ebene führt: Der deutsche Außenminister Gerhard Schröder hat die Sendung offiziell verurteilt, da sie den Auslandsbeziehungen der Bundesrepublik schade.

Die Aufgaben der neuen Spezialeinheit sind: «Die Überwachung der besonders unwegsamen Grenzgebiete zu Österreich durch Patrouillen und feste Stellungen in Zusammenarbeit mit den bereits stationierten Grenztruppen. [...] Erweiterung und Verstärkung der Aktivitäten der in besagtem Grenzgebiet operierenden mobilen Einheiten.» Anhang Nummer 1 ist als STRENG VERTRAULICH gekennzeichnet und enthält einen Organisationsplan ohne Namen, aber mit der Beschreibung der Zusammensetzung der Einheiten: Ausser dem Kommando gibt es acht «Mannschaften», bestehend aus drei Gruppen zu sechs Mann, plus einen Kommandanten. Geplant ist die «Aktivierung von 65 Truppenabteilungen». Zu den verschiedenen Massnahmen gehören: «verstärkte Strassenkontrollen und damit einhergehend die Erstellung von Karteien zur Erfassung der kontrollierten Personen und Fahrzeuge; Bereitstellung (noch in Vorbereitung) von 100 italienischen W1-Stolperminen durch die IV. Carabinieri-Truppe, zum Einsatz – ohne Gefährdung von Personen – für nächtlichen

Falschalarm zwecks passiver Verteidigung besonders exponierter Kasernen.» Folgende Verstärkung wird gefordert: «50 Unteroffiziere und 250 Truppenangehörige; [...] Einsatz von 65 Unteroffizieren und 250 Truppenangehörigen an den Pässen und Übergängen; [...] Bildung von neun weiteren Staffeln [...]; Überwachung entlang der Bahntrasse (benötigte Einsatzkräfte: 72 Truppenangehörige).» Ausser Männern und Waffen werden auch Hundestaffeln angefordert. Bis zum 1. Dezember 1967 wird jegliche Versetzung von Personal bei der Bozner Ortsgruppe gestoppt. «Die beschriebenen Massnahmen sollen der Truppe helfen, dem Terrorismus entgegenzuwirken, wenngleich solche Aktivitäten nur durch angemessene, auch juristische Spezialvorkehrungen gänzlich zunichtegemacht werden können.»

Diese weitreichenden Massnahmen werden durch ein Klima permanenter Bedrohung gerechtfertigt. Deutliches Zeugnis hierfür liefert eine Aktenmappe mit «Notizen», in denen von Waffenfunden in den Wäldern, von der Sichtung verdächtiger Personen und in zwei Fällen von der Entdeckung nicht gezündeter Sprengsätze die Rede ist. Sie stammen aus dem Sommer 1967 und betreffen überwiegend die Gegend um die Porzescharte in der Provinz Belluno. Ende Juli sind Warnmeldungen fast schon an der Tagesordnung, und der Ablauf ist fast immer derselbe: So eröffnen zum Beispiel am 25. Juli 1967 «einige Personen», die man in der Nähe der Grenze überrascht hat, das Feuer, nachdem man ihnen befahl, stehen zu bleiben. «Bei dem Gefecht wurde ein Finanzier verletzt. Die oben genannten haben sich auf österreichischem Boden in Sicherheit gebracht», so heisst es in dem Bericht. Wenige Tage später, in der Nacht des 28. Juli, beobachten «Alpini des in der Gemeinde von San Pietro di Cadore gelegenen Kontrollpunkts am Tilliacher Joch die Schatten dreier aus österreichischem Gebiet kommender Personen». Die Soldaten eröffnen das Feuer, aber wegen des Nebels gehen die Schüsse ins Leere, und als sie am Morgen dort erneut gemeinsam mit den österreichischen Kollegen nachforschen, finden sie «an der Grenzlinie auf italienischer Seite

frische Spuren zweier Personen». In der Nacht des 30. Juli derselbe Ablauf am Tiliacher Joch und an der Cima Frugoni. Wobei es exakt einen Monat zuvor bereits einen Anschlag an der Porzscharte geben hat: Warum konzentriert man sich auf diesen Pass?

Die Stimmung in den Kasernen ähnelte vermutlich einem Belagerungszustand. Nächtliche Schiessereien, die ständige Bedrohung durch Männer, die in den Wäldern zu Hause sind, dazu Explosionen, immer näher, immer häufiger.

Ein Aktenordner des Historischen Archivs des Carabinieri-Kommandos mit der Aufschrift «Terroraktivitäten in Südtirol», der lediglich den Zeitraum Oktober bis Dezember 1967 umfasst, enthält rund 30 Kurzberichte zu ebenso vielen Anschlägen, von denen viele vereitelt wurden. Bei einem handelt es sich um den leider sehr schweren bekannten Fall des mit Sprengstoff gefüllten Koffers, der am 30. September am Bahnhof von Trient in dem Zug von München nach Rom gefunden wird. Zwei Polizisten, Filippo Foti und Edoardo Martini, kommen bei dem Versuch ums Leben, den Sprengsatz in einem abgelegenen Bereich des Güterbahnhofs zu entschärfen. In einem anderen Kurzbericht geht es um eine seltsame Gegenattacke: Am 7. Oktober 1967 wird auf der Treppe der österreichischen Botschaft in Rom «ein Paket in Form einer Zeitbombe» gefunden. Darin enthalten sind «kleine Zementsteine, umwickelt mit dem Einband eines Italienisch-Wörterbuchs; dazu gedruckte Flugblätter, unterzeichnet mit ‚Gioventù Italiana Caravella‘, in denen der Protest gegen die Terroranschläge in Südtirol bekundet wird». Weitere Flugblätter mit der Aufschrift **TERRORISTENSCHWEINE, BALD VERRECKT IHR ALLE** werden am 22. Oktober in Brixen verteilt.

Das Bild, das sich aus den Unterlagen der italienischen Polizei insbesondere für die Jahre 1966 bis 1967 ergibt, ist mit anderen Worten das eines niedrigschwelligen Krieges. Im Juli 1967 formuliert es Norbert Burger in einem weiteren Interview, diesmal mit dem «Spiegel», sehr deutlich. «Glauben Sie immer noch, dass

Attentate Südtirol nützen?», fragt der Journalist. Und der Neonazi antwortet: «Sie sind heute notwendiger denn je.»⁶ Es müssten so viele Bomben hochgehen, sagt er, dass Gesamteuropa seine Aufmerksamkeit auf diese Provinz richte. An Mitteln mangelt es nicht. Am 28. Oktober 1967 entdeckt die Guardia di Finanza in einer Felsschlucht bei Schleis in der Gemeinde Mals im Vinschgau ein Geheimarsenal: vier Kilogramm Donarit, ein Kilo Sprengelatine, 62 Meter Zündschnur, 35 Zünder, 92 Patronen für Mauserpistolen. Es ist nur eines von vielen Verstecken.

Hinzu kommen Berichte über Sicherheitskontrollen und Verhaftungen, in einem Fall geht es um die Festnahme einer 22-jährigen Kellnerin, «Maria», die der «Bildung einer politischen Verschwörungsgemeinschaft» bezichtigt wird. Ein anderer betrifft den 25-jährigen Landwirt «Adolfo», in dessen Haus eine Antipersonen-Stolpermine und eine Nebelkerze aus dem Besitz des italienischen Heeres gefunden wurden. Zwei Brüder aus Eppan widmeten sich dagegen vermutlich eher der Wilderei, da in dem Bericht unter den konfiszierten Materialien nicht nur Waffen und Munition, sondern auch «neun Kilogramm Rehfleisch» erwähnt werden. An einem ungemütlichen Nachmittag Ende November (in dem Bericht ist von «widrigen klimatischen Bedingungen» die Rede) entdeckt eine Hubschrauberpatrouille an der Grenze ein Leichtflugzeug nebst zwei Personen. Was wird transportiert? Wohin ist es unterwegs? Um diese Jahreszeit kann es sich kaum um Touristen handeln.

Immer wieder geschehen merkwürdige Dinge: So taucht zum Beispiel ein Brief mit der Bitte um Geld auf, den zwei Apotheker aus Leifers beziehungsweise Auer den Carabinieri in ihren Dörfern übergeben. Darin fordert eine (auch orthografisch) höchst seltsame Vereinigung namens «Komitato per la liberazione del Südtiroler-BAS-Linz» in einem ungemein eigenwilligen Italienisch eine Art «Leihgabe», mit dem Versprechen, diese zurückzuzahlen und ausserdem merkwürdige Begünstigungen zu gewähren. Der Brief beginnt folgendermassen:

Herr Direktor!

Sie werden gebeten, den Patrioten von Südtirol eine Summe auszuhändigen, die Ihnen in zehn Jahren doppelt zurückgezahlt werden soll.

Bringen Sie das Geld zu 100'000er-Scheinen in Wasser abweisendes Papier gewickelt in einem grauen Umschlag zu dem unten angegebenen Ort.

Es folgen elf «Regeln» zur Übergabe, in einem ebenfalls sehr seltsamen Ton. Die letzte lautet: «Halten Sie sich von öffentlichen Gebäuden und Kasernen fern. Sie sind unser Freund, und wir wollen nicht, dass Ihnen etwas Schlimmes zustösst. Verstecken Sie diesen Brief, der Ihnen in zehn Jahren nützlich sein wird, um sich als einer der Unseren auszuweisen.»

Wir befinden uns bereits im Jahr 1968, und dieses Dokument wirkt wie ein Scherz oder schlimmstenfalls wie ein Betrugsversuch, bei dem man auf die Naivität der mit den «Kämpfern» sympathisierenden Südtiroler setzt. Aber es ist ein interessanter Indikator für den in der Provinz herrschenden Irrsinn. Ein Irrsinn, der jedoch letztlich die gesamte Halbinsel beherrschte, wenn man die Berichte und Reportagen in der Presse bedenkt, die in dieser Zeit blutigster Auseinandersetzungen – mit dem Anschlag auf der Porzescharte als, wie wir noch sehen werden, traurigem Höhepunkt –, also in der Zeit von 1966 bis 1967, der Südtirol-Frage gewidmet waren.

Am 28. Juli 1966 schickt die Tageszeitung «Roma» einen Reporter zur Beerdigung des bei dem Attentat von Sankt Martin in Gries ums Leben gekommenen Finanziers Salvatore Cabitta. «Die Patrouillen und Durchsuchungen dauerten den gesamten Tag an, leider ohne Ergebnis. Hunderte Männer sind an diesen Operationen beteiligt. Laut Berechnungen belaufen sich die staatlichen Kosten allein für die Überwachung des Grenzbereichs auf über eine Milliarde Lire pro Jahr», berichtet der Journalist.

«Jenseits der Grenze gibt es jemanden, der die Zügel der organi-

sierten Kriminalität in der Hand hält und mit kalter Berechnung die Steine auf dem Spielbrett Südtirol verschiebt», schreibt die Tageszeitung «11 Tempo» am 6. August 1966 und berichtet auch von dem Antrag, den der Abgeordnete des neofaschistischen MSI, Giorgio Almirante, am Tag zuvor im Parlament eingebracht hat und mit dem er dazu auf ruft, «jegliche internationalen Verhandlungen über die innere Ordnung der Provinz Bozen abubrechen, da es sich um eine Angelegenheit des Innern mit alleiniger Zuständigkeit des italienischen Staates handelt». In der Zeitung ist ausserdem zu lesen, dass Aldo Moro mit seiner Familie in Trient angekommen sei, um in Predazzo «ein wenig Erholung» zu geniessen. Angesichts des herrschenden Klimas scheint der Ministerpräsident jedoch weniger Erholung gesucht, als vielmehr die Absicht verfolgt zu haben, ein Zeichen der Präsenz zu setzen in diesem Klima der Agitation. Doch das genügt nicht, und der Herbst wird keinen Frieden bringen.

Am 10. September 1966, einen Tag nach dem Anschlag auf der Steinalm, titelt die Tageszeitung «Paese Sera»: «Südtirol-Problem am Montag im Parlament. Zahlreiche Anfragen und Anträge vorgelegt. Deutscher Revanchismus trägt massgeblich Verantwortung. Schmerz und Bedauern auch in Südtirol.» Innenminister Paolo Emilio Taviani, so heisst es in dem Artikel weiter, habe sich persönlich für Untersuchungen vor Ort begeben. «Als sie von dem tragischen Ende der beiden Finanziere an der Grenze erfuhren, sind Nenni und Moro unverzüglich zu einem Treffen im Palazzo Chigi zusammengekommen und haben anderthalb Stunden über die neue Situation beraten. Über die Beratungen mit Nenni hinaus steht der Ministerpräsident auch in engem Kontakt mit dem Staatspräsidenten, dem Finanzminister und dem Innenminister. [...] Ebenfalls gestern hat der Papst [Paul VI., Anm. d. Autorin] in einem Telegramm an den Bischof von Bozen durch Staatssekretär Cicognani sein Beileid für die Opfer bekunden lassen und seiner tiefen Bestürzung angesichts des erneuten Gewaltaktes Ausdruck

verliehen.» Alle, und insbesondere die Vertreter der italienischen Linken, sprechen von einer neofaschistischen Urheberchaft der Attentate.

In ihrer Ausgabe vom 18. September 1966 widmet die Wochenzeitung «Epoca» unter der Überschrift *Verbrechen und Unruhen* die Titelseite Südtirol. Auch wirtschaftliche Bedenken kommen zur Sprache: «Bis Dezember werden über den Brennerpass zehn Millionen Touristen nach Italien gelangen.» Die Grenze zu schliessen, die tagtäglich in beiden Richtungen von bis zu zwanzigtausend Fahrzeugen passiert wird, sei undenkbar, betont der Artikel. Ein paar amüsante Details zum Besuch von Minister Taviani finden ebenfalls Erwähnung: «In den letzten Tagen gab es einige hohe Beamte, die vor allem dafür zu sorgen hatten, ihm mit absoluter Pünktlichkeit das Frühstück aufs Zimmer zu bringen. Während zwischen Bozen und dem Brenner die Telefondrähte heiss liefen, schrie einer der Beamten energisch: ‚Der Joghurt, ihr dürft auf keinen Fall den Joghurt vergessene»

Am 2. Oktober 1966 veröffentlicht die wöchentlich erscheinende Sonntagsausgabe «La Domenica del Corriere» die Fahndungsfotos von acht gesuchten Personen, «die in allen Polizeistationen Italiens zu sehen sind». Es handelt sich um: «Norbert Burger, Georg Klotz, Sigfrido Steger, Giuseppe Forer, Enrico Oberlechner, Heinrich Oberleiter, Luigi Larch, Carlo Äusserer.» Wer weiss, weshalb nur einige der Südtiroler Namen italianisiert wurden. «Diese acht Männer gehören zu den gefährlichsten Vertretern des rechtsradikalen Terrorismus», erklärt das Blatt rundheraus.

Das ist also die Situation Mitte der 1960er-Jahre. Die Polizei fühlt sich gleichsam im Krieg gegen einen Feind, dessen Identität sie kaum zu erfassen vermag, der jedoch allgegenwärtig und erbarungslos zu sein scheint. Die Gesichter der «Staatsfeinde» prangen in der Sonntagsausgabe der wichtigsten italienischen Tageszeitung. Die ranghöchsten Politiker befahlen, die Reihen zu schliessen, die Ermittlungen zu intensivieren und Grenzen zu

überwinden. Doch es ist bereits alles unternommen worden.
Wirklich alles?

Um die letzten gewaltsamen Auseinandersetzungen der 1960er-Jahre und die dahintersteckenden Machenschaften zu durchdringen, müssen wir in ein entscheidendes Jahr zurückkehren: das Jahr 1964.

Die Arsenale der CIA

Bozen, Winter 1964

Klara hat Weihnachten und Silvester verstreichen lassen, ohne sich daheim blicken zu lassen. Ihr war nicht nach Feiern zumute, zumal die Festtage in Südtirol so gefühlsbetont sind mit ihrem Lichterzauber, dem schillernden Eis, einen Becher heissen Glühwein in den behandschuhten Händen. So trügerisch. In dem gerade angebrochenen Jahr ist kein Platz für derartige Zerstreuungen. Der Deckmantel der schönen Gefühle, der Gedanke an Familie und Kinder, die Verheissungen eines bequemen Lebens, all das sind Feinde, die es zu meiden gilt.

Sie verlässt die kleine Wohnung in der Mustergasse, die ihr Vater angemietet hat, als sie ihm kurz nach ihrem Treffen mit Hermann erklärt hatte, sie wolle zurück nach Bozen ziehen.

Franz war ein Stein vom Herzen gefallen: Er hat keine Fragen gestellt. Und auch Peter nicht bei ihrem Wiedersehen. Er humpelt noch, aber er hat sie sogleich in seine starken Arme geschlossen, die sie nie hat vergessen können. Wortlos haben sie sich ihre Abwesenheit, ihre Affären verziehen, haben gelobt, sich gegenseitig zu beschützen. Und zu bewahren, was sie verbindet.

Klara betritt das Arbeitszimmer des Vaters, ohne anzuklopfen.

Franz lächelt, hebt den Kopf aus seinen Aktenbündeln. «Na, so was!», ruft er und kommt ihr entgegen. «Was für eine Überraschung! Seit Wochen bist du schon hier, und erst jetzt fällt dir ein, deinen alten Vater zu besuchen?»

«Du bist nicht alt.» Klara schliesst ihn fest in die Arme, spürt seine Verwunderung. «Ausserdem haben wir oft telefoniert.»

«Ja, aber am Telefon ist es was anderes.» Franz schiebt sie ein Stück von sich, um sie zu betrachten. «Du wirkst erwachsener.»

«Willst du damit sagen, ich hätte Falten?»

«Falten nicht, aber Sorgen schon.» Der Vater lässt sich von ihrem scherzhaften Ton nicht in die Irre führen. «Allerdings ist ja auch einiges passiert.»

«Du behältst mich wohl ständig im Auge, was?»

«Vor allem jetzt, wo du dich wieder mit diesem Peter triffst. Es gibt einige, die deinen Freund hier in Bozen nicht aus den Augen lassen.»

«Zum Glück nicht genau genug», antwortet sie düster. «Papa ... ich muss dir etwas sagen.»

Im ersten Augenblick denkt er: Sie ist schwanger. Rosa wäre so glücklich darüber, sie träumt von einem Enkelkind, von Normalität. Aber nein, das ist es nicht. Klara ist ihm viel zu ähnlich. «Komm, setz dich, wir trinken einen Kaffee», er deutet auf die Sitzecke mit dem Sofa, dem kleinen Sessel und dem niedrigen Tisch und geht hinaus, um der Sekretärin Anweisungen zu geben. Als er zurückkehrt, steht Klara vor der grossen Südtirol-Karte. Er nähert sich ihr.

«Die kam mir immer riesig gross vor, diese Karte», sagt sie mit dem Rücken zu ihm. «Aber eigentlich ist sie ziemlich klein, oder?»

Der Vater legt ihr eine Hand auf die Schulter. «Nicht die Karte ist klein», sagt er, «sondern das Spiel ist so viel grösser.» «Die Idealisten der ersten Stunde werden nicht mehr gebraucht oder höchstens als Märtyrer für die Sache. Nun ist die Zeit der Experten gekommen», wagt sich Klara vor. «Leute wie Kerbler, oder Borth. Deshalb hast du mir ihre Namen genannt. Nicht damit ich sie im Auge behalte, mich hättest du dazu sicher nicht gebraucht. Sondern damit ich es begreife.»

Einen Augenblick lang sagt er nichts. Dann schliesst er seine Tochter impulsiv in die Arme. «Und du hast es begriffen. Ich bin stolz auf dich», flüstert er ihr ins Haar. Die Sekretärin kommt mit dem Kaffee herein. «Komm, setz dich», fügt er fast im Tonfall eines Chefs hinzu.

Ihr Gespräch dauert eine Stunde. Franz erläutert ihr die stete Ver-

schärfung der Lage, das Netzwerk des Rechtsterrorismus, das sich in ganz Europa erneut findet, die Krise der amerikanischen Politik nach der Ermordung Kennedys, die Notwendigkeit, auf jedes Mittel zurückzugreifen – selbst auf Neofaschisten wie die vier Attentäter von Ebensee oder auf Neonazis wie Borth oder Doppelagenten wie Kerbler –, um das Voranschreiten des Kommunismus im Westen zu verhindern. Italien sei in Gefahr, erklärt er. Die Wahlen im Jahr zuvor haben zur ersten Regierung eines Mitte-links-Bündnisses unter Aldo Moro geführt, der sich der Sozialistischen Partei unter Nenni geöffnet hat. Darüber hinaus rechnen alle bei den für das laufende Jahr anstehenden Kommunalwahlen mit einem deutlichen Zuwachs für die Kommunisten. Anscheinend ist Staatspräsident Antonio Segni nicht länger in der Lage, das Gleichgewicht der Kräfte zu wahren. Die Amerikaner befürchten, dass die so mühsam errichtete antikommunistische Front ausgerechnet in Italien durchbrochen werden könnte. Südtirol und die Brennergrenze sind nach wie vor wichtig, aber inzwischen nur mehr ein Teil einer umfassenderen Strategie.

«Der italienische Arzt, der Peter behandelt hat, ist Kommunist», bemerkt Klara. «Willst du damit sagen, dass die Gefahr nun von Leuten wie ihm ausgeht und nicht von denen, die Bomben legen?»

«Noch nicht, aber es könnte so weit kommen. Selbst hier.» Der Vater erhebt sich. «Hast du ein paar Stunden Zeit für mich?» «Für dich immer», antwortet sie und folgt ihm nach draussen.

Wenige Minuten später sitzen sie im Auto und fahren nach Süden in Richtung Kälterer See.

«Es gibt da eine Sache, von der ich dir noch nicht erzählt habe. Ich war in Hall», gesteht Klara unvermittelt. Sie sieht ihn erstarren, erstaunt. Wenigstens dieses eine Mal ist es ihr gelungen, sich der Überwachung durch ihre «Schutzengel» in Innsbruck zu entziehen. «Ich habe Doktor Leitner aufgesucht. Er hat mir von Michael erzählt.»

Franz schweigt weiterhin.

«Du hättest nichts tun können, genauso wenig wie er», fügt Klara leidenschaftlich hinzu. «Es ist nicht deine Schuld.»

Er starrt auf die Strasse, schluckt mühsam, als hindere ihn ein Kloss im Hals. Dann sagt er: «Du warst mutig. Viel mutiger als ich.»

Ihr scheint, dass er weint. Also wendet sie sich ab und schaut aus dem Fenster, um seinen Schmerz zu respektieren. In der Ferne glitzert das Wasser des Sees.

«Heinz Leitner war ein Freund. Ich bin sicher, dass er getan hat, was er konnte», fährt Franz fort. «Es gibt nichts, was man ihm vorwerfen oder verzeihen müsste. Was mich betrifft, ist das eine andere Sache. Ich habe einen Fehler begangen, ich habe nicht begriffen, habe nicht rechtzeitig das Weite gesucht. Mit Rosa, mit Michael. Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, habe ich mir gesagt, dass es nicht von Dauer sein, dass die Demokratie die Oberhand behalten würde. Dass sie mit ihren Parolen nur aufstacheln, nur Stimmen gewinnen wollten und dass die politischen Erfordernisse sie zur Vernunft bringen würden. Viele haben so gedacht. Haben die Augen und Ohren verschlossen. Wir waren furchtbar arrogant.» Er schlägt mit der offenen Handfläche aufs Lenkrad, und Klara hängt an seinem Gesicht. «Ich habe zu spät begriffen, dass Gewalt mit noch heftigerer Gewalt bekämpft werden muss. Es gibt keinen Platz für Tyrannei in dieser Welt, Tyrannen müssen mit Waffen geschlagen werden.»

Franz wird langsamer, sie sind am Ziel. Das letzte Wegstück ist eine Schotterpiste, ringsum nur Wald.

«So bin ich ohne Michael nach Bern zurückgekehrt, und deine Mutter hat aufgehört, mich zu lieben», endet er.

«Das stimmt nicht!», protestiert Klara. «Mama liebt dich sehr, ich habe schon immer gedacht, dass ihr das perfekte Paar seid.»
«Auch das», seufzt der Vater, «ist Teil des Spiels. Nur eine einzige Sache in unserem Leben nach Michael hat nicht dazugehört. Eine einzige Sache war und blieb wahrhaftig.»

«Welche?»

«Du.»

Er schaltet den Motor aus. Die Luft ist von Vogelgezwitscher erfüllt.

Klara bedeckt seine Hand mit ihrer, führt sie an die Lippen. «Und jetzt spiele ich mit», sagt sie zu ihm. «Doktor Leitner hat mir die Sterbeurkunde gegeben ... die von Michael. Mama erzählen wir nichts davon. Ich bewahre sie auf.» Sie wird ihr als mahnende Erinnerung dienen, nimmt sie sich vor. Um im Gedächtnis zu bewahren, was ein verbrecherisches Regime ihrer Familie genommen hat. Die von Osten drohende Diktatur wird nicht einfach vorbeigehen.

Ihr Vater drückt ihr fest die Hand.

Schweigend steigen sie aus dem Wagen und nähern sich einer Almhütte am Ende des Weges. Sie wirkt verlassen und winzig vor dem Berghang mit der Leuchtenburg, die sich unmittelbar dahinter erhebt. Rechts, ganz in der Nähe, deutet ein mit Stacheldraht umzäunter Bereich auf eine Militärbasis hin. Auf einem kleinen Turm halten ein paar Soldaten Wache.

«Komm», sagt Franz.

«Und die da oben?», fragt sie und deutet mit dem Kinn auf die Wachposten.

«Wir sollten uns nur nicht weiter nähern.»

Der Vater öffnet die Tür zu der Hütte. Es riecht abgestanden. Niemand wohnt hier. Entschlossen läuft er auf die Rückwand zu und tritt durch die Hintertür hinaus. Nach ein paar Schritten ist der mit Pflanzen überwucherte Fels erreicht. Duster ist es hier. Er knipst eine Taschenlampe an, bevor er Brombeergestrüpp und Zweige beiseiteschiebt. Dahinter befindet sich eine Stahltür mit einem Zahlenschloss.

«Halte die Taschenlampe», bittet er und stellt die Zahlenkombination ein. Die Tür springt auf, und Franz gibt ihr ein Zeichen, einzutreten. Mit klopfendem Herzen geht sie vor. Sie kann nichts erkennen. Dann das Klicken eines Schalters. Ein starkes Neonlicht tilgt jeden Schatten.

«Bitte sehr. Nun wirst du besser begreifen», sagt Franz.

Der in den Felsen gehauene Raum enthält ein ganzes Arsenal: Sturmgewehre, Präzisionswaffen, Maschinenpistolen, Revolver. Stapelweise Kisten mit Munition, Sprengstoff und Panzerminen. In einer Ecke entdeckt sie verschiedene kleinkalibrige Mörser.

«Ein Waffendepot!» Klara ist beeindruckt, aber nicht wirklich erstaunt. Wie hätte es anders sein sollen. «Es ist wohl nicht das einzige», vermutet sie. «Nur eines von vielen, die für den nächsten Krieg bereitstehen ...»

«Den wir nicht verlieren dürfen», bekräftigt ihr Vater und fährt fort: «Die Engländer und Amerikaner haben gleich 1945 damit begonnen. Leute wie Dulles, Wisner, Angleton ... insbesondere Angleton. Wir waren alle in Bern, dann in Wien. Sie waren es, die diese Geheimnetzwerke aufgebaut haben, sogenannte Stay-behind-Organisationen. Für den Fall, dass die Sowjets Europa besetzen. Anfangs schien das eine gute Idee zu sein.» «Und heute?», sie ist es nicht gewohnt, Unsicherheit aus seiner Stimme herauszuhören.

«Heute sagen manche, dass wir im Begriff sind, die Kontrolle zu verlieren. Dass wir aus Angst vor dem Kommunismus jenen zu viel Macht eingeräumt haben, die nur Chaos wollen», erwidert der Vater. «Und wer weiss, was die Pazifisten in Amerika sagen würden, wenn sie so etwas zu Gesicht bekämen. Aber sie begreifen nichts. Sie leben in einer eigenen Welt und haben vergessen, dass die Bedrohung real ist.»

«Darf ich?» Klara nimmt sich eine Pistole. Sie hat sie aus einer olivgrünen Kiste gezogen.

Er zögert kurz, aber als er sieht, wie seine Tochter die Waffe hält, unerschrocken, aber mit Respekt, sagt er:

«Nimm sie nur. Ich vertraue dir. Aber pass auf.»

Die Zeit der Helden ist vorbei

Bozen und Rom, April bis Juni 1964

Sissis Sonntage laufen stets nach demselben Muster ab. Max schiebt den Rollstuhl um halb elf zur Messe in die vorderste Reihe. Die Tante betet für die von ihr geliebten Menschen, sogar für Kurt, der letztlich auch nur nach dem Weg der Erlösung sucht. Sie betet für die Kriegsgefallenen, die sie nie vergisst.

Manchmal weint sie hinter dem kleinen Schleier. Was hätte sie sonst tun sollen? Stand es in ihrer Macht, die Dinge zu verändern? In ihrem Herzen spürt sie, dass Gott sie nicht mehr erhört. Er hat sich abgewandt. Hat aufgehört, zu ihr zu sprechen.

Nicht einmal er bedarf mehr ihrer.

Dann kommen die jungen Leute zum Mittagessen. Max in Begleitung von Federico, Peter mit Klara. Haushälterin Helga steht den ganzen Morgen hinterm Herd und räumt dann zufrieden die leeren Teller ab. Sissi liebt die Gesellschaft dieser jungen Leute, wie gern wäre sie noch einmal jung, wenigstens für einen Moment. Sie befragt sie zur Politik, dazu, wie sie die Situation einschätzen. Zwei Tage zuvor hat die 19er-Kommission, die beauftragt ist, Vorschläge für ein Autonomiestatut Südtirols zu formulieren, Ministerpräsident Aldo Moro ihre Ergebnisse vorgelegt. Das Ende eines Albtraums?

«Die haben ein Stück Papier unterzeichnet! Drei Jahre Verhandlungen für ein Stück Papièr! Und für uns keine Autonomie und auch kein Österreich.» Peter ist von allen der Skeptischste. Nach Sissi, natürlich.

«Hast du noch daran geglaubt?», fragt Klara lächelnd.

«Es geht nicht darum, was ich glaube, sondern darum, etwas zu tun», erwidert er. «Wir haben den Fehler begangen, auf die Poli-

tik zu vertrauen ... Recht hat, wer den Kampf weiterführt.» Er selbst hat es nicht getan, denkt er bitter. Er hatte nicht den Mut. Und vielleicht hat Klara recht, wenn sie sagt, es sei zu spät. Die Zeit ist ihm zwischen den Fingern zerronnen, er hat die Gelegenheit nicht beim Schopfe ergriffen.

«Schon möglich, aber die Entscheidungen sind längst gefällt worden, und zwar von deutlich grösseren Fischen als euch», wendet seine Freundin ein. «Von Leuten, die weitaus mächtiger sind. Diese Grenze wird nicht mehr verschoben.»

«Die Leier kenne ich. Klingt ganz nach deinem Vater. Die Amerikaner, die alles entscheiden ... Aber unser letztes Wort ist noch nicht gesprochen.»

«Peter hat recht», mischt Max sich ein. «Es lohnt sich zu kämpfen, solange man den Kampf gewinnen kann.»

«Aber welchen Kampf? Das war doch immer nur ein Vorwand.» Klara schnaubt und setzt eine besserwisserische Miene auf. «Das Schicksal Europas wird von Russen und Amerikanern entschieden. Bildet euch bloss nichts ein und gebt euch zufrieden mit dem, was ihr erreicht habt.»

«Hört, hört, die Staatsfrau!», wirft Federico ein. Er mag Klara nicht, immer weiss sie alles besser. Peter will sich gleich gegen diesen Ton verwahren, und Max mischt sich ein, um die Gemüter zu besänftigen. Seit er mit einem Italiener zusammen ist, hat er es in der Disziplin der Diplomatie zur Meisterschaft gebracht.

«Schon gut, wir werden ja sehen», er hebt das Glas und legt die andere Hand auf Federicos Arm. «Lasst uns auf die Liebe anstossen, zumindest in dem Punkt sind wir uns doch einig!», schlägt er mit einem eindringlichen Blick auf den schönen Burschen an seiner Seite vor.

Als sie gehen, lenkt Tante Sissi ihren Rollstuhl ans Fenster. Früher hätte sie sich an dem Gespräch beteiligt, hätte ihre Argumente eingebracht. Punkt für Punkt hätte sie diesem arroganten Mädels Paroli geboten. Aber sie hat gar keine Lust mehr dazu. Stattdessen hat sie noch dem müssigen Geplänkel dieser neuen, unbedachten

Herrscher über die Welt gelauscht, während der Wein in der Flasche weniger wurde.

«Natürlich gibt es gute Gründe zu kämpfen», murmelt sie. «Es gab sie zu meiner Zeit, und es gibt sie noch immer. Nur dass man sterben muss.»

Aber Sterben ist eigentlich kein so grosses Opfer.

Anfangs hatte er sich in Rom immer verlaufen. Ende Juni 1945 war er in der Hauptstadt angekommen, ohne zuvor jemals einen Fuss dorthin gesetzt zu haben. Ein freier Mann. Ein ehemaliger Soldat wie viele andere, mit einer Geschichte, die niemand hören wollte. Die Sieger warfen sich auf ihren Jeeps in die Brust, eine Zigarette im Mundwinkel, lächelten den Mädchen zu und lockten die hübschesten mit ein paar kleinen Geschenken ins Bett. Und er? Ein italienischer Held? Selbst wenn es stimmte, wer interessierte sich denn dafür?

Im Bahnhofsviertel hatte man Aufnahmezentren für die Heimkehrer aus deutscher Kriegsgefangenschaft errichtet. Von dort hätte er in die Heimat zurückkehren können. Aber zu wem? Sein Bruder war an der Front mit der 8. Armee gefallen. Seine Mutter war verstorben, vielleicht aus Kummer, und sein Vater lag schon eine ganze Weile auf dem Friedhof von Trapani, zerfressen vom Salz der Salinen. Dafür standen einem ehemaligen Soldaten die Tore für eine Karriere bei der Polizei offen. In den unruhigen Zeiten, die bevorstanden, wäre Bedarf genug. Und unter den tausend unbekanntem Gesichtern im Bahnhofsviertel war er eines Tages auf ein bekanntes gestossen: das von Hauptmann Giovanni. Einer von denen, die sich in Kefalonia nicht ergeben hatten, die den Massenhinrichtungen, der Sabotage der mit italienischen Kriegsgefangenen beladenen Schiffe und schliesslich der monatelangen Zwangsarbeit in Deutschland entkommen waren.

Umberto hatte indes zu den Soldaten gehört, die nach Badoglios Waffenstillstand 1943 die richtige Seite gewählt hatten und plötzlich von ihren einstigen Kampfgefährten massakriert worden wa-

ren. Doch Kefalonia mit seinem sinnlosen Heldentum war weit fort. Besser, er hätte damals sofort das Weite gesucht. Hätte sich auf ein Boot begeben, wäre nach Drapano gesegelt und hätte sich in der kleinen windgeschützten griechischen Bucht Moira in die Arme geworfen. Jenem Mädchen, dessen Name «Schicksal» bedeutet. Doch das Schicksal hatte eine andere Wendung genommen, und am Ende hatte er sie verlassen.

Der zweite Juni geht dem Ende entgegen, aber Umberto ist noch in Rom geblieben. Er weiss, dass Ettore sich um Bozen kümmert, ihn per Telefon auf dem Laufenden hält. Es war eine gute Idee, ihn darum zu bitten, Katharina zu beschatten. Doch von hier aus betrachtet, erscheint die kleine, zwischen Bergen versteckte Provinz unbedeutend. Hier steht derweil so einiges auf dem Spiel – nicht weniger als der Sturz der Regierung Aldo Moro. Die Parade anlässlich des Festes der Republik, mit ihrem Aufgebot an Gerät, Männern und Spezialeinheiten, wie man sie seit dem Krieg nicht mehr gesehen hat, glich eher einer Truppenübung. Carabinieri-General Giovanni De Lorenzo hatte eine übertrieben hohe Anzahl an Streitkräften herbeordert. Zum 150. Jahrestag seit Gründung der Carabinieri-Truppe, wie er sagte. Aber nach der eindrucksvollen Parade sind die Truppen in der Stadt geblieben. Ein Staatsstreich braut sich zusammen, wobei manche glauben, nur Moro werde zu Fall kommen, weil er den Sozialisten Tor und Tür geöffnet hatte, den verhassten Roten.

Manche scheinen tatsächlich zu glauben, nur im Krieg werde gekämpft und zu Friedenszeiten käme man ohne Militär aus, denkt Umberto resigniert. Er hat immer gewusst, dass das nicht stimmt. Seit Jahren wächst die Zahl der Uniformen und Waffen. Und sein Auftrag in Bozen hat sich im Kern grundlegend verändert. Die Anweisung von oben lautet, «die gute, bisher geleistete Arbeit fortzuführen, ohne es zu übertreiben». Ein paar Kilo Sprengstoff durchrutschen zu lassen ist eine verzeihliche Unachtsamkeit. Die Einheimischen sollen schliesslich wissen, dass die Gefahr noch

nicht gebannt und die Polizei vor Ort ist, um sie zu beschützen. Aber Umberto sträubt sich gegen diese Vorstellung: Seine Aufgabe ist es, zu verhindern, dass Menschen sterben, und nicht das Gegenteil.

Giovanni erwartet ihn an dem gewohnten Platz an einem der Tische in der Bar Bernini. Hauptmann, General ... Seit einiger Zeit zählt in seinem Beruf nicht mehr der Dienstgrad, nur noch die Macht.

«Was geht da vor sich?», fragt Umberto ohne Umschweife.

«Nichts. Zumindest nichts Gravierendes. In ein paar Tagen haben sich die Wogen geglättet. De Lorenzo wird einen Abstecher in den Quirinal machen. Moro wird eine andere Regierung auf die Beine stellen ... eine mit mehr Garantien. Viel Lärm um nichts.»

«Das scheint mir eine gute Nachricht zu sein», bemerkt Umberto.

«Und bei dir oben in den Bergen? Wie läuft es da für dich?» «Genau dasselbe: viel Lärm um nichts. Schiessereien, Explosionen, auch Tote, und im Grunde bleibt alles beim Alten. Aber jetzt...»

«Jetzt ist es an der Zeit, für ein wenig Ordnung zu sorgen», bekräftigt Giovanni. «Du machst schon ganz schön lange Jagd auf diesen Nazi, den ‚Krüppel‘, stimmt’s? Der richtige Zeitpunkt könnte gekommen sein.»

«Denke ich auch. Aber ich brauche Gewissheit», sagt Umberto.

«Mir scheint, dass Leute wie er Leuten wie dir letztlich besonders gefallen.»

Giovanni winkt verärgert ab. «Du weisst nicht, wovon du redest. Nennen wir die Dinge doch beim Namen. Seit John E Kennedy tot ist, hat sich alles verändert. Allem Anschein zum Trotz war er zu nachgiebig mit den Russen, aber mit Johnson im Weissen Haus weht ein völlig anderer Wind. Vielleicht bricht wieder Krieg aus, und dann brauchen wir Waffen, Strategien und kampfbereite Männer. Das ist der Grund, warum *sie* uns so nützlich sind.»

«So weit war ich auch schon. Aber weshalb soll ich mir dann die Mühe machen, Hermann zu verhaften?»

«Ihn und all die anderen. Die Sache da oben muss ein Ende haben, bevor alles aus dem Ruder läuft. Die Märtyrer sterben, die Unverbesserlichen bleiben im Exil, und die klugen Köpfe spannt man vor den eigenen Karren. Du ziehst das Netz an Land, und wir kümmern uns darum, was mit den Fischen geschieht.»

Umberto betrachtet den fast kahlen Schädel, das etwas feiste Gesicht Giovannis. Er kennt ihn seit Jahren, doch er hätte Mühe, seine Gesichtszüge zu beschreiben. Vielleicht hat er gar keine mehr. «Kommt dir das nicht seltsam vor?», fragt er.

«Was? Die Nazis den Kommunisten vorzuziehen? Nein, ich finde es sinnvoll. Wir haben die Kommunisten ja benutzt, als es gegen die Nazis ging, als es galt, den Krieg zu gewinnen.» «Haben wir ihn gewonnen?»

«Keine Spitzfindigkeiten!» Giovanni klopft ihm aufmunternd auf die Schulter. «Nicht dass du mir da oben in den Bergen noch zu philosophisch wirst. Du warst immer ein Mann der Tat.»

«Die Kommunisten zu stoppen ist eine Sache, etwas anderes ist es, Italien in eine Diktatur zu verwandeln.»

«Du kümmer dich darum, bei deinen Bergbewohnern für Ordnung zu sorgen, um Italien kümmer ich mich.» Giovanni erhebt sich und greift nach dem Spazierstock mit dem Silberknopf. «Was ich noch sagen wollte: Mir ist zu Ohren gekommen, du hättest da oben eine Frau gefunden. Eine hübsche Gastwirtin, oder? Also wirst du hiermit nichts anfangen können ...» Er zieht einen Umschlag aus der Tasche und legt ihn vor ihm hin. «Aber ich gebe es dir trotzdem, was soll ich sonst damit anfangen. Ein Freund hat es mir aus Griechenland geschickt. Wie lang das alles her ist ... Und wie man sieht, ist es heute einerlei, ob man sich wie ein Held verhalten hat. Wenn du klug bist, verbrennst du es. Und lässt die Vergangenheit ruhen.»

Umberto bleibt sitzen. Stundenlang starrt er auf das Schwarz-Weiss-Foto. Das junge Mädchen dürfte um die zwanzig sein, neben ihr eine reifere Frau, deren Anblick ihm einen Stich ins Herz versetzt. Kein Zweifel, das ist sie. Moira. Umberto mustert das Gesicht des Mädchens, das Alter könnte passen. Sie sieht ihm ähnlich, ganz bestimmt. Nein, vielleicht ist es nur Einbildung. Ein kranker Wunsch.

Auf die Frauen fällt ein Schatten, es ist der des Fotografen, er hat die Sonne im Rücken. Ein Mann mit Hut. Der Ehemann? Ein Verwandter? Ein Liebhaber? Der wahre Vater? Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit, um auf einen Mann zu warten, der versprochen hat, zurückzukehren.

Katharina hat gewartet, denkt er. Und ihr Mann ist tatsächlich zurückgekehrt.

Geister der Vergangenheit

Bozen, Sommer 1964

Sissi hört die Eingangstür zuschlagen. Dann die Stimme Helgas, der Haushälterin.

«Herr Kurt, ich bitte Sie. Die gnädige Frau ruht gerade.»

Mit brutaler Geste reisst Kurt die Tür zu ihrem Zimmer auf. Sissi sitzt auf dem Bett, gegen die Kissen gelehnt, die Hände im Schoss verschränkt. Die Beinstümpfe in den weissen Strümpfen lugen unter der Steppdecke hervor – ein ungewollt komischer Anblick. Ringsum herrscht eine furchtbare Unordnung, überall liegen Kleidungsstücke wie vor einer Abreise: Kleider, Mäntel, altmodische Röcke. Nach der Mode der guten alten Zeit, ihrer Jugend. Hüte, Schals, ein Haufen Handschuhe, Zeugnisse eines sorglosen, eleganten Lebens, damals, als Sissi in den Salons von Wien und Berlin verkehrte. Auf dem Bett verstreut liegen Fotos, einige von jungen Männern und Frauen, andere von den Eltern und Brüdern, die dieses Leben niemals gutgeheissen haben: zu freizügig und – auch im Umgang mit Fehlern – zu offen für den Geschmack des gestrengen Grossbürgertums. Und für den Kurts, der sie fassungslos anstarrt.

«Bist du am Umziehen?», fragt er ironisch. «Oder gibst du das ganze Zeug endlich für die Armen fort? Du wirst ja wohl kaum noch Walzer tanzen gehen», fügt er spitz hinzu, während seine kräftige Hand nach der zarten Spitze eines schwarzen Abendkleids greift.

«Lass die Finger davon», befiehlt sie. «Das sind nicht deine Sachen. Diese hier nicht.»

«Nein, in der Tat.» Verächtlich lässt er den Stoff sinken. «Die haben dir deine Liebhaber bezahlt, stimmt's?»

«Was willst du?»

Er nähert sich bedrohlich dem Bett. «Ich will, dass du diesen Terroristenfreund von meinem Sohn aus dem Haus jagst.» «Was heisst hier Terrorist. Die haben sogar auf ihn geschossen ...»

«Das interessiert mich nicht. Ob Verräter oder Märtyrer, das ist völlig belanglos. Er ist ein Idiot und ein Hitzkopf, und diese ganze Geschichte dauert schon viel zu lange. Er soll meinen Sohn in Frieden lassen, bevor er ihn noch in Schwierigkeiten bringt.»

«Welche Schwierigkeiten?»

«Was weisst du schon davon, du lebst in einer anderen Welt», schnaubt Kurt. «Aber die Zeit der Helden ist vorbei, und ich will nicht, dass Max am Ende auf der falschen Seite steht.» «Max und Peter sind seit jeher Freunde. Er wird an ihm festhalten.»

«Max wird tun, was er tun muss, um sein bequemes Leben zu sichern», erwidert er. «Er ist bloss ein verwöhnter Bengel, der den grossen Fotografen mimt. Irgendwann kehrt er schon wieder heim. Vorausgesetzt, ich gestatte es ihm.»

«Er bleibt immerhin dein Sohn ...»

«Manchmal habe ich da meine Zweifel, das kann ich dir versichern. Also, wirst du dich dieses Wirtsfrauensohns entledigen?»

«Wenigstens hat er den Mut gehabt, etwas zu wagen. Er hat dafür bezahlt, und zwar mit Gefängnis, weil er sich in Gefahr gebracht hat.»

«Verschon mich mit diesen Freiheitskämpfern», knurrt der Bruder. «Eine Handvoll Marionetten, die sich gegenseitig manipulieren, je nachdem wie der politische Wind gerade weht.» «Die Konflikte sind nicht mehr so einfach», räumt Sissi ein, «aber immerhin haben Max und er sich nicht gedrückt. Sie wären in den Krieg gezogen», fügt sie hinzu und weiss genau, dass sie ihn damit verletzt.

«Schweig. Er wäre zu Kreuze gekrochen. Geschlagen, wie so vie-

le, wie auch du. Wie das gesamte Land, wenn es nicht Leute wie mich gäbe, die die Geschäfte aufrechterhalten.»

«Ja, die Geschäfte. Auf die bist du sehr stolz, aber dieses Foto hast du schön manipuliert, stimmt's?»

«Eine Dummheit meiner Frau», Kurts Stimme klingt wütend.

«Eine zweifache Dummheit: es zu manipulieren und dann zu behalten. Ich hätte es verbrannt. Sie hat darauf beharrt, dass es uns nützlich werden könnte, um unsere Überzeugung zu beweisen, falls die Dinge eine andere Wendung nehmen würden. Wie denn bitte nützlich, derart verunstaltet, frage ich mich?» «Eine dieser typisch halbherzigen Lösungen deiner Frau.» Sissi hat die Schwägerin schon immer gehasst. Eine Frau ohne Ideale, plump und berechnend. Das einzig Gute, was sie hervorgebracht hat, ist Max.

«Mit dem Ergebnis, dass Max es gefunden hat.»

«Er hat keine Ahnung. Und ich habe ihm nichts dazu erzählt.»

«Das will ich hoffen!»

Sein unbekümmerter Ton ärgert sie. Hält er sie für so naiv? Sie ist nie naiv gewesen, nie. «Solange Max nicht den zweiten Abzug findet, bist du auf der sicheren Seite», fügt sie boshaft hinzu. Der ungläubige Blick des Bruders verleiht ihr ein momentanes Machtgefühl. Das sich gleich darauf in Angst verwandelt. «Welcher Abzug?» Er bückt sich, bohrt seine Finger in ihren Arm.

Sissi wird sich bewusst, wie zerbrechlich sie ist, hier zwischen den Kissen mit ihm, der sich drohend über sie beugt. «Den, den ich habe», antwortet sie mit schwacher Stimme.

«Wo? Wo ist er?»

«Du wirst ihn nie finden.»

«Und ob ich ihn finde, verlass dich drauf. Was fällt dir eigentlich ein?» Seine Hand fährt durch die auf dem Bett verstreuten Fotos.

«Dieser Spleen von dir, an der Vergangenheit festzuhalten!» Er greift sich zwei zufällige Aufnahmen und zerreisst sie. Sissi stösst einen schrillen Schrei aus. «Nein! Das sind meine gesamten Erinnerungen!»

«Ich werde sie alle verbrennen, alle! Sag mir, wo das Foto ist!» Sie ringt entsetzt nach Luft, doch plötzlich sind hastige Schritte im Flur zu hören, und Helga platzt herein. Sie hat das Schreien gehört und sich den Spaten geschnappt, den der Hausmeister im Winter draussen vor dem Eingangstor zum Schneeschippen verwendet. Ihre Miene ist entschlossen.

«Was stellen Sie mit der gnädigen Frau an?»

«Helga ...» Sissi ist geradezu gerührt beim Anblick dieser unverhofften Kriegerin, die zu ihrer Verteidigung herbeigeilt ist. «Es ist nichts weiter. Eine Auseinandersetzung. Kurt wollte gerade gehen.»

«Besser so, denn ich habe bereits die Polizei gerufen», erwidert die Haushälterin, ohne ihre Waffe sinken zu lassen.

Kurt würde sie ihr am liebsten ins Gesicht schleudern, doch er ist fassungslos. «Ich wollte gerade gehen», bestätigt er. «Aber wo du schon dabei bist, all deine Kleider rauszuholen, Schwesterchen, würde ich an deiner Stelle gleich die Koffer packen. Ich brauche Geld, und das werde ich mir beschaffen, indem ich diese Wohnung verkaufe. Auf Leute wie dich warten erstklassige Heime.»

Umberto klemmt den Telefonhörer zwischen Ohr und Schulter und zündet sich die x-te Zigarette an. Eine Stimme am anderen Ende der knisternden Leitung: Es ist die seines Freundes Giovanni, der aus Rom anruft. Presse und Radio würden einen Heidenlärm veranstalten, berichtet er, und in den Bars käme es zu lebhaften Debatten, die verstummten, sobald eine Uniform auftauche. Die Politik sei gescheitert, und nun verschafften sich diejenigen Gehör, denen Südtirol wirklich am Herzen läge. Die Italiener könnten sich nicht länger verteidigen, würden bald schon kleinlaut das Weite suchen.

«Ja, schon gut, Giovanni, ich mag es nicht dauernd wiederholen, aber das habe ich dir gleich gesagt. Hast du gedacht, die Situation sei unter Kontrolle? Das ist sie nicht.»

«Dann bring sie unter Kontrolle!»

«Es wäre einfacher, wenn ihr mit euren Machenschaften nicht alles verkompliziert hättet», entgegnet Umberto. «Jedenfalls solltest du versuchen, die Wogen in Rom zu glätten, derweil ich mich hier oben um alles kümmere.»

Er legt auf und reisst das Kalenderblatt ab, es ist der 3. September 1964. Das Blatt vom Vortag. Ein Anschlag auf die Carabinieri-Kaserne in Mühlenwald im Pustertal, gegen 21.30 Uhr. Erste Bilanz: Einer der Carabinieri ist noch in der Nacht seinen Verletzungen erlegen. Vittorio Tiralongo. «Keine 24 Jahre alt», seufzt Umberto. Einige Patronenhülsen vom Kaliber 7,62, die aus einem Mauserkarabiner stammen, hat man auf der anderen Strassenseite im Gestrüpp gefunden.

Im Morgengrauen haben umfangreiche Ermittlungen begonnen. Die Wälder sind durchkämmt, Kontrollpunkte errichtet, Hubschrauber eingesetzt worden, allerdings eher zur Abschreckung möglicher Komplizen als in der Hoffnung, das Versteck der Schuldigen zu finden.

«So erwischen wir die nie», seufzt Umberto. Er kann es gar nicht fassen, es erscheint ihm unglaublich. Ein Attentat auf einen einzigen Mann, so gezielt, dass es wie private Rache wirkt. Aber weshalb ausgerechnet dieser junge Carabiniere? Fest steht, dass sich seine Leute nun noch verletzlicher fühlen. Sie wissen, dass sie jederzeit angegriffen werden können, ob in der Kaserne oder auf der Wache. Es stimmt nicht, dass Italien einen Truppenabzug aus Südtirol in Erwägung zieht, doch von heute an bleiben die Jungs noch weniger gern.

«Um die Zeit sind sie längst in Österreich. Zu Fuss dauert das drei, vier Stunden», bemerkt Ettore, der bekümmert die Landkarte betrachtet.

«Ach was, die haben es gar nicht nötig, sich nach Österreich zu verdrücken. Banditen, die nach Italien kommen, um Chaos zu stiften – glaubst du daran?»

«Und was heisst das?»

«Das heisst, dass ich mich frage, wer diese Banditen wirklich sind und wo sie sich verstecken.»

«Und hast du die Antwort?»

Ettore erwartet ganz offensichtlich eine Enthüllung, und Umberto tut es leid, ihn enttäuschen zu müssen. Enthüllungen sind nichts für Leute wie ihn. «Nein, bisher nicht», erwidert er trocken. Er greift nach seiner schwarzen Jacke. «Ich bin ein paar Stunden unterwegs. Bei Bedarf kannst du mich im Wagen anfunken.»

Auf dem Weg nach Taisten hört er die Radionachrichten. Verstärkung ist im Anmarsch, die Zusammenarbeit zwischen italienischen und österreichischen Sicherheitskräften soll enger werden, der Staat wird den Terroristen gegenüber keine Nachsicht zeigen ... Das übliche Zeug.

Als er das Dorf erreicht, findet er ohne Schwierigkeiten den Weg zum Sägewerk Pichler, und nach einer kurzen Runde zwischen den Schuppen sieht er tatsächlich Hans aus einer Tür schlüpfen. Die Luft ist warm und duftet nach Harz, dem Geruch der gefällten Bäume.

Der Mann bleibt erstaunt stehen, scheint sich zu fragen, wo er diesen Kerl schon einmal gesehen hat. Ach ja, denkt er, die Bombe am Bahnhof, zwei Jahre zuvor. Er schaut sich um, will nicht, dass man ihn mit einem Polizisten reden sieht. Er gibt ihm ein Zeichen, ihm in eines der hinter einem Holzstapel gelegenen Gebäude zu folgen.

«Was wollen Sie?»

«Lediglich unsere Bekanntschaft wieder auffrischen, Hans ... oder soll ich dich lieber Günther nennen?»

Der Mann erblasst.

«Ich habe dein Foto im Gasthof von Katharina gesehen», erklärt Umberto. «Ich habe ein gutes Personengedächtnis.»

Bei dem Gedanken, dass sein Foto gerahmt in der Gaststube hängt wie das des Helden, der er nie war, wird ihm seltsam warm ums Herz. Als dieser Italiener mit den schwarzen Augen derart vertraulich von Katharina spricht, verspürt er Eifersucht. Und Wut, darüber, dass man ihn entdeckt hat. Doch am Ende überwiegt, wie stets, die Angst. «Was wollen Sie?»

«Katharina hat verlangt, dass du Hermann findest», sagt Umberto.
«Vielleicht hattest du nicht die Absicht, es zu tun, aber der Wind hat gedreht, und die Zeit drängt. Ich will diesen Mann, und ich will, dass du ihn mir direkt auslieferst.»

«Ich habe ihn seit dem Krieg nicht mehr gesehen, den ‚Krüppel‘. Keine Ahnung, wo er sich versteckt.» Seinen einstigen Kampfgefährten einer Frau zu überlassen, und mag sie noch so wütend sein, ist eine Sache, aber ihn an die Polizei zu verraten, das ist etwas ganz anderes. «Wenn ich es wüsste, würde ich es Ihnen sagen. Oder glauben Sie, ich gehöre zu denen, die sich gern in Schwierigkeiten bringen?»

«Nein, und genau aus dem Grund tust du besser, was ich sage, Günther.»

«Hans», korrigiert ihn der andere. «Hier sollten Sie mich besser so nennen.»

«Namen spielen keine Rolle.» Umberto wendet sich zum Gehen, dann zögert er. «Ich an deiner Stelle hätte an einer Frau wie Katharina festgehalten. Hätte weitere Kinder mit ihr bekommen. Finde Hermann. Und sag ihm, dass er seine verdammte Haut noch retten kann. Wenn er sich beeilt.»

Die tödliche Falle

Vierzehn Bände in rotem Einband legen Zeugnis ab von einer regelrechten Mission: Cuno Tarfusser, seinerzeit Staatsanwalt in Bozen, beschliesst Anfang der 1990er-Jahre, einen Fall wieder aufzurollen, den wir heute als «Cold Case» bezeichnen würden: den beinahe 30 Jahre zurückliegenden Tod von Luis Amplatz. Er zeichnet die Ereignisse einer Nacht nach, die für die Bombenjahre einen Wendepunkt markiert. Und schliesslich, 1994, wird der junge Jurist die jüngste Tochter von Amplatz, Gerda, heiraten, als wäre es sein Schicksal.

Als ich Cuno treffe, den ich seit meinen Jahren als junge Gerichtsreporterin in Bozen kenne, bitte ich ihn nur, mir zu erzählen, was sich tatsächlich ereignet hat. Doch er hält eine Überraschung bereit. Seine Untersuchungsergebnisse, Akten, Zeitungsartikel, Briefwechsel: Alle Informationen hat er in vierzehn grossformatigen Bänden zusammengetragen, die er in einer Ecke seiner Garage aufbewahrt.

«Das ist die gesamte Geschichte», erklärt er mir schlicht. «Ich habe das alles gesammelt, um es meiner Frau zu schenken, aber sie hat keine Lust, die Vergangenheit wieder aufleben zu lassen.» Das kann ich verstehen. Der Tod des eigenen Vaters, der ganz Europa beschäftigt, ist eine belastende Erfahrung. Cunos Arbeit ist in meinen Augen dennoch ein grosser Liebesbeweis.

Jacques und ich laden die Bände ins Auto und fahren dankbar und gespannt auf ihren Inhalt ab. Auf der Basis dieses Materials werden wir die Ereignisse jener Septembertage nachzeichnen und uns auf die Suche nach einer komplizierten Wahrheit begeben, die vielleicht niemals vollständig ans Licht kommen wird.

Anfang 1964 herrscht in Südtirol höchste Alarmbereitschaft. Im April schickt der SIFAR an alle Standorte der italienischen Spionageabwehr einen zusammenfassenden Bericht, in dem die Lage wie folgt beschrieben wird:

Nachdem der BAS (Befreiungsausschuss Südtirol) die Hoffnung auf einen Aufstand der deutschsprachigen Minderheit aufgegeben hat, zielt er seit 1963/64 auf langfristige Ziele. Dort vereint sind diverse Vertreter unterschiedlicher extremistischer Ausrichtung:

- Regionalismus, der auf die Errichtung einer weitgehend autonomen Region innerhalb der deutschen Einflussosphäre abzielt.
- Österreichischer Nationalismus mit dem Ziel der Annexion Südtirols.
- Pangermanismus und Neonazismus.

Aus Sicht der Italiener verfolgen die Anschläge drei Ziele: erstens, die wirtschaftlich-politischen Beziehungen zwischen Italien und dem deutschsprachigen Raum zu trüben; zweitens, Zwietracht zwischen den ethnischen Gruppen in Südtirol zu säen; drittens, die Behörden zu unverhältnismässigen Reaktionen zu bewegen und somit den gegen Italien gerichteten Hass in der Bevölkerung zu schüren.

In dieser aufgeheizten Stimmung erscheint im März 1964 im «Spiegel» ein langes Interview mit Luis Amplatz, der in Österreich untergetaucht ist. Die deutsche Wochenzeitschrift beschäftigt sich damals immer wieder mit der Situation in Südtirol und mit den Protagonisten, doch dieses Interview, auf das ich in ziemlich unzeitgemässer italienischer Übersetzung auch in einer Akte des Innenministeriums gestossen bin, gehört in der Tat in die Annalen der Geschichte. Ein derart langes und ausführliches Gespräch mit dem Mitglied einer bewaffneten Untergrundorganisation ist ein echter Scoop. Vor allem liefert Amplatz beiläufig nütz-

liche Informationen für die «feindlichen» Sicherheitskräfte, die sich dieses Dokument tatsächlich zunutze machen. Er berichtet von seiner Flucht aus Italien 1961, von nachfolgenden Aktionen, von der Versorgung mit Waffen und Sprengstoff und darüber, dass die Attentäter stets in Begleitung eines Mädchens in Erscheinung treten, um Grenzer und Wachposten abzulenken. Eindeutig weist er den Italienern die Verantwortung zu, die Südtirol «wie eine Kolonie» behandelten und mit denen «man keinen zweiseitigen Vertrag schliessen»⁷ könne. Mit Nachdruck fordert er das Selbstbestimmungsrecht. Aber wenn er die Absicht hat, noch länger untergetaucht zu bleiben, weshalb liefert er dem Feind so viele Informationen?

Amplatz weist die Bezeichnung «rechtsradikale Volksdeutsche», die die Italiener für ihn und andere Untergetauchte verwenden, energisch zurück und nennt sie eine «bequeme Verleugnung». Nicht nur habe Mussolini die Südtiroler gepeinigt und Hitler ihre Heimat verschachert, so Amplatz, sondern sein Vater sei überdies von den Nationalsozialisten deportiert worden. Gewiss sei die Unterstützung der «Freiheitskämpfer» durch rechtsextreme Kreise nicht zu leugnen, aber man habe sich weder darum bemüht, noch sei diese gewünscht. «Wir haben nur eines gemeinsam: Wir sind alle katholisch», wehrt er ab.

Detailliert schildert er den Anschlag auf den Aluminium-Duce, das Mussolini-Denkmal bei Waidbruck, im Januar 1961 und die Vorbereitungen zur Feuernacht. Die Wahl der Strommasten, sagt er, sei nicht bloss symbolisch gewesen. Es ging auch darum, die Industriezone von Bozen dauerhaft lahmzulegen: «Wenn die Öfen plötzlich nicht funktionieren, erstarrt die Schmelzmasse, und die Öfen sind schwer beschädigt oder kaputt», erklärt er. Leider, so fügt er hinzu, habe man das Ziel nicht erreicht, da einige wichtige Masten, die für die Stromversorgung entscheidend waren, nicht umknickten.

Auf die Frage, wie er seine Kenntnisse im Umgang mit Spreng-

stoff erworben habe, gibt er eine einzige Antwort: durch Bücher. Über Sabotage mit Sprengstoff sei nicht viel geschrieben worden, beklagt er, aber es gäbe «Bücher über das Sprengen, die billig zu kaufen» seien. «Und dann haben wir das Lehrbuch für Schweizer Unteroffiziere: *Der totale Widerstand*, sehr lehrreich, sag ich Ihnen!» Er ergänzt, dass sich das Problem, brisantes Material über die Grenze zu bringen, nicht länger stellen würde, da man Waffen, Munition und Sprengstoff in Italien erwerben könne. «Im NATO-Nachschubhafen Livorno?», fragt der gut informierte Journalist nach, und Amplatz antwortet: «Na ja, das möchte ich nicht so genau sagen. Sie wissen, dass es im Zweiten Weltkrieg oft italienische Waffenmeister waren, die italienische und auch jugoslawische Partisanen gegen gutes Geld versorgt haben. Gott sei Dank sind sie nicht ausgestorben.» Ein Kilogramm Donarit koste etwa 800 Lire, erzählt er. Auf die Frage, wo all das Geld herkomme, antwortet Amplatz, dass es sich hauptsächlich um Privatmittel handle, «aus Südtirol, aber auch einiges aus Deutschland, der Schweiz, Österreich und den USA, von ausgewanderten Südtirolern. [...] Die kleinen Leute geben oft mehr als die reichen. Das meiste Geld kommt aus dem Land selbst. Und wer sonst für unsere Sache etwas geben will, der findet schon einen Weg zu uns.» Wann er seine Aktion fortsetzen wolle, erkundigt sich der Journalist. Das hänge ganz von Italien ab, so Amplatz. «Wir wissen, dass wieder Untersuchungshäftlinge misshandelt wurden. Wir wollen jedoch weder sagen, dass wir diesen Monat nichts unternehmen, noch, dass unsere Aktionen vom Ausgang des Mailänder Prozesses abhängig sind. [...] Beim gegenwärtigen Stand der Dinge bleibt uns nichts anderes übrig, als für unser Land weiterzukämpfen.»

Luis Amplatz ist damals fast 38 Jahre alt und seit drei Jahren auf der Flucht. Wie der «Spiegel» erwähnt, werden ihm 77 Anschläge auf Hochspannungsmasten, 14 Anschläge auf Bahnstrecken, acht Anschläge auf private Wohnhäuser, ein Mord und zwei Mordversuche angelastet.

Auf seinen Kopf ist eine Prämie von acht Millionen Lire ausgesetzt. Die italienische Polizei hat ihn 30 Mal verhört, drei Mal verhaftet. Und immer wieder freigelassen: seltsam, wenn man bedenkt, wie hartnäckig er gesucht wird. Ebenso unglaublich klingt der Bericht seiner Flucht aus Italien etwa einen Monat vor der Feuernacht. «Am 20. Mai 1961 kam, wie schon so oft vorher, ein Beamter der staatspolizeilichen Abteilung in Bozen auf meinen Hof und wollte mich auf die Quästur holen. Ich sagte ihm, dass ich doch nicht in Hemd und Gummistiefeln kommen könne, und ging ins Haus zurück, mich umzuziehen.» Amplatz gibt seiner Frau Bescheid und springt aus dem Fenster, wobei er einem der das Haus umstellenden Polizisten fast in die Arme gelaufen wäre. Der bemerkt jedoch nichts. «Fünf Meter vorher habe ich ihn gesehen, und da bin ich in den Eisackfluss hinuntergesprungen. Meine Frau ging eine halbe Stunde später aus dem Haus und fragte den Polizisten, auf wen er wohl warte. Da merkten die Italiener, was los war. Und die Jagd begann.»

Ist eine solche Unachtsamkeit überhaupt möglich? Offenbar muss von dem Vorhaben etwas durchgesickert sein. Die Polizei ist im Begriff, einen der gefährlichsten Köpfe der Bewegung zu verhaften, und lässt ihn sich auf diese Weise entgehen? Um anschließend dabei zuzuschauen, wie er und andere immer wieder die Grenze passieren und wie sie das bis dato grösste Attentat der Republik ausüben, nur um erneut zu entwischen? Weshalb gibt Amplatz drei Jahre später ein Interview, das wie der Beginn seiner Memoiren klingt? Und warum stirbt er sechs Monate darauf?

Wie stets, wenn die Zeugen jener trügerischen Zeiten zu Wort kommen, bleiben mehr Fragen als Antworten.

Seit Anfang 1964 tauchen in den Informationsschreiben, die von der Spionageabwehr aus Verona an die SIFAR-Abteilung für Verteidigung (Ufficio D) gehen, Hinweise auf einen gewissen Christian Kerbler auf, einen Geheimdienstinformanten, der sich erbo-

ten hat, Georg Klotz an die Italiener auszuliefern. Kerbler ist im Jahr zuvor angeworben worden und wird in den Papieren mit Realnamen genannt und nicht etwa, wie die anderen Agenten, mit einem «Decknamen». Wie es scheint, steht nicht zu befürchten, dass er auffliegt, vielleicht gilt er aber auch nicht als ganz vertrauenswürdig.

Dank einiger offizieller Dokumente lassen sich seine Rolle, die Arbeit der Geheimdienste in den ersten Monaten des Jahres 1964 und die Ereignisse der drei schicksalhaften Tage des 5., 6. und 7. Septembers mit ihm als Protagonisten rekonstruieren. In der Depesche vom 16. Januar 1964 heisst es: «Heute Morgen Treffen mit besagtem Kerbler», laut dessen Aussage sich «die Organisation zum Transport von Waffen und Material nach Italien normalerweise der Übergänge in der Nähe der Zwickauer Hütte (Rifugio Plan di Moso), über den Monte Re (im Passeiertal) und den Sasso Nero (im Ahrntal)» bediene. Kerbler beharrt auf einer möglichst schnellen Festnahme von Georg Klotz, um weitere Attentate zu verhindern. Er berichtet, der Mann habe auch Kontakte zu Nationalsozialisten und Neonazis aus dem Ausland (er spricht von Verbindungen zur französischen OAS). Aber ein Verhör mit Klotz könne weitere wichtige Verbindungen aufdecken, und die Spionageabwehr schliesst nicht aus, dass der Mann nur als Leiche nach Italien zurückkommt. Was den Behörden einige Scherereien machen würde. Man will also keinen Märtyrer aus ihm machen, obwohl man glaubt, dass selbst der BAS und österreichische Regierungskreise die Eliminierung eines Mannes befürworteten, der zu viel agiert und zu viel weiss. Für die Österreicher ist es einfacher als für die Italiener: Wenn man Klotz tötete, würde er ein Held, ein Opfer der Repressionen aus Rom, und das würde sich fatal auf die öffentliche Meinung auswirken. In Südtirol käme es vielleicht sogar zu Unruhen.

Am 16. März 1964 führt die Spionageabwehr Kerblers Vorschläge zur Auslieferung von Klotz auf: Man könne ihm ein präpariertes Getränk verabreichen, ihn betäuben und in die Nähe der

italienischen Grenze bringen, von dort könne ein Polizeibeamter dafür sorgen, dass er nach Italien gelange.

Am 4. April wird Kerblers Plan durchkreuzt und Klotz in Österreich verhaftet. Wenig später lässt man ihn wieder frei.

In der Nachricht vom 12. Juni heisst es: «Laut Kerbler logiert Klotz in Wien im Hotel Nagler, Rennweg 59, auf Kosten der österreichischen Regierung. Er steht in engem Kontakt mit dem Wiener Polizeichef Peter Lunger, der gesagt haben soll, die Polizei werde die Südtirol-Aktivitäten nicht behindern, bei Vorfällen wie dem vom Ebensee jedoch unnachgiebig bleiben. Klotz leidet in jüngster Zeit an einer Lebererkrankung. In den ersten drei Monaten nach der Entlassung kann er nicht nach Tirol zurück, aber für diesen Zeitraum plant er auch keine Anschläge. Kerbler erwähnt ausserdem ein Tagebuch von Klotz, ‚das von den Ereignissen seit 1957 berichtete‘ Es befände sich in den Händen des österreichischen Kampfgefährten Wolfgang Pfaundler, einem der Mitbegründer des BAS, mit der Auflage, es der Polizei nur für den Fall auszuhändigen, «dass er angeklagt und also von seinen Südtiroler Freunden im Stich gelassen wird. Dadurch würde eine Lawine losgetreten, die bedeutende politische Persönlichkeiten Tirols betreffe.»

Am 28. Juli ist zu lesen: «Die Prüfung der von Kerbler bereitgestellten und vermutlich durch die österreichische Polizei beeinflussten Informationen ergibt, dass seitens offizieller Wiener Kreise ein Interesse besteht, jeglicher weiteren Einmischung in die Südtirol-Frage durch extremistische Elemente in Zusammenarbeit mit Gruppierungen aus Deutschland zuvorzukommen und diese zu verhindern, da deren offenkundig pangermanistische Aktivitäten und die ihnen zugrunde liegende neonazistische Ideologie ein grosses Hindernis bei der letztlich ausschliesslich Österreich obliegenden Lösung des Streits darstellen könnten.» Aus diesem Blickwinkel gelten auch Klotz und Luis Amplatz als gefährliche Verfechter extremistischer Strömungen, die mehr schaden als nutzen.

Den gesamten Sommer über hält Kerbler die italienischen Behör-

den über die Reisen der zwei auf dem Laufenden, bis er schließlich im August vermeldet, die beiden Terroristen hätten beschlossen, nach Italien zurückzukehren, um neue Aktionen vorzubereiten. Ausgerechnet von Kerbler lassen sie sich begleiten. Auf sein Betreiben werden sie am 30. August von einer Streife der Guardia di Finanza an der Zwickauer Hütte unweit von Moos im Passeiertal abgefangen: Bei dem Feuergefecht wird ein Unteroffizier durch einen Schuss verletzt. Amplatz und Klotz lassen zwei Rucksäcke mit Munition und Sprengstoff zurück und flüchten sich in eine Heuhütte oberhalb von Saltaus.

Am 4. September wird Klotz beim Besorgen von Lebensmitteln erneut von der Polizei festgenommen, kann aber entkommen und kehrt zurück in die Hütte, wo Amplatz und Kerbler auf ihn warten. Letzterer begibt sich am Nachmittag drauf, also am 5. September, nach Saltaus, um Nahrungsmittel zu kaufen, kehrt aber erst um sechs Uhr früh am nächsten Morgen zurück. Er entschuldigt sich, er habe sich verspätet und hätte nicht mitten in der Nacht zurückkehren wollen. Es ist Sonntag, und Klotz und Amplatz ziehen – bewaffnet mit einem halb automatischen Gewehr der Marke Winchester und einer deutschen Maschinenpistole – in Begleitung Kerblers los, um einige Stunden bei einem wenige Hundert Meter entfernt lebenden Bauern zu verbringen. Dann gehen sie schlafen. Gegen drei Uhr morgens ertönen Schüsse in der Hütte. Amplatz wird durch drei Pistolenschüsse getötet, Klotz an einer Schulter getroffen und von zwei weiteren Kugeln an der Lippe gestreift. Später wird er erzählen, dass er, als er aus dem Schlaf hochschreckte, Kerbler im Heu zwischen sich und Amplatz knien sah und dass er erschrocken eine Taschenlampe auf ihn gerichtet habe. In der Überzeugung, dass die Carabinieri ihnen aufgelauert hätten, flüchtet er in die Wälder. Es ist eine wolkenverhangene, stockdustere Nacht, und erst gegen 4 Uhr beginnt es zu dämmern. Klotz beteuert später, dass er in jenem Moment noch nicht begriffen habe, was vor sich ging, und keinerlei Verdacht gegen Kerbler hegte.

Kaum eine Stunde später, um 4.30 Uhr, erreicht Kerbler verdeckt, mit zerkratzten, blutigen Armen und erschöpft eine Alpini-Stellung aus Saltaus und bittet darum, ein Telefongespräch mit Bozen führen zu dürfen, es habe Tote und Verletzte gegeben, die Terroristen hätten geschossen. Er trägt eine schwarze Tasche bei sich. Der Alpino schickt ihn ins Gasthaus, da der Apparat in der Kaserne nur für Dienstzwecke benutzt werden darf. Als der Wirtsohn sieht, wie aufgeregt der Unbekannte ist, eilt er seinerseits zu den Alpini und bittet um Hilfe. Wenig später, um 5 Uhr, erscheinen ein Unteroffizier und ein Gefreiter im Gasthaus, verschaffen sich ein Bild der Lage und rufen die Carabinieri aus Meran an. Als diese eintreffen, durchsuchen sie Kerbler und finden eine Beretta-Pistole, Modell 34, Kaliber 9, mit noch offenem Verschluss, wie es der Fall ist, wenn alle Schüsse abgefeuert wurden.

Kerbler gibt einen falschen Namen an, den er auch benutzt, wenn er verdeckt ermittelt. Er wird nach Meran gebracht und den Mitarbeitern im Polizeipräsidium übergeben, die ihn nach Bozen überführen sollen. Doch unfassbarerweise gelingt ihm auf dem Weg dorthin die Flucht. Bis 1976 fehlt von ihm jede Spur. Dann wird er in London wegen Ladendiebstahls verhaftet (und gleich darauf wieder freigelassen). Weiter ist über ihn nichts bekannt, möglicherweise hat er in Südafrika oder Südamerika Zuflucht gefunden.

Am 8. September titelt die Tageszeitung «Alto Adige»: *Luis Amplatz getötet* und daneben: *Erste Übereinkunft in Genf* Die Ermordung des international Gesuchten erfolgte tatsächlich zeitgleich mit dem Treffen der beiden Aussenminister Österreichs und Italiens.

Am 9. September beginnt das Blatt mit denselben Nachrichten: *Amplatz im Schlaf getötet* und gleich daneben ein Kurzartikel: *Treffen zwischen Kreisky und Saragat in Genf beendet*. Es fragt sich, ob der Hinterhalt auf Amplatz die Verhandlungsposition Italiens gestärkt oder im Gegenteil geschwächt hat, weil ein Märty-

rer die verletzten Gefühle der Südtiroler befeuert hätte. Sicherlich trifft Letzteres zu.

Am 12. September 1964 berichten die Zeitungen von der Beerdigung des «Freiheitskämpfers». Die «Süddeutsche Zeitung» aus München spricht von über 10'000 Männern und Frauen in Tränen, die sich an jenem Donnerstagnachmittag auf dem Bozner Friedhof versammelt hätten. Die örtliche Tageszeitung «Dolomiten» hält sich mit Zahlen stärker zurück. Dort ist die Rede von vier- bis fünftausend Personen, alle zutiefst betroffen vom Schmerz der vier kleinen Kinder und der Ehegattin von Amplatz. Nicht nur Frauen, sondern auch viele Männer habe man weinen sehen. Die Wiener Tageszeitung «Die Presse» konstatiert, dass es für die Südtiroler keine Rolle spiele, welche Gesetze Amplatz gebrochen habe, dass sie nur mehr den Helden in ihm sähen; eine Art zweiten Andreas Hofer.

Im Namen der Väter

Ich war das erste Mädchen in meinem Dorf, das Ski hatte. Das Italienische Heer kam her, um einen Wettkampf zu veranstalten, und danach liessen sie die zu alten oder verschlissenen Ski in einem Winkel neben der Kirche zurück. Mein Vater hat sie gekürzt, um sie auf meine Grösse zu bringen. Er hat mir auch meinen ersten Holzschlitten gebaut: Der Schlitten war der schnellste in der ganzen Gegend, weil er ihn so schnittig konstruiert hatte. Ich wollte an den Wettkämpfen in Meran teilnehmen, wo eigentlich nur Buben mitgemacht haben, noch dazu älter als ich ... Ich bin also zum Vater, um Rat zu holen: Ob ich es tun könnte? Ich erinnere mich noch, wie er zu mir hinunterschaute, er war sehr gross, und an sein Lachen. ‚Ja, natürlich. Du musst nicht unbedingt gewinnen, aber mitmachen ist wichtig‘, hat er geantwortet. Überglücklich habe ich mich angemeldet. Nach der zweiten Kurve bin ich von der Bahn abgekommen, aber das Gefühl war grossartig. In meinem ganzen Leben habe ich meine Eltern nie sagen hören: ‚Das ist nichts für Mädchen.‘ Nie. Wir besaßen nichts, aber wir hatten die Freiheit.»

Eva Klotz, Politikerin mit langem Zopf, die auf eine 30-jährige Karriere im Gemeinderat zurückblickt und Mitgründerin der Partei Süd-Tiroler Freiheit ist, reisst die blauen Augen auf und schenkt mir ein breites Lächeln, das sie sich offenbar von niemandem nehmen lässt. Und dieses Lächeln verrät mir auch, dass ihre Geschichte wahr ist, bestimmt hat sie eine glückliche Kindheit und ein besonderes Verhältnis zum Vater gehabt. Nur so lassen sich ein derartiges Selbstvertrauen und diese entschlossene

Haltung erklären. Doch der liebevolle Vater, von dem sie erzählt, war kein gewöhnlicher Bergbewohner. Er war Georg Klotz, der als «Hammerschmied aus dem Passeiertal» in die Schlagzeilen geriet.

Klotz, der seit 1961 in Österreich untergetaucht war, galt die 1960er-Jahre über in Südtirol als Staatsfeind Nummer eins. Beim Mailänder Prozess zur Feuernacht wird er in Abwesenheit zu 18 Jahren Gefängnis verurteilt. Auch wegen des Anschlags auf der Steinalm 1966 sowie wegen weiterer Anschläge zwischen 1962 und 1964 klagt man ihn an und verurteilt ihn zu weiteren 23 Jahren Haft, doch am 24. Januar 1976, kurz bevor der Prozess in zweiter Instanz zu Ende geht, stirbt er. Obwohl ihm eine so zentrale Bedeutung zukam, ist er nur schwer greifbar. Und von heute aus gesehen, im Wohnzimmer der Bozner Wohnung der Tochter mit Blick auf die verschneiten Berge, wird die Vergangenheit überlagert vom Bild des Spiel- und Sportgeräte bauenden Vaters und Schlossers.

Die Geschichte von Georg Klotz, von seinem Krieg gegen den Staat, seiner Freundschaft mit Luis Amplatz und der Nacht, in der einer der beiden stirbt, ist viele Male und auf unterschiedliche Weise erzählt worden. Beide waren Familienväter: Klotz sechs, Amplatz vier Kinder. Deshalb habe ich Eva Klotz und Walli Amplatz um ein Treffen gebeten. Zwei Töchter, beide ungefähr in meinem Alter, die sich, ebenso wie ich selbst und wie wir alle, mit ihren Vätern auseinandersetzen mussten. In ihrem Fall waren es sehr dominante Persönlichkeiten.

So begeben wir uns gemeinsam mit Eva zurück in die Vergangenheit, in die frühen 1950er-Jahre, in das kleine, in 1260 Metern Höhe gelegene Dorf Walten mit seinen kaum mehr als 300 Einwohnern. In ihr Haus, «durch das der Wind pffiff» und das ständig repariert werden musste, kehrt Klotz aus dem Krieg zurück. Er hat den blutigen Russlandfeldzug überlebt, hat Soldaten der Wehrmacht und des italienischen Heers ausgebildet, um gegen die Partisanen in den Bergen zu kämpfen, und ist von den Amerikanern in Ligurien gefangengenommen worden.

Wie so viele Heimkehrer merkt er schnell, dass die Berichte über das Erlebte niemanden interessieren, alle wollen vergessen.

«Er las viele Kriegsromane, keine Ahnung, wo er sie hernahm, manchmal hielten sie ihn bis in die frühen Morgenstunden wach. Er brauchte das ganz offensichtlich», erzählt Eva. «Wir waren eine der ersten Familien, die ein Radio besaßen, man konnte auch deutsche Sender empfangen. Alle Stunde kam mein Vater aus der Werkstatt herauf in die Stube, um die Nachrichten, die Berichte über internationale Krisen zu hören. Er war sehr genau über die Weltpolitik im Bilde, obwohl er nie studiert hat.»

Die grauenhaften Kriegserfahrungen verändern die Menschen, und als Georg Klotz mit umfassender Militärausbildung und neuen strategischen Fähigkeiten nach Walten zurückkehrt, ist er nicht länger der Dorfschmied, der er ein paar Jahre zuvor bei seinem Aufbruch war. Und schon bald findet er einen neuen Kampf, in den er sich stürzen kann. Den gegen die italienischen «Invasoren».

Aber konnte sich eine deutschstämmige Familie im tiefsten Pässeertal der 1950er-Jahre wirklich diskriminiert fühlen?

Eva erklärt es in erster Linie zu einer Frage des Prinzips. «Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft war mein Vater sehr darüber verbittert, dass die Faschisten überall, in jedem Amt ihre Posten behalten hatten: Es waren immer noch dieselben, sie hatten nur rasch ihr Fähnchen nach dem Wind gehängt», erklärt sie. «Er wusste, dass er einer Zukunft entgegenging, in der man wehrlos sein würde, wie nach dem Ersten Weltkrieg, als niemand mit der italienischen Besetzung gerechnet hatte und man überrumpelt wurde. Er war entschlossen, zu verhindern, dass ein zweites Mal niemand zur Verteidigung seiner Familie und seines Volkes bereitstehen würde. Und er war ein tüchtiger Soldat. Er gehörte zu den Ersten, die sich für den Wiederaufbau des Schützenwesens einsetzten, in Walten geschah das 1950, wobei offizielle Feiern verboten waren.»

Die Schützen, deren Tradition auf ein Spezialkorps des österreich-ungarischen Heers zurückgeht, sind von den italienischen Behörden stets mit Argwohn betrachtet worden. In der Nachkriegszeit dürfen sie selbstverständlich keine Waffen tragen, aber Georg Klotz denkt natürlich von Anfang an strategisch: Er will von unten her eine Gruppe bilden, die im Bedarfsfall fast wie eine Militäreinheit agieren könnte. Und man muss nicht lange warten, denn der Unmut dem Staat gegenüber wird immer grösser.

«Jeden Sonntag nach der Messe trafen sich die Männer im Gasthof Alpenrose, der ältesten Wirtschaft im Ort, und diskutierten über Politik», berichtet Eva.

Aber Klotz ist kein unbedarfter Idealist. Weder nimmt er an den Planungstreffen für die Feuernacht noch an den Anschlägen selbst teil.

«Er und Kerschbaumer standen sich sehr nahe, waren aber unterschiedlicher Auffassung. Kerschbaumer wollte demonstrative Aktionen, um die Leute wachzurütteln, mein Vater hielt einen langfristigen Plan für notwendig. Er und Pfaundler bauten eine andere Form des Widerstandes auf: Das Wort ‚Guerilla‘ gefällt mir nicht besonders, da es nicht treffend ist, aber die Idee bestand darin, durch permanente Aktionen den Widerstand der Italiener zu brechen und sie derart in Schrecken zu versetzen, dass sie sich nicht mehr aus den Kasernen trauten. An dem Punkt wären die Streitkräfte aus Südtirol abgezogen, und die Politik hätte daraus Konsequenzen ziehen müssen.» Um ehrlich zu sein, scheint das Wort «Guerilla» durchaus passend. Abgesehen von einem Aspekt: Laut Evas Schilderung ging ihr Vater davon aus, dass niemand getötet würde. Leider gibt es kein Beispiel für eine Guerilla oder Befreiungsbewegung, die ohne Blutvergiessen etwas erreicht hätte. Man denke nur an die von Südtirolern gern angeführten Beispiele Zypern und Algerien. Wie konnte man glauben, durch ein paar Schüsse in die Luft einen Staat wie Italien, der das Gebiet bereits seit vierzig Jahren besetzt hatte, zur Kapitulation zu bewegen?

Doch Eva bleibt dabei: «Nicht zu töten war oberster Grundsatz. Wenn du umzingelt bist und dich befreien musst, ist es natürlich eine andere Sache. Ich kenne nicht jeden Umstand, aber in Südtirol hat mein Vater nie jemanden getötet. Es war bequem, alles den Terroristen in die Schuhe zu schieben, auch wenn es sich um einen Unfall gehandelt hat.»

Ich bitte Eva, in das Jahr 1961 zurückzukehren, als die Strommasten in die Luft gingen und dem Staat bewusst wurde, dass sein Gegner gefährlicher ist, als man geglaubt hat. Schon länger hat man den Schlosser aus Walten im Auge, durchsucht hin und wieder sein Haus und die Werkstatt. Als der Journalist Benno Steiner seinen Namen nennt, macht man sich unverzüglich auf die Suche nach ihm. Doch der Carabinieri, der kommt, um ihn zu verhaften, wird beobachtet, und Wolfram, einer von Klotz' Söhnen, eilt herbei, um den Vater im Gasthof Alpenrose zu warnen. Klotz verzichtet sich in die Wälder, nachdem er dem Sohn eine letzte Anweisung gegeben hat: «Sag der Mutter, sie soll mir sofort den Rucksack packen und ihn mir bringen.» Der Rucksack, so erinnert sich Eva, stand stets bereit, mit einer Garnitur Wechselkleidung, ein wenig Speck, dem nötigen Kartenmaterial und Pfeffer, um die Hunde, die man auf ihn ansetzte, in die Irre zu führen. Ausserdem Fernglas, Papiere, Geld – und ab ins Exil. «Er hatte mindestens drei Verstecke, in jedem befanden sich das Lebensnotwendige für ein paar Tage und teils auch Waffen zur Verteidigung.»

Zum Zeitpunkt der Flucht des Vaters ist Eva zehn Jahre, ihre jüngste Schwester gerade einmal sechs Monate alt. Er wird nie wieder aus dem Untergrund zurückkehren und in Tirol einer Lungenembolie erliegen. Ab dem Sommer 1961 unternimmt er jedoch zahlreiche Reisen in seine Heimat, um die eigene Strategie voranzutreiben: Es gilt, Terror unter den in die Provinz entsandten Truppen zu verbreiten.

«Sie wollten Angst schüren, und das ist ihnen gelungen. Einmal haben sie einen Carabinieri aus einem Hubschrauber auf einen Mann schießen sehen. Sie glaubten, es sei mein Vater, der sich

in der Gegend aufhielt. Aber dieser Mann hat dadurch ein Bein verloren. Angesichts seiner Ortskenntnis und da er genau wusste, wo Material und Waffen lagerten, hätte mein Vater tagtäglich ein Blutbad anrichten können, aber er hat nicht töten wollen.»

Andere waren da anderer Meinung, räumt sie ein, insbesondere nach den Verhaftungen 1961 und den Gerüchten über Folter. Offiziell gab es zwei Tote im Gefängnis, in ihren Augen waren es weit mehr. «Man hat es nie zugegeben, die Rede war von ‚Herzinfarkt‘, aber auch Sepp Kerschbaumer ist Opfer von Folter oder zumindest von Entbehrungen im Gefängnis geworden. Das Herz bleibt nicht ohne Grund stehen. Und viele sind kurz nach der Entlassung aus dem Gefängnis gestorben.» Aus ihrer Sicht der Dinge sind die Südtiroler ausnahmslos Opfer, keinesfalls Gefährder, und am allerwenigsten sei Georg Klotz einer gewesen. Dennoch wurde der Mann, «der nicht hat töten wollen», verständlicherweise zum Feind erklärt, den es zu töten galt. Oder zumindest zu verhaften, da er des Mordes angeklagt war. Man braucht nicht zu betonen, dass aus Sicht der Tochter politische Gründe dahintersteckten.

«Mit den ersten Aktionen wurde er zur Legende: Er war Scharfschütze. Fünf Jahre lang hat er in der Wehrmacht gekämpft, er kannte die Strategien, wusste mit Waffen umzugehen. Mit einem Pistolenschuss aus der Ferne zerstörte er die Scheinwerfer der Jeeps, und wer sich hinter oder unter dem Wagen versteckte, wusste, dass er getroffen werden konnte», sagt sie. «Aber es war auch eine Machtfrage, die viel weiter reichte, als man glauben mag: Ohne Amerika wäre De Gasperi nie Minister geworden, und in Rom hatte man offenbar begriffen, dass mein Vater kein einfacher Schlosser war. Er stand in Kontakt mit dem Mann, der die Pläne der amerikanischen Geheimdienste vorantrieb. Die hatten, insbesondere in den ersten Jahren, ein Interesse am Wiedererstarken traditioneller Verbände wie der Schützen, da ihnen an einem antikommunistischen Bollwerk besonders viel lag.»

Hier taucht in der Geschichte ein weiterer Name auf: der eines Offiziers des italienischen Heeres, der im Zweiten Weltkrieg in Norditalien zwischen den amerikanischen Befreibern und den Partisanengruppen der Resistenza vermittelt hat.

«Es ist kein Geheimnis, dass Cristoforo de Hartungen Kontakt zu meinem Vater aufgenommen hatte», sagt Eva. «Er knüpfte die Fäden zwischen Militär, Politikern, amerikanischen und italienischen Geheimdiensten. Er lebte in Bozen, war Nachkomme einer Tiroler Adelsfamilie – die von Hartungen gibt es noch heute –, hatte aber seinen Namen leicht abgewandelt: zu ‚Deutsch‘, um in der Armee und bei den Spezialkräften Karriere zu machen. Mein Vater wusste, dass Südtirol auch für russische Geheimdienste von Interesse war. Der Brenner bildete die antikommunistische Grenze des Westens.»

Die Angelegenheit wird kompliziert. Christoph von Hartungen oder Cristoforo de Hartungen oder auch «Capitano Sandro», wie sein Kampfname lautete, hatte im Schulterschluss mit den Amerikanern für die Resistenza und gegen die Deutschen gekämpft, in deren Reihen dagegen Klotz seinen Dienst leistete. Wo schneiden sich nach dem Krieg die Interessen der beiden Männer? In einem einzigen Punkt: dem Antikommunismus. Bei dem Kampf auf Südtiroler Boden geht es nicht um die Unabhängigkeit eines kleinen Landstrichs. Es geht um die Vormacht in Europa. «Die amerikanischen Geheimdienste gehörten zu den Ersten, die kamen, um Karten der Gegend zu erstellen. Auch Russen und Tschechoslowaken waren da, aber sie hielten sich stärker zurück», berichtet Eva Klotz. Doch als ich sie nach weiteren Details zum Verhältnis ihres Vaters mit Auslandsgeheimdiensten frage, weiss oder will sie dem nichts hinzufügen: «Dahin gehend herrscht keine Klarheit.»

Und eines der undurchsichtigsten Ereignisse ist ebenjene Nacht des 7. Septembers 1964, in der Amplatz getötet und Klotz verletzt wird. Eva weiss nicht, «wer in dieser Nacht geschossen hat, ob bloss Kerbler oder ob andere beteiligt waren. Mein Vater hat immer behauptet, italienische Stimmen gehört zu haben.

Er erzählte, dass er plötzlich aus dem Schlaf aufgeschreckt sei, aber eine bleierne Müdigkeit verspürt habe, vielleicht hatte Kerbler ihm ein Schlafmittel ins Essen getan.» In der Aufregung begreift Klotz nicht, dass sein vermeintlicher Freund die Schüsse abgefeuert hat, er weiss nur, dass er entkommen muss. «Er ist in einen Heuschober geflüchtet, hat eine Zigarette angezündet, um zu sehen, ob die Kugel in die Lunge eingedrungen war, ob Rauch herauskam, so wie er es im Krieg gelernt hat. Dann hat er die Flucht fortgesetzt, barfuss, in Hemd und Hose, denn zum Schlafen hatte er sich nur die Schuhe ausgezogen. Er hat nie im Schlafsack geschlafen, nahm immer nur eine Decke, um schneller zu sein.»

Es ist eine weitere filmreife Szene, über die wir eigentlich nur eines sicher wissen: Klotz und Kerbler flüchten, während Amplatz stirbt und zum «Märtyrer» wird. Nach diesem Hinterhalt eskaliert die Gewalt. Die Strategie des «Nicht-Tötens» gilt nicht länger, wenn sie überhaupt jemals gegolten hat. Die Aktionen werden grausamer, Bomben in Zügen, Schüsse auf Carabinieri und Finanze. Wenn Amplatz tatsächlich deshalb getötet wurde, weil der Staat seine Macht demonstrieren und die Attentate eindämmen wollte, so wurde das Ziel weit verfehlt. Stattdessen wird die Lage chaotischer, die Zahl der Waffenlager und die Militärpräsenz nehmen zu. Ein durchaus erwünschtes Ergebnis, wie Eva bemerkt, das grösseren Interessen als den nationalen genüge. «Wenn sich das Schlachtfeld auf die beiden grössten Weltmächte, USA und UdSSR, ausdehnt, ist klar, dass Südtirol zum Übungsgelände wird: Eine Schiesserei mehr oder weniger, eine Explosion oder Gewalttat wurden gar nicht mehr zur Kenntnis genommen. Später hielt Gladio hier Übungen ab.»

Sie teilt jedenfalls die Auffassung derer, die glauben, dass Südtirol ab einem bestimmten Punkt zum Experimentierfeld im Spannungsfeld der Mächte geworden sei. Die Frage lautet jedoch, ob ihr Vater gewusst hat, an welchem komplexem Spiel er beteiligt war, oder ob er nur ein Werkzeug war. In ihren Augen sind Georg

Klotz und die anderen bis zu einem gewissen Grad von den Ereignissen überrumpelt worden, da sie keine Mittel, keine Beziehungen und keine wirtschaftlichen Ressourcen hatten, um diesen entgegenzuwirken. «Sie waren nicht mehr Herren der Lage, sie wuchs ihnen über den Kopf. Natürlich haben sie anfangs nicht gedacht, dass ihr Kampf auch für die beiden feindlichen Blöcke wichtig sein könnte.»

Im Jahr 1964 ist die Dynamik nicht leicht zu durchschauen: auf der einen Seite der bewaffnete Kampf für die Selbstbestimmung Südtirols, auf der anderen Seite das Duell des Kalten Krieges. Es ist ein entscheidender Augenblick: Ende 1963 hat Amerika die Ermordung seines Präsidenten Kennedy erlebt. Die Kontrolle über die im Nachkriegseuropa geschaffenen «Stay-behind-Organisationen» wird schwächer. Auch jene, die sie ins Leben gerufen haben, haben sie nicht mehr unter Kontrolle. Ein Gebiet wie Südtirol, voller Waffen, Sprengstoff und Spione, dient zu vielen und allzu unterschiedlichen Interessen.

Vor diesem Hintergrund beschreibt mir Eva Klotz die Aktionen ihres Vaters, der zur Legende wird, gleichzeitig jedoch machtlos ist angesichts der internationalen Verwicklungen, die jede Utopie ersticken. «Es ist das Ende, wenn von drei Leuten einer nicht nur ein Verräter, sondern ein Killer ist. Der Tod von Amplatz markiert einen inneren Bruch. Und vielleicht hat mein Vater begriffen, dass auch er im Stich gelassen wurde. Denn es waren zu viele andere Interessen im Spiel, der Wind hatte gedreht.»

Die Familie hat diese Entscheidungen schon bald teuer bezahlen müssen. Angefangen bei der Ehefrau Rosa, Lehrerin: «Mein Vater hat immer gesagt: ‚Wenn ich sie nicht gehabt hätte, hätte ich nicht einmal anfangen könnens Sie war eine aussergewöhnliche, unerschrockene Frau, die keine Angst kannte.› Eva erzählt, wie sie beide im Oktober 1966 festgenommen wurden: die Mutter im Bus, auf dem Heimweg aus der Schule, und sie, die Tochter, im Klassenraum, während des Italienischunterrichts in der Lehranstalt der Englischen Fräulein in Meran.

Man schafft sie zur Vernehmung ins Präsidium nach Bozen. «Sie waren davon überzeugt, dass ich Nachrichten von meinem Vater an meine Mutter weitergeleitet habe. Nach zwölf Stunden, als ich bereits völlig am Ende war, begleiteten sie mich nach draussen, und ich sah die Mutter, die man gerade ein Stockwerk höher brachte: Ich hatte gar nicht gewusst, dass sie da war. Es war Nacht, ich war fünfzehn Jahre alt, wir weinten beide, ich habe sie nie so erschöpft gesehen. Sie führten mich wieder rein, um von vorn zu beginnen. In der Folge hatten wir Angst, meine Mutter werde erblinden, denn man hatte sie gezwungen, stundenlang in eine Lampe zu schauen. Sie hatte später immer Probleme mit den Augen.» Rosa wird wegen der Bildung einer bewaffneten Gruppierung angeklagt, die Polizei behauptet, sie treibe die Aktivitäten ihres Mannes im Passeiertal voran. «Vierzehn Monate und vierzehn Tage sass sie im Gefängnis, von jenem Tag im Oktober 1966 bis zum 23. Dezember 1967», präzisiert Eva. Während der gesamten Zeit kehrt Klotz kein einziges Mal heim. «Er hat immer gesagt, er wisse, aus welchem Holz seine Frau geschnitzt sei. Sie ins Gefängnis zu stecken war ein Mittel, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, aber wenn er darauf eingegangen wäre, hätten sie ihn geschnappt, uns aber noch lange nicht in Ruhe gelassen. Und er wäre nicht mit dem Leben davongekommen.»

Mit der Mutter im Gefängnis und dem Vater auf der Flucht kommen die Geschwister Klotz in die Obhut von Verwandten und Freunden. «Ich war die Älteste und litt sehr unter dem Auseinanderreißen der Familie», gibt Eva zu, doch ihr Lächeln weicht keinen Augenblick, und auch die Stimme schwankt nicht, während sie berichtet, welche Folgen die Entscheidungen des Familienoberhaupts hatten. «Zum letzten Mal habe ich ihn im Sommer 1963 gesehen, während einer seiner geheimen Reisen nach Südtirol. Er ist unbemerkt hereingekommen und ganze zehn Minuten geblieben. Er hat nicht einmal mit uns essen können, hat uns nur begrüsst, uns Schokolade und Traubenzucker mitgebracht, den er immer dabei hatte, um sich Energie zuzuführen. Wir haben ihn

armt, wir waren neugierig wegen seines schweren Rucksacks mit der oben aufgeschnallten Maschinenpistole. Wir waren glücklich, überrascht. Meine Mutter hatte uns nichts sagen dürfen, damit wir uns nicht verraten konnten, wenn jemand auf der Suche nach ihm zu uns kam. Und es kamen oft Männer, die sehr freundlich zu uns waren und allzu grün-rote Strümpfe trugen, um als echte Touristen oder Bergwanderer durchzugehen. Unter dem Vorwand, sich nach unserem Befinden zu erkundigen, versuchten sie herauszufinden, ob der Vater bei uns gewesen war. Ich hatte bereits begriffen, dass wir vollkommen machtlos waren. *Die* waren zu allem fähig.»

Ich weise sie darauf hin, dass ein Staat normalerweise reagiert, wenn er sich bedroht fühlt, und zwar bisweilen mit extremen Mitteln, doch sie entgegnet: «Sie sind die Terroristen, die Südtirol besetzt haben. Wir haben nur die Antwort auf diese faschistischen Aktionen geliefert. Sie haben die gesamte Gerichtsgewalt missbraucht, ohne die Menschenrechte zu wahren, und mein Vater hat das offenbar von Anfang an erkannt, sonst hätte er nicht die Flucht ergriffen.»

Eva bleibt dabei und weicht keinen Millimeter ab von ihrer Überzeugung: Es ist das Gedächtnis, das Geschichte schreibt. Und das Gedächtnis an einen Vater, dessen Gestalt unangefochten ihr gesamtes Leben bestimmt, kann nicht das eines Strippenziehers, eines geschickten und skrupellosen Spielers in der grossen Partie des Kalten Krieges sein. Denn das würde bedeuten, eine ganze Existenz völlig neu zu bewerten.

Ich frage sie, ob sie mit dem Älterwerden das Gefühl hatte, das Erbe von Georg Klotz zu übernehmen, und sie nickt mit Nachdruck: Sie alle, Brüder und Schwestern, seien auf unterschiedliche Weise darauf bedacht, die Ideale des Vaters weiterzutragen. «Ich hatte immer den Wunsch, Lehrerin zu werden, und acht Jahre lang habe ich an der Oberschule unterrichtet. Seit den Regionalwahlen 1983 habe ich jedoch angefangen, Politik zu betreiben. Ich habe die Schule mit Bedauern verlassen, denn sie war meine Leiden-

schaft, aber ich habe mich ganz in die Politik gestürzt. Seitdem ist das mein Leben. Das ich mir nicht ausgesucht habe, das vielmehr meine Bestimmung ist.» Mein Blick fällt auf den rot-weißen Aufkleber mit dem Motto ihrer Partei – SÜDTIROL IST NICHT ITALIEN –, der wie zufällig auf dem Tischtuch liegt: Georg Klotz hat für alle entschieden, im Leben wie auch danach.

Ich frage sie, was sie ihm heute sagen würde, wenn sie ihn treffen könnte: «Ich würde ihn nach dem Krieg fragen und nach vielen Einzelheiten über die Freiheitskämpfer, die zu vertiefen mir damals die nötige Reife fehlte. Vielleicht würde ich ihm auch nur sagen: ‚Ich hab dich lieb.‘ Aber vor allem hätte ich Fragen. Er würde mir offen antworten, mit all seinem Wissen. Und nein, ich hätte ihm nichts vorzuwerfen.»

«Ich war sechs Jahre alt, als mein Vater starb, meine älteste Schwester war neun. Meine Mutter hat uns immer beschützt, uns vor der Neugierde der Leute abgeschirmt. Und natürlich wissen meine Kinder, wer ihr Grossvater war, aber ich habe nie gesagt: ‚Das sind die Bösen, das sind die Guten.‘ Meine Mutter hat uns das nicht beigebracht, und ich werde es ihnen nicht beibringen.»

Walli Amplatz spricht in akzentfreiem Italienisch an einem verregneten Maientag in der Bar des Hotel Laurin im Bozner Zentrum, wo sie auf einem Sessel sitzt und mich anschaut. Die jüngste Tochter von Luis Amplatz hat mir soeben in Erinnerung gerufen, dass ich nicht zum ersten Mal versuche, sie zu interviewen. «Du hast mich vor rund 25 Jahren darum gebeten. Damals habe ich abgelehnt», sagt sie lächelnd.

Ich erwidere ihr Lächeln, froh darüber, dass sie diesmal in ein Treffen eingewilligt hat. Für mich ist es wichtig, auch diesem anderen Erbe nachzuspüren, diesem anderen stets abwesenden und dennoch unauslöschlichen Vater. Einer Figur, mit der eine Auseinandersetzung gleichermaßen notwendig wie unmöglich ist.

«Es gibt immer zwei Seiten: Die einen sagen, ‚das ist die Tochter des Helden‘, und die anderen, ‚das ist die Tochter des Terroristen‘», erklärt Walli ohne den leisesten Funken Bitterkeit angesichts jener Situation, an der sie keine Schuld trägt. Aber ich bezweifle, dass sie nicht doch ein wenig davon verspürt.

Alles hatte normal begonnen: eine Familie, Mann, Frau, vier Kinder, in den 1950er-Jahren, auf einem kleinen Hof im Osten der Stadt, jenseits der Reschenstrasse. Dort waren die Neubauviertel, in denen überwiegend Italiener lebten. «Damals war das noch eine ländliche Gegend, es gab auch Gehöfte, die grösser waren als unseres, und kleine Mehrfamilienhäuser. Viele unserer Nachbarn kamen aus dem Veneto: aus Rovigo, Vicenza und so weiter. Wir sind mit der italienischen Sprache um uns her aufgewachsen, haben selbst Italienisch gesprochen, zwischen uns Kindern unterschiedlicher Herkunft gab es keine Probleme. Auf dem Fussweg zur Schule dagegen schon, sie beschimpften uns als deutsche Schweine und ‚Crucchi‘, und wir hielten dagegen: Drecksitaliener. Doch unter Nachbarn herrschte Einvernehmen.» Walli erinnert sich, wie sie ganze Abende lang dicht gedrängt vor dem Fernseher der neapolitanischen Nachbarn verbracht hatten, um die Werbesendung *Carosello* zu sehen – eine sehr typische Szene für das Italien der 1960er-Jahre. «Vater hatte viele italienische Freunde, mit denen er jeden Abend Kaffee trank. Er und die Mutter sind in der Zeit des Faschismus in dieser Sprache unterrichtet worden. Er hatte nichts gegen die italienische Nation, aber gegen das System schon.» Von dem Wein und den Äpfeln, die sie anbauten, konnte man unmöglich leben, erklärt sie, und Luis hatte im nahe gelegenen Industriegebiet nach Arbeit gesucht, aber vergeblich. Die Stellen gingen vorzugsweise an die Zuwanderer aus dem Süden. «Ausserdem durften wir unsere Sprache nicht sprechen, sie hatten die Feiertage, die Bräuche abgeschafft ... Ich glaube, dass die Gruppe, der mein Vater angehörte, sich zusammengetan hatte, weil sie die Dinge verändern wollten. Und ich glaube, dass er zwar eine kluge Person, aber manchmal auch ein Hitzkopf war.»

In der Geschichte wird Luis Amplatz als weit mehr als nur ein schlichter Aktivist beschrieben, vielmehr gilt er als Schlüsselfigur der Südtiroler Bewegung für den Raum Bozen. Als einer der Führungsköpfe, die gleich nach der Feuernacht ins Ausland flüchten mussten. Aber bei dem Gedanken an den jungen 33-jährigen Familienvater auf der Suche nach einer Anstellung als Arbeiter, fragt man sich: Wie kam er dazu, Anschläge zu organisieren? Ist es möglich, dass ein so einfacher Mann gemeinsam mit einer Handvoll Komplizen die taktischen Fähigkeiten besass, 37 Strommasten gleichzeitig hochgehen zu lassen? Um das zu organisieren, muss man in der Lage sein, einen komplexen Plan umzusetzen. Man muss Dutzende von Personen zusammenbringen, die im selben Moment Ziele in die Luft sprengen, auch wenn diese im städtischen Bereich liegen und von der Polizei überwacht werden. Die Feuernacht war kein simples Unterfangen, und der radikale Schritt zur Gewalt und in den Untergrund scheint der Person, die bei Wallis Worten durchschimmert, völlig fernzuliegen.

Wie lässt sich darüber hinaus sein Vertrauen erklären, das er einem so grundverschiedenen Mann wie Georg Klotz von Anfang an entgegenbrachte? Sie waren geradezu gegensätzliche Persönlichkeiten: Der eine hatte im Krieg gekämpft und die russische Front überlebt, der andere war ein junger Bursche ohne jegliche Kampfstrategie. Aber als sie 1961 nach Österreich flohen, war ihnen ein Gefühl gemeinsam: die Sehnsucht.

«Was sie verbunden hat, war, denke ich, das Exil, sowohl in Wien als auch in Innsbruck waren sie praktisch permanent zusammen: in einem Land, in dem sie niemanden kannten und ohne die Möglichkeit, zurückzukehren, denn sie wurden beide gesucht», sagt Walli.

Wie die Familie Klotz, so war auch ihre Familie Gegenstand permanenter polizeilicher Besuche und Durchsuchungen. Doch Luis hatte seiner Frau Anna keinerlei Details enthüllt. «Vater sagte immer: ‚Ich sag dir nichts, so können sie dich später nicht irgendetwas fragen‘. Und tatsächlich hat sie nie Probleme bekommen. Bis

auf ein Mal ...», korrigiert sich Walli. «Nach der Flucht, 1961, sind die Carabinieri oft ins Haus gekommen, um sie zu verhören, und es gab auch welche, die ihr Avancen machten. Sie war wirklich eine schöne Frau.»

Das kann ich mir gut vorstellen, auch Walli Amplatz sieht sehr gut aus: glattes, dunkles Haar, das ein strahlendes Gesicht mit grossen braunen Rehaugen umrahmt. Sie leuchten auf, als ich anmerke, dass, nach den Fotos zu urteilen, auch Luis recht attraktiv war.

«Vater war in der Tat ein schöner Mann», sagt sie zärtlich. «Als er in Innsbruck war, fuhren wir vier Mal im Jahr mit dem Zug hin. Damals gab es die Brennergrenze, und der Zug hielt mindestens eine Dreiviertelstunde, unseretwegen. Sie nahmen die Mutter mit, um sie zu durchsuchen, und natürlich weinten wir, wir hatten Angst, da wir nicht wussten, was passieren würde. Wir gingen zu dem Haus, in dem mein Vater mit einem Freund lebte. Er arbeitete damals als Verkäufer.» Abgesehen von diesen wenigen Besuchen gab es nur heimliche Treffen, stets ohne die Kinder: «Während des Exils kam er hin und wieder nach Südtirol, ich glaube allein, und traf sich mit der Mutter. Im Sommer kümmerte sie sich nicht nur um den Hof, sondern arbeitete obendrein in einem Obstgrosshandel. Wir waren derweil im Sarntal. Man sagte uns, wir sollten nicht in den Wald gehen, da dort der Schwarze Mann sei, aber in Wahrheit war es der Vater. Er konnte sich uns nicht nähern, da die Polizei manchmal kam, um uns zu kontrollieren und zu fragen, ob wir ihn gesehen hätten. Einem Kind von vier, fünf Jahren fällt es schwer, zu lügen, und so konnte er uns bloss von Weitem beobachten.»

Die Frau von Luis Amplatz ist nie verhaftet oder misshandelt worden, aber der Familienalltag war nicht einfach. «Sie arbeitete zehn, zwölf Stunden am Tag, Samstag und Sonntag kümmerte sie sich um unseren kleinen Hof, gemeinsam mit Nachbarn und Freunden. Sie hatte einen halben freien Tag, Montagvormittag, um für uns alle die Wäsche zu waschen und das Haus sauber zu halten. Sie ist jung zur Witwe geworden, aber sie hat nie wieder

einen Mann gewollt. Nach dem Tod meines Vaters haben sie ihr keine Witwenrente gezahlt, da mein Vater als Terrorist eingestuft war. Manchmal hatten wir nicht einmal Geld für Brot und Milch. Aber die italienischen Händler, die uns kannten, haben ihr immer geholfen: ‚Machen Sie sich keine Sorgen, Signora, geben Sie mir das Geld, wenn Sie welches haben.‘»

Über die Schicksalsnacht 1964, in der ihr Vater im Schlaf getötet wurde, spricht Walli verständlicherweise nicht gern. Sie vermutet jedoch, dass dieser Hinterhalt dem italienischen Staat dazu diene, ein starkes Zeichen der Präsenz zu setzen. Ein Zeichen, das jedoch nicht stark genug war, wenn man bedenkt, dass der begehrteren Beute, Georg Klotz, die Flucht gelang. Ob sie sich nie gefragt habe, weshalb?

«Natürlich ist es seltsam, dass einer stirbt, der andere nicht», erwidert sie und schüttelt den Kopf. «Jedenfalls weiss ich, dass Italien Jahre später, als man Kerbler in London verhaftet hatte, die Auslieferung hätte verlangen müssen, aber sie liessen den Termin verstreichen, und so floh er, vermutlich nach Südafrika.» Wahrscheinlich war es zu gefährlich, einen Mann in die Heimat zurückzuholen, der die Angelegenheit bis ins letzte kompromittierende Detail kannte. Eine erbarmungslose und listige Person, die in jener Nacht im Jahr 1964 für ihre Auftraggeber offenbar dennoch den falschen Feind umgebracht hatte. Ich frage Walli, wie sie vom Tod des Vaters erfahren hat. Aus dem Radio, antwortet sie. «Meine Schwester Gerda war daheim, als es geschah, mein Bruder Andreas und ich waren auf dem Hof im Sarntal. Wir sassen beim Abendessen, als die Achtuhrnachrichten über die Sache berichteten und die Hofbesitzer zu uns sagten: ‚Kinder, rasch ins Bett.‘ Ich hatte begriffen, dass etwas nicht stimmte, Andreas dagegen nicht. Am nächsten Morgen haben sie uns sehr früh geweckt, meine Patentante ist mit dem Auto gekommen, um uns heimzubringen. Mutter war da und hat zu uns gesagt: ‚Vater ist getötet worden.‘ Ich erinnere mich an die Beerdigung mit sehr, sehr vielen Leuten, auf dem Friedhof in Bozen, dann sind wir

heim, und Journalisten aus aller Welt waren da, um Fotos zu schießen. Mutter hat uns zu den Nachbarn geschickt, bis alles zu Ende war.»

Unweigerlich kommt einem der Gedanke, dass für einen Vater von kleinen Kindern diese und die Ehefrau an erster Stelle hätten stehen, dass er sie nicht hätte verlassen sollen. Im Gegensatz zu Eva kann sich Walli nicht mit der Weiterführung eines Kampfes trösten und sich nicht in reiche Erinnerungen an gemeinsam mit dem Vater verbrachte Augenblicke flüchten. Sie war klein, als er untertauchte, und drei Jahre später war er tot. Die letzte Begegnung lag sechs Monate zurück, es war einer der gewohnten Besuche in Innsbruck. «Wir blieben eine Nacht dort, und am nächsten Tag reisten wir ab. Mutter war glücklich, ihn wiederzusehen, er freute sich, uns zu sehen, wir spielten zusammen ... aber ich kann nicht sagen, wie er war, nicht genau, weil ich mich einfach nicht an ihn erinnere. Wenn dergleichen geschieht, neigt eine Tochter, die den Vater nie richtig gekannt hat, dazu, ihn zu idealisieren, sich an ihn zu erinnern, wie er hätte sein sollen. Er gehörte offenbar zu denen, die sagten: ‚Es darf keine Toten geben.‘ Und ich denke, dass er ein guter Vater war. Aber vielleicht sage ich das auch nur, weil ich will, dass es so ist.»

Seither sind 54 Jahre vergangen, aber nach einem Bericht frei von jeglicher Sentimentalität ist es ausgerechnet jene letzte Begegnung, die sie anrührt. Ihre Stimme bricht. Später ist ihr Vater zum Symbol geworden. «Mein Leben ist stets von ihm bestimmt gewesen, auch in seiner Abwesenheit», gesteht Walli. «Als ich einen Italiener geheiratet habe, hat zumindest einer meiner Verwandten mich nicht länger gegrüßt. Die Mutter hat dagegen keine Einwände gehabt.»

Ich frage sie, ob Südtirol in ihren Augen inzwischen ein befriedeter Landstrich sei, und sie antwortet mit Nein: «Es gibt immer noch Spannungen und Gruppierungen, die das ausnutzen wollen. So empfinde ich zum Beispiel die Idee eines österreichischen Passes für Südtiroler als reine Provokation. Ich wünsche mir ein Süd-

tirol ohne Provokationen.» Eine schwer erfüllbare Forderung in Zeiten, in denen der Nationalismus und Regionalismus vielerorts im Kommen sind. «In Bozen ist, soweit ich weiss, die Mehrzahl der Italiener und Deutschen derzeit zweisprachig, aber in den Tälern sieht das ganz anders aus. Mein Mann ist durch und durch Italiener, aber er spricht Deutsch, und ich hätte nicht gern einen Mann geheiratet, der sich weigert, meine Sprache zu lernen. Ich kann seine Sprache.» Dem stimme ich zu. Bürger Europas, ja Weltbürger zu sein und sich möglichst vielen Kulturen zu öffnen ist ein enormes Privileg.

«Unsere Kinder sind längst Europäer. Aber es gibt immer noch Hitzköpfe, auch unter den jungen Leuten», sagt Walli. «Bei einem Gespräch vor ein paar Wochen mit einem jungen Burschen aus dem Pustertal kam ich darauf, dass der Streit um den Doppelpass in meinen Augen eine grosse Dummheit ist, und er fuhr mich an: ‚Ausgerechnet du sagst das, die Tochter von Amplatz, schäm dich!‘ Und das aus dem Mund eines nicht einmal Dreissigjährigen. Da gibt es noch viel zu tun.»

Als ich Eva Klotz fragte, ob es noch Sinn ergäbe, für die Selbstbestimmung zu kämpfen, hat sie mir entschlossen geantwortet: «Ja, allerdings mit legalen, demokratischen Mitteln, mit Bündnissen, mit ganzer Leidenschaft und mit dem Gesetz. Aber man muss immer bereit sein.»

Eva Klotz und Walli Amplatz sind gegensätzliche Extreme eines Südtirols der tausend Schnittstellen und tausend Sorgen. Sie haben zwei grundverschiedene Visionen vor Augen: die eine eingengt auf kleine europäische Einzelstaaten, die andere offen für eine grosses geeintes Europa.

Südtirol ist nicht versöhnt. Seine Töchter sind es nicht. Jede trägt auf ihre Weise das Erbe und die Schuld der Väter.

Täuschungen und Enttäuschungen

Bozen und Taisten, Februar 1965

Nun spricht Peter von Aktionen, und Klara ist es, die zur Vorsicht mahnt. Strommasten in die Luft zu jagen sei eine Sache, gibt sie zu bedenken, etwas ganz anderes sei es, Menschen kaltblütig zu töten. Ob Carabinieri, Finanzier oder Polizisten. Der Staat werde seine Leute rächen, erklärt sie ihrem ungeduldigen Partner.

«Lass die anderen nur machen», sagt sie. «Die Leute sind nicht länger solidarisch angesichts all der Gewalt, und auch die österreichische Regierung zieht sich immer mehr zurück.» Schon bald, so Klara, werde auch die Auswanderung keine sinnvolle Option mehr sein. «Du siehst doch, was mit Amplatz passiert ist», ruft sie ihm ins Gedächtnis.

«Immerhin ist er ehrenhaft gefallen. Als Held!»

«Er ist im Schlaf getötet worden», wendet Klara ein.

«Aber er ist getötet worden, weil er den Mut hatte, die Grenze zu überschreiten, um seine Pflicht zu erfüllen», beharrt Peter starrköpfig.

Klara seufzt. Dieselbe Devise wie vier, fünf Jahre zuvor, in demselben Bewusstsein vorgebracht wie damals. Also ohne jegliches Bewusstsein. Peter hat sich nicht verändert. Und das erfüllt sie mit einer wilden Zärtlichkeit, aber auch mit Sorge: Offenbar ist er unfähig, die Naivität von einst abzuschütteln.

Auch dafür liebt sie ihn. Aber Peters Leben ist nur dank der permanenten diskreten Überwachung seitens Umbertos und Franz' nicht in Gefahr. Wenn er jedoch eine Dummheit beginge, wäre es mit diesem Schutz schon bald vorbei.

«Wir könnten es gemeinsam machen», Peter packt sie bei den

Schultern, die Augen funkeln. Seine durchdringende Stimme klingt merkwürdig fehl am Platz innerhalb der vier Wände in ihrer kleinen Küche.

«Was machen?», einen kurzen Moment lang glaubt Klara, er meine ein Kind. Ein Kind machen? Und wie wollen sie es ernähren? Er schleppt Kisten auf dem Markt, sie erteilt den Sprösslingen des Grossbürgertums Nachhilfeunterricht.

«Einen Anschlag.»

Klara verspürt einen Schauer der Erleichterung, oder vielleicht der Enttäuschung. Jedenfalls ein unpassendes Gefühl angesichts der unglaublichen Worte, die Peter soeben ausgesprochen hat.

«Ich habe deine Pistole gefunden», fährt er fort. «In der Wäschekommode, was für ein banales Versteck, Schatz.»

«Und was hast du an meiner Wäschekommode zu suchen?», fragt sie streng.

«Ich habe saubere Sachen eingeräumt», erwidert er, doch er weicht ihrem Blick aus. Es stimmt nicht, er hat nach Indizien gesucht. Nach einem gestempelten Pass oder Flugtickets. Seit sich seine Verlobte so oft mit dem Vater trifft, lebt er in der Angst, sie könne nach Amerika verschwinden. Eine irrationale Befürchtung, hoffentlich.

«Du hast nicht das Recht, zwischen meinen Sachen herumzustöbern», ruft sie aufgebracht. «Und vergiss diese Pistole.» «Sie könnte uns nützen.»

«Wenn sie zu etwas nützlich ist, dann zu deiner Verteidigung und nicht, um dich ins Verderben zu stürzen.»

«Dann besorge ich mir halt eine andere.» Peter ist verärgert. «Man darf nicht länger warten. Begreifst du das nicht? Die Italiener sind völlig verschreckt, haben Angst, die Kasernen zu verlassen. Noch ein paar Schläge, und sie treten den Rückzug an. Man braucht nicht einmal zu töten, es genügt, wenn wir ihnen Furcht einflössen!»

Sie sieht ihn ungläubig an. «Weisst du, was du da sagst? Meinst du wirklich, die hauen ab, nur weil ihr in die Luft schiesst? Und ausserdem, wer denn überhaupt? Du und diese netten Freunde, die

dich als Verräter betrachten? Die Zielschiessen auf dein Bein gespielt haben?» Klara merkt, dass sie die Hände in die Hüften gestemmt hat. «Du solltest deine Mutter besuchen gehen», wechselt sie das Thema. «Du warst seit Weihnachten nicht mehr dort.»

«Ich glaube nicht, dass ich ihr fehle. Das letzte Mal, als ich nach Pinzon rauf bin, war sie nicht einmal da. Meine Mutter hat sich ein neues Leben aufgebaut, so viel scheint klar.»

«Rede keinen Unsinn! Sie braucht dich, das weisst du!»

«Und woher willst du das wissen?»

«Ich spreche mit ihr am Telefon. Ich erzähle ihr, wie es dir geht. Sie ruft auch Max an. Katharina ist eine tüchtige Frau. Das Leben hat ihr übel genug mitgespielt.»

«Wieso? Geht es ihr nicht gut?» Gegen seinen Willen überfällt ihn Sorge.

«Wie könnte es einer Mutter gut gehen, die ihr Kind verloren hat? Sieh nur meine an.»

«Sie hat mich nicht verloren. Ich bin nur erwachsen geworden und gehe meinen eigenen Weg.»

Erwachsen. Wollt Gott, es wäre so, denkt Klara.

«Und sie geht den ihren, hat meinen Vater vergessen, und vielleicht ist es besser so.»

«Das glaubst du? Dass sie ihn vergessen hat?»

«Mir scheint das offensichtlich. Seit wer weiss wie viel Jahren hat sie einen Liebhaber und ...»

«Und deshalb bist du böse auf sie?» Ehe Peter das bestreiten kann, legt sie ihm eine Hand auf den Mund. «Natürlich bist du es. Aber du hast keine Ahnung. Vielleicht ist es an der Zeit, dass du es erfährst. Dass du erfährst, was Treue, Ehrbarkeit und Leiden bedeuten. Vielleicht wirst du dann aufhören, von Pistolen und Anschlügen zu faseln.»

Sie nimmt ihn bei der Hand und zieht ihn beinahe gewaltsam aus der Wohnung.

«Wo gehen wir hin?», fragt Peter.

«Zu Max.»

«Er wird bei Karl im Geschäft sein ...»

«Nein, er hat mir gesagt, dass er heute Vormittag bei Sissi bleiben will. Sie ist erschöpft und niedergeschlagen. In diesem Winter war sie oft krank.»

Max selbst öffnet ihnen die Tür, er hat sie durchs Fenster über den Platz kommen sehen. «Hallo», begrüsst er sie erstaunt. «Was für eine Überraschung! Aber eigentlich wollte ich gerade fort und ...»

«Zeig ihm das Foto», unterbricht ihn Klara.

Im ersten Augenblick begreift Max nicht, dann reisst er die Augen auf. «Meinst du ...»

«Genau das, los, mach schon. Das, was du am Bahnhof aufgenommen hast.»

Max starrt Peter an und bleibt reglos in der Tür stehen. «Wenn ich es ihm zeige, wird alles anders», wendet er mit leiser Stimme ein. «Was ist? Hast du gedacht, wir könnten diese Komödie ewig weiterspielen?» Klaras Stimme ist kalt und hart.

Peter sieht seine Verlobte und den Freund an, ohne etwas zu begreifen. Wovon reden sie?

«Kommt rein», seufzt Max. Er geht ihnen voran in sein Zimmer, öffnet die Schreibtischschublade und holt einen Umschlag heraus, den er Peter reicht, ohne ihn anzuschauen. «Ich hoffe, wir tun das Richtige», sagt er an Klara gewandt und offenkundig vom Gegenteil überzeugt.

«Was ist das?», fragt Peter ungeduldig.

«Das Geheimnis deiner Mutter», antwortet sie.

«Erinnerst du dich, wie du mich einmal gebeten hattest, sie nach Bozen zu verfolgen?», fügt Max leise hinzu.

Der Freund begreift im ersten Augenblick nicht, wovon er spricht. «Aber das ist zwei Jahre her! Sie hatte dich im Gedränge abgeschüttelt...» Dann erstirbt ihm die Stimme, während er auf den grossformatigen Schwarz-Weiss-Abzug starrt. Die Leica und ihr Teleobjektiv haben gute Arbeit geleistet. Das Bild ist scharf: Man sieht den Lieferwagen mit dem Namen des Sägewerks an der Sei-

te, erkennt Katharina auf dem Beifahrersitz. Und dieses Gesicht. Ein Blick genügt.

Er dreht das Foto um, als suche er auf der Rückseite nach Erklärungen. Nach einem Datum, einem Anhaltspunkt dafür, dass diese Szene in Wahrheit weit zurückliegt, noch vor seiner Geburt entstanden ist. Er scheint gar nicht zu hören, was Max ihm erklärt.

«Ich habe Informationen eingeholt. Er hat geheiratet, hat zwei Töchter, zwei kleine Mädchen ...» Dieses bärtige Gesicht könnte auch ein Unbekannter sein, aber die Augen ... Diese Augen, die vor dem Anfahren den Verkehr prüfen, hat er Hunderte, Tausende Male gesehen. Sie haben ihn von der Stubenwand angeschaut, tagtäglich, zeit seines Lebens.

Jahrelang hat er sich diesen Mann mit einer Waffe in der Faust im eisigen Schnee der russischen Front vorgestellt, zwischen den rauchenden Ruinen der Reichshauptstadt und dann in der tückischen Strömung der Elbe, erschöpft unter dem Gewicht von Hermanns Körper. Er hat sich vorgestellt, wie er ausgleitet, ein paar Meter vom Ufer entfernt, und für immer verschwindet, vom Fluss verschluckt. Sein Held. In diesen Szenen hat sein Vater kurz vor dem Sterben stets seinen Namen gerufen – «Peter» –, den Namen eines Sohnes, den er nie gekannt hat, der daheim auf ihn wartet. Und nun erkennt ihn dieser Sohn, der nie wirklich aufgehört hat, auf ihn zu warten, am Steuer des Lastwagens eines Sägewerks. Peter lässt sich zu Boden gleiten, den Rücken gegen die Wand. Seine Beine tragen ihn nicht mehr. «Er lebt noch», sind seine einzigen Worte. «Aber warum?»

Die Fahrt nach Taisten verläuft schweigend. Peter sausen tausend Fragen durch den Kopf: «Warum bist du nicht zu uns zurückgekehrt?», «Warum hat meine Mutter gelogen?», «Warum hast du mich im Stich gelassen?».

Max sitzt hinterm Steuer, erleichtert, dass der Freund nicht böse auf ihn ist. Er hat diese Fahrt organisiert, um ihm zu zeigen, dass

er auf seiner Seite steht, dass er nur geschwiegen hat, um ihn zu beschützen. Klara hasst Gefühlschaos und ist von Anfang an gegen diesen Plan: An der Vergangenheit gibt es nichts zu rütteln, hat sie gesagt, aber vergeblich.

Unterwegs stossen sie auf Kontrollpunkte der Carabinieri und der Armee. Sie werden angehalten, Peters offenkundige Nervosität versetzt die Wachposten in Alarmbereitschaft, sorgfältig inspizieren sie den Wagen und den Kofferraum und steigern seine Nervosität dadurch nur noch mehr. Dann lässt man sie schweren Herzens weiterfahren.

Max befürchtet, der Freund könne an der nächsten Strassensperre explodieren und handgreiflich werden, aber Peter beherrscht sich. Das Sägewerk Pichler zu finden ist nicht schwer, es ist das grösste der Gegend. Ganz in der Nähe erheben sich die waldigen Berge, die natürliche Grenze zu Österreich. Kaum mehr als 30 Kilometer entfernt: ein Katzensprung, wenn man mit dem Gelände vertraut ist. Max parkt auf der kleinen Freifläche, wo die Anhängerfahrzeuge halten, um ganze Stämme und zugesägte Bretter aufzuladen. Zwischen den Lagerhallen und Werkstätten steht gut sichtbar ein schönes weisses Haus mit Baikonen aus hellem Holz, auf denen in ein paar Monaten die Geranien blühen werden. Das ist es, denkt Peter. Das muss das Haus der *anderen* sein.

Wie hat seine Mutter nur so eine Situation hinnehmen können? Wie hat sich diese Unbekannte mit ihren beiden Bälgern diesen Unbekannten schnappen können, der sein Vater ist? Und was soll er ihm jetzt sagen?

Sie steigen die Stufen zu dem Gebäude hinauf, in dem sich die Büros befinden.

«Was kann ich für Sie tun?», fragt eine junge Sekretärin und schaut Max mit unverhohlener Bewunderung an.

Es ist an ihm, zu antworten, denn dem Freund hat es offenbar die Sprache verschlagen.

«Guten Tag, meine Dame», beginnt er mit einem entwaffnenden

Lächeln. «Wir sind gekommen, um mit Herrn Pichler zu sprechen.»

«Der Chef ist nicht im Hause», erwidert die junge Frau mit bedauernder Miene.

«Können wir auf ihn warten?»

«Können schon, aber das dürfte ziemlich lange dauern. Er ist in Österreich und Deutschland auf Arbeit unterwegs. In solchen Fällen weiss man nie genau, wann er zurückkommt.»

«In Deutschland?», wiederholt Max bestürzt. Peter fasst sich mit den Händen an den Kopf.

«War es etwas Dringendes?», fragt die Frau, erstaunt über den verstörten Gesichtsausdruck des jungen Besuchers.

«Aber nein», mischt sich Klara ein. «Eine Kleinigkeit, bloss eine Kleinigkeit.» Sie legt den Arm um Peters Schulter und führt ihn zum Ausgang. Er fühlt sich erschöpft, wie ausgeleert, nun da die Anspannung plötzlich von ihm gewichen ist. Der Mann, auf den er ein Leben lang gewartet hat, ist zum Greifen nahe und doch unerreichbar.

Max läuft mit gesenktem Kopf, Steine beiseitekickend, enttäuscht. Klara betrachtet das schöne weisse Haus. Wenn sie allein wäre, würde sie hingehen und klopfen. Sie würde sehen wollen, wer diese Frau ist, für die Günther sein Leben zweigeteilt hat. Ob er es aus Liebe getan hat? Sie schaut sich um, sieht das Gewimmel der Lastwagen, das Holz, das sich in Banknotenbündel verwandeln wird. Während sich Katharina mit ihren schönen grünen Augen in Pinzon im Gasthaus abrackert, die Hände rau vom Putzen und mit dunklen Ringen unter den Augen von den Nächten, die sie über die Abrechnungen gebeugt verbracht hat. Kein Vergleich zwischen den beiden Leben.

Sie haben gerade das Auto erreicht, als ein Mann in Arbeitsanzug, mit Sägespänen übersät, an Bord eines alten Volkswagens neben ihnen hält.

«Da ist jemand, der dich sehen will», sagt er zu Peter.

«Mich?» Peter spürt Hoffnung aufkeimen. Vielleicht ist sein Vater gar nicht in Deutschland.

«Dich», und der Mann fährt weiter, ohne sich zu vergewissern, ob sie ihm folgen. Max startet und fährt mit quietschenden Reifen los, dem Unbekannten hinterher, die Strasse entlang, die hinauf in die Berge führt. Er biegt auf einen unbefestigten Feldweg ab und weiter über eine breite Wiese, an deren Ende sich der Blick auf das Tal öffnet. In einiger Entfernung steht ein scheinbar verlassener Heuschober. Als sie aus dem Wagen steigen, tauchen zwei knurrende Hunde auf, doch der Kerl mit dem Blaumann beschwichtigt sie mit einer Geste. Wortlos führt er die kleine Gruppe zu dem Heuschober.

«Von hier oben sieht man fast alles», sagt eine Stimme, die Peter sofort erkennt.

Auf einer Brüstung, den Ellenbogen auf das Fensterbrett gestützt, steht Hermann und sucht mit dem Fernglas den Horizont ab. «Und dank Siegfried und der Hunde wird es schwierig, mich hier einfach so zu überraschen.» Er steigt die Leiter hinunter und klopfte Peter kräftig auf die Schulter.

«Lang ist's her, was? Das letzte Mal habe ich einen kleinen Jungen gesehen, und jetzt scheint mir ein Mann gegenüberzustehen», bemerkt er. «Du bist auf der Suche nach deinem Vater hergekommen? Der ist abgehauen», enttäuscht er ihn. «Die italienischen Bullen sind allzu lästig geworden.»

Peter fehlen die Worte. Hermann hier? War er immer hier? Hat er es immer schon gewusst?

«Was ist das für ein Ort?», wirft Klara ein, während sie sich aufmerksam in dem Versteck umsieht.

«Bis vor Kurzem war es ein Schmugglerversteck. Von diesem Fenster aus kann man alles sehen. Und es gibt sogar Geheimgänge, die in den Wald führen.» Der «Krüppel» hebt eine Luke an und gibt den Blick auf eine in den Felsen gehauene Nische frei. «Früher haben sie hier Tabak aufbewahrt, um ihn trocken zu lagern, heute dient das Kämmerchen anderen Zwecken.» Im schwankenden Strahl der Taschenlampe tauchen Reihen von gegen die Wand gelehnten Gewehren auf. Kisten mit Granaten. Sprengstoff. Ein weiteres Geheimplager, denkt Klara.

«Für Aktionen», kommentiert Max, doch der Gedanke lässt ihn kalt. Er merkt, dass ihn «dieses Zeug» nicht interessiert, ihm kein Gefühl von Macht verleiht. Es hat keinen Platz in seinem Leben. Er überlegt vielmehr, wie es wohl ist, die Ländereien seines Vaters zu bebauen, denkt an die Weinernte, um die er sich jahrelang nicht hat kümmern wollen. Der Boden ist das Einzige, was wahrhaft zählt. Der Rest ist bloss Täuschung.

«Ich bin nicht wegen der Waffen hergekommen», mischt sich Peter ein. «Wo ist mein Vater?»

«Ich habe dir doch gesagt, dass er schon vor eine Weile verschwunden ist. Er ist über die Grenze nach Österreich. Wahrscheinlich versteckt er sich in München», antwortet Hermann. «Ein italienischer Bulle ist gekommen, um ihn zu verhören. Vorher ist deine Mutter da gewesen. Der Druck war zu gross ...»

«Aber wieso hat er nie nach mir gesucht?» Peter schluckt. «Kann es sein, dass er gar nichts von meiner Existenz gewusst hat?»

«Wie kannst du so von deiner Mutter denken», tadelt Hermann ihn. «Er hat es sofort erfahren, gleich bei ihrem ersten Wiedersehen. Aber er hatte sich bereits ein neues Leben aufgebaut. Der Rest war Schnee von gestern ...»

«Ihr habt mich alle belogen», bemerkt Peter bitter.

«Um dich zu beschützen. Es bringt nichts, Kindern Dinge zu erklären, die sie nicht begreifen können.»

«Aber jetzt bin ich kein Kind mehr!»

«Dann sieh den Tatsachen ins Auge: Ein Mann liebt eine Frau, dann liebt er eine andere, er ändert sein Leben, Ende der Geschichte.»

«Nicht ganz Ende der Geschichte», mischt sich Klara ein, die Peters verletzten Blick nicht ertragen kann. «Schliesslich hat Katharina sich jahrelang mit ihm getroffen.»

«Tja», Hermann schüttelt den Kopf. «Ich habe ihm gesagt, dass es eine dumme Idee ist, aber er hatte stets eine Schwäche für sie.»

«Und ich habe geglaubt, er sei ein Held.» Peter starrt Hermann ausdruckslos an.

«Das ist er, mein Bub, das ist er», der Mann nickt mit Nachdruck. «Er ist ein Kämpfer geblieben, er hat uns in all den Jahren geholfen, mit Geld, mit diesem Versteck. Jeder, der für unser Vaterland kämpft, ist ein Held.» Sorgfältig verschliesst er die Luke. Er muss Peter nicht unbedingt verraten, dass einige dieser Waffen mit dem Geld für sein Studium bezahlt worden sind.

«Wann kommt Günther zurück?», fragt Max. Er kann es kaum erwarten, endlich von hier zu verschwinden.

«Sobald dieser Bulle, dieser Umberto, aufhört, ihm nachzustellen.»

«Ihm oder dir?», fragt Klara provozierend.

«Uns beiden. Tu mal nicht so klug, du weisst genau, dass du mit deinen Tricks bei mir nicht landen kannst», schnaubt Hermann.

«Natürlich wollen die Carabinieri meine Leiche. Habt ihr nicht gesehen, wie es Amplatz ergangen ist?»

«Immer dieser Umberto.» Peter kann es nicht fassen, er fühlt sich regelrecht verfolgt. «Er ist ein echtes Schwein. Es ist seine Schuld, dass sie auf mich geschossen haben. Und jetzt ist mein Vater auch noch seinetwegen abgehauen. Wenn ich den in die Hände bekomme!»

«Es ist gar nicht so einfach, einen Menschen umzulegen», stachelt ihn der ältere Kämpfer an.

«Man braucht nur die richtige Waffe.» Peter wirft Klara einen flüchtigen Blick zu. «Mein Hass auf ihn ist gross genug.»

«Das hat nichts mit Hass zu tun und auch nichts mit Mut», erwidert sie. «Wenn du tötest, stirbst du zusammen mit der Person, die du getötet hast. Es gibt dann keinen Weg zurück.» «Das ist allein meine Sache.»

«Wir werden sehen», unterbricht Hermann die Unterhaltung.

«Verschwindet jetzt. Eine Streife könnte die parkenden Autos vor dem Heuschober bemerken.»

«Und mein Vater? Was soll ich tun?»

«Nichts. Abwarten. Wenn er zurückkehrt, wird er dir Bescheid geben.»

Mit diesem trockenen Versprechen muss Peter sich zufriedengeben.

Klara lässt die beiden jungen Männer zum Auto vorgehen und baut sich dann vor dem «Krüppel» auf.

«Worauf legst du es eigentlich an? Willst du einen Verräter oder einen Märtyrer?», fragt sie.

«Ich verstehe die Frage nicht.»

«Du verstehst sehr wohl. Wenn Peter von deinen verdammten Freunden umgelegt wird, gibt es einen Verräter weniger. Wenn die Italiener ihn töten, dann ist er ein Freiheitskämpfer. Aber vielleicht macht das für dich gar keinen Unterschied, oder?» «Pass auf, was du sagst, Peter ist wie ein Sohn für mich.» «Anständigere Leute als du haben ihre Kinder in den Tod geschickt.» Klara wendet sich ab und eilt zu ihren Freunden. Sie will nicht, dass der Mann ihr aus den Augen abliest, welchen Entschluss sie soeben gefasst hat.

Verhängnisvolle Erinnerungen

Bozen und Taisten, Mai bis August 1965

Helga ist es, die Sissis leblosen Körper findet. Sie lässt den Einkaufskorb zu Boden fallen und wirft sich auf die Knie. «Gnädige Frau, gnädige Frau», ruft sie verzweifelt und ohne eine Antwort zu erwarten. Die rechte Schläfe ist blutüberströmt, und der Nacken bildet einen rechten Winkel mit der Kante des kleinen Tischchens. Beim Sturz muss sie heftig dagegengeprallt sein. Die Haushälterin gönnt sich kaum Zeit für ein paar Schluchzer, dann fasst sie sich und ruft im Krankenhaus und bei der Polizei an. Beides zwecklos. Während sie wartet, rührt sie nichts an, sitzt da mit einem Taschentuch.

Als Max aus dem Fotogeschäft heimkommt, merkt er sofort, dass etwas Schlimmes passiert ist: der Krankenwagen vor dem Haus, die Menge der Schaulustigen, der Polizeiwagen. Er rennt die Stufen hinauf, und die erste Person, die er an der Tür zu Sissis Wohnung sieht, ist Umberto. Wie immer in seiner schwarzen Jacke und mit einer seiner unzähligen Zigaretten zwischen den Lippen. Und in der Mitte der Menge aus Uniformen und weissen Kitteln eine längliche Gestalt auf einer Bahre, unter einem schneeweissen Laken.

«Tante Sissi», murmelt Max leise. Ihm kommen keine Tränen, aber er spürt, wie eine Mischung aus Wut und Zorn über die Ungerechtigkeit in ihm aufsteigt. Sie ist gegangen, ohne sich zu verabschieden. Wie? Infarkt? Dann bemerkt er die Flecken auf dem Boden, neben dem Tisch.

«Anscheinend war es ein Unfall», bemerkt Umberto, der seinen Blick verfolgt hat. «Sie hat sich vorgebeugt, um nach etwas zu

greifen. Dabei hat sie das Gleichgewicht verloren und ist aus dem Rollstuhl gekippt. Der Kopf ist heftig gegen die Kante geprallt, und sie hat die Besinnung verloren. Dann hat vermutlich das Herz ausgesetzt... mein Beileid.»

«Und man hat Sie gerufen?» Trotz des ganzen Durcheinanders kommt es Max seltsam vor, dass ausgerechnet jemand von der Terrorabwehr gekommen ist. Hier bei ihnen werden sie nichts finden. Und sie werden ja wohl kaum Tante Sissis Wohnung durchsuchen, um wegen ihres Todes zu ermitteln ... oder doch? «Dein Vater hat mich angerufen.» Umberto liest dem jungen Mann die gesamte Palette an Fragen vom Gesicht ab. Wann werden die endlich aufhören zu denken, dass wir die Feinde sind?, fragt er sich erbittert.

«Sie hat die Bibel gesucht», sagt Max.

«Was sagst du?»

«Sie hat das Gleichgewicht verloren, weil sie nach der Bibel gegriffen hat. Sie hat sie gern genau hier gelesen, vor dem Fenster ...»

«Ja, natürlich», Umberto bückt sich, um die Heilige Schrift vom Boden aufzuheben. Mit leiser Stimme rezitiert er: «Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.» Als er das Buch zuklappt, gleitet ein Foto heraus. Er greift danach. Betrachtet es, runzelt die Stirn. Dann steckt er es in die Tasche.

«Was ist das? Sie können es nicht einfach nehmen!», protestiert Max.

«Ein alter Schnappschuss. Ein Bild von deinem Vater mit irgendwelchen Leuten», antwortet Umberto. «Ich muss ein Detail überprüfen. Du bekommst es so schnell wie möglich zurück.»

«Aber es gehört mir! Ihr Italiener könnt nicht immer tun, was ihr wollt!»

«Wir Italiener können nie tun, was wir wollen», erwidert Umberto trocken. «Andernfalls wären wir weit fort von hier, das

kannst du mir glauben. Ich zumindest.» Dann erregt etwas seine Aufmerksamkeit. Er tritt auf den umgekippten Rollstuhl zu, untersucht ihn. Eine Hand greift nach dem linken Rad, rüttelt daran. «Anscheinend sind die Naben gelockert», murmelt er. «Seltsam. Aber wer könnte ein Interesse haben ...»

«Und was nun?» Umberto sieht, wie sein Assistent sich über den Tisch beugt, eine Karte der Provinz vor sich ausgebreitet. Wieder einmal. «Spielst du immer noch den Kartografen?» «In der Nacht haben sie die Carabinieri-Station in Sexten unter Beschuss genommen», erwidert Ettore, ohne den Blick zu heben. «Zwei Tote.»

«Bei zwanzigtausend Mann, die diesen düsteren Flecken hier bewachen.» Ungläubig starrt Umberto auf die Karte. «Die schießen, wie und wo sie wollen. Die treiben ihr Spiel mit uns.» «Von dort sind es fünf Minuten bis zur Grenze. Vielleicht sind die aus Österreich gekommen», wendet Ettore zaghaft ein, ohne selbst daran zu glauben.

«Und jetzt werden sich die Freunde aus Rom zu Wort melden», seufzt Umberto. «Sie werden ein Machtwort sprechen. Als wenn sie nicht schon alles wüssten ... als wenn sie nicht dasselbe Spiel spielten.»

Ettore tut, als habe er nicht gehört. «Vielleicht solltest du dir ein bisschen Urlaub gönnen», schlägt er ihm vor.

«Den nehme ich mir, wenn diese Geschichte vorbei ist.» Aber beide fragen sich, ob sie jemals vorbei sein wird.

«Komm, lass uns gehen.» Er wendet sich zur Tür.

«Wohin denn? Es ist nicht unsere Sache, da zu ermitteln.» «Wir wollen nur in die Nähe. Nach Taisten.»

«Schon wieder? Ist der Kerl aufgetaucht, nach dem du suchst, dieser Tischler?»

«Das Einzige, was der kann, ist untertauchen», bemerkt Umberto. «Aber wenn sein Freund Hermann mit der Sache zu tun hat, wird er wohl zu ihm geflüchtet sein.»

«Und wenn er nach Österreich abgehauen ist?»

«Schon möglich. Wenn ich jedoch eins über diese Leute gelernt habe, dann, dass sie nicht gleich die Flucht ergreifen. Sie bleiben, um das Schauspiel aus der Nähe zu geniessen.»

Diesmal machen sie Ernst, schreiten mit grösster Geschwindigkeit und grösstem Nachdruck zur Tat. Sie erreichen Tais ten mit dem Hubschrauber, landen auf dem Parkplatz des Sägewerks, Staubwolken wirbeln auf. Diese blinden, tauben und stummen Dörfler sollen merken, dass mit der italienischen Polizei nicht zu scherzen ist. Umberto steigt aus, die Augen abschirmend, und rennt auf das Haus von Günther oder, besser gesagt, Hans zu. Eine Frau zwischen vierzig und fünfzig, ein paar graue Strähnen im Haar, öffnet die Tür. Die ist nie hübsch gewesen, denkt Umberto, nicht annähernd so hübsch wie Katharina. Aber sie war immer wohlhabend. Ein paar Schritte hinter ihr erblickt er zwei Mädchen, die ältere etwa 14 Jahre alt. Als die Frau sieht, wer vor der Tür steht, senkt sie den Blick und gibt eine kurze Anweisung.

«Marsch aufs Zimmer. Mama hat zu tun.»

Sie bittet Umberto herein, bietet ihm jedoch nichts zu trinken an.

«Maria Pichler, habe ich recht?»

Die Frau nickt.

«Ist Hans daheim?»

«Er ist aushäusig auf Arbeit.»

«Wo aushäusig?»

«Österreich und Deutschland.»

«Und seit wann ist er unterwegs?» «Seit ein paar Wochen.»

Umberto gibt sich erstaunt, obwohl er genau weiss, dass es nicht Wochen, sondern Monate sind.

«Hat er angerufen?»

«Hin und wieder.»

«Von wo?»

«Das hat er mir nicht gesagt.»

«Und ist es normal, dass er so viele Wochen hintereinander fortbleibt?»

Die Frau zuckt die Schultern. Ihr unbedarfter Blick gelingt ihr gut. Umberto wägt ab. «Ich suche einen Mann. Ihr Gatte kennt ihn. Gross, um die sechzig, ihm fehlt ein Arm.»

«Ich kenne keine Krüppel. Im Sägewerk wäre so jemand zu nichts nutze.»

Umberto erhebt sich und nimmt das behaglich und gemütlich wirkende Heim in Augenschein. «Ihr kommt ganz gut zurecht, nicht wahr?»

«Wir arbeiten hart.»

«Das Sägewerk gehörte Ihrem Vater?»

«Ja. Dann ist er gestorben, an einem Lungenleiden, wegen des Sägemehls.»

«Welch Glück, einem Mann wie Hans begegnet zu sein, tüchtig, mutig und bereit, das Sägewerk zu übernehmen.»

«Ja, es war ein glücklicher Zufall», über das Gesicht der Frau huscht ein zaghaftes Lächeln, die erste Gefühlsregung seit Umberto hereingekommen ist. Ein erstes Zeichen von Schwäche.

«Glück für Sie, Pech für eine andere. Zumindest bisher.» Er zieht ein Foto von Katharina aus der Tasche. Einer seiner Leute hat es im Gasthaus aufgenommen, sie hat es gar nicht bemerkt. Sie bedient an den Tischen, eine Haarsträhne hat sich aus dem Knoten gelöst, hängt ihr in den Ausschnitt, sie lächelt den Gast an und sieht wunderschön aus. «Kennen Sie diese Frau?»

Maria erstarrt. «Nie gesehen», erwidert sie aufrichtig.

«Sie heisst Katharina und betreibt einen Gasthof im Südtiroler Unterland.» Er bemerkt, dass die Erwähnung dieser Gegend die Frau an irgendetwas erinnert, und er ergänzt: «Tja, Hermanns Heimatdorf ... Dort hat Ihr Mann sie kennengelernt.» «Mein Mann?» Diesmal ist die Überraschung weitaus grösser.

«Genau. Sind in den letzten Monaten oder, besser gesagt, den letzten Jahren zufälligerweise die Arbeitsreisen häufiger geworden?»

Reisen, über die er ihnen fast nichts erzählt hat? Von denen er fröhlich, ja vielleicht sogar zärtlicher als sonst zurückkehrte?» Er sieht die Bestürzung in Marias rundem Gesicht und legt nach: «Er ging zu dieser Frau», er klopft mit dem Finger auf das Foto. «Hermanns Nichte. Er war es, der sie miteinander bekannt gemacht hat. Sie hat einen Sohn, braucht einen Mann, und Hermann hofft, dass er sie heiratet. Der Freund in der Nähe, die Nichte unter der Haube ... ideal für sein Alter.»

«Aber Hans ist mit mir verheiratet. Und Hermann ist ein Freund!» Die Bestürzung der Frau gleicht einem Schrei aus tiefstem Herzen. Was ist an diesem Schwein bloss dran, dass er so geliebt wird?, fragt sich Umberto. Er sieht nicht einmal gut aus.

«In der Liebe wie im Krieg. Und Hermanns Nichte ist wirklich ein Prachtstück. Auch der Sohn ist nicht übel. Er nennt ihn bereits Vater.»

Marias Augen sprühen Funken. «Sie lügen.»

«Warum sollte ich?» Umberto hält den Atem an, denn die Antwort ist einfach, und wenn sie sie findet, wird sie ihn hinauswerfen. Aber eine von der Eifersucht geblendete Frau hat keinen Blick für die einfachen Antworten.

«Wo ist es?»

«Wo ist was?»

«Wo ist dieses Gasthaus?» Ihre Worte klingen wie ein Fluch.

«Wo ist diese Frau, diese Hexe? Wo ist mein Mann?»

«Ich will es Ihnen sagen», verspricht Umberto. «Ich will es Ihnen sagen, damit Sie ihn zurückholen können. Sie werden die Mädchen mitnehmen und ihm begreiflich machen, was er im Begriff ist zu verlieren, Sie werden ihn an seine Pflicht erinnern. Und ich bin sicher, dass er zurückkehrt.» Während er dieses beruhigende Bild entwirft, sieht er, wie sich ihre Gesichtszüge entspannen.

«Nun?», drängt Maria.

«Nun, ich will es Ihnen sagen, aber zuvor müssen Sie mir sagen,

wo Hermann ist. Dieser Verräter», fügt er hinzu, um Öl ins Feuer zu giessen. «Besser, man entledigt sich seiner.»

«Aber ich weiss nicht, wo Hermann ist!» Maria schluchzt beinahe. Sie ist aufrichtig. Umberto spürt einen Anflug von Verzagt-heit. So viel Mühe, all diese dummen Lügen, für nichts. Bis sie endlich ergänzt: «Ich weiss es nicht, aber Siegfried schon.»

Das ist nicht der Augenblick für Samthandschuhe. Umberto hat für den gesamten Bereich des Sägewerks einen Durchsuchungs-befehl erlassen. Solche Aktionen widern ihn an, sie erinnern ihn an die dunklen Seiten des letzten Krieges, aber die Zeit ist ein ent-scheidender Faktor.

Hermann könnte bereits geflohen sein. Er könnte jetzt flüchten, er weiss, dass die Einsatzkräfte seinetwegen da sind. Man kann nur hoffen, dass er in der Nähe bleibt, um zu sehen, was passiert. Immerhin ist er ein Freund von Günther oder Hans oder wie zum Teufel der sich nennt. Umberto kann die Lügen nicht mehr zählen. In der kleinen Kirche, in der man die Dorfbewohner zusammen-getrieben hat, sind mehr Frauen und Kinder als Männer. Als Um-berto Marias Haus verliess, fand er ein verlassenes Sägewerk vor. Alle hatten Reissaus genommen. Ein schlechter Tag für die Pro-duktion. Aber auch für die Ermittlungen. Der Mann namens Siegfried ist mit den anderen verschwunden, vielleicht sogar vor ih-nen.

Es ist sehr warm, sogar zwischen diesen dicken Mauern, und es gibt kein Wasser, die Kinder jammern. Insbesondere eines, Um-bertos eigentliches Opfer, von Anfang an. Siegfrieds Sohn. Maria hat ihm das Haus seiner Familie gezeigt, nachdem er ihr verspre-chen musste, dem Kind nichts zu tun.

Er nähert sich der jungen Frau, die auf dem Boden kauert, den Kleinen auf dem Arm. Sie hält sich ein wenig abseits, vielleicht sind es aber auch die andern, die sie meiden. Ob sie ihrem Mann die Schuld an der Situation geben?

«Bist du die Frau von Siegfried?», fragt er barsch. Als sie nickt, fährt er ironisch fort: «Wir sind eine hart arbeitende Familie, bringen unser Geld zur Bank, kümmern uns nicht um Politik und kennen keine Sprengstoffattentäter und Leute, die auf Polizisten schießen. Habe ich noch was vergessen?»

Die Frau mustert ihn schweigend, von unten nach oben, reglos. «Ich habe dir eine Frage gestellt. Habe ich alles gesagt?» «Ja, ja», bekräftigt sie.

«Und er, wie heisst er?», fragt Umberto, auf den Kleinen deutend, der ein paar kurze Hosen und ein gestreiftes Hemdchen trägt. Der Bub schaut ihn staunend aus den schönsten blauen Augen an, die er je gesehen hat, Augen, die so typisch sind für diese Gegend.

«Reinhard.»

«Ah! Reinhard. Ihr wisst wohl nicht, wo man wohlklingende Namen hernehmen soll.» Umberto ist nicht zu bremsen. Er hat die Geduld verloren, das Letzte, was er noch zu verlieren hatte. «Und wie alt ist unser Reinhard?»

«Drei.»

Der Junge streckt ihm lächelnd die Ärmchen entgegen. Wer weiss, was er, Umberto, empfunden hätte, wenn er es bei seiner eigenen Tochter erlebt hätte. Aber sein Herz ist erloschen und ebenso sein Mitgefühl. Umberto greift Reinhard an den Handgelenken und lässt ihn ein paar Schritte laufen. Er spürt die Blicke der anderen, die in der Kirche von bewaffneten Soldaten bewacht werden.

«Drei Jahre, da wird er sicher gern rennen», sagt er. «Magst du mit mir hinausrennen, Reinhard? Mit mir hinaus?»

Der Bub strahlt und ruft Ja. Seine Mutter springt auf und schreit Nein. Sie stürzt sich auf den Jungen, aber Umberto hebt ihn auf, entzieht ihn ihrer Reichweite. Verstört und überrascht, beginnt Reinhard zu weinen.

«Lassen Sie ihn gehen! Bringen Sie ihn nicht fort!», schreit sie verzweifelt. Sie macht einen Schritt vorwärts, doch einer der Soldaten nähert sich ihr und hält sie zurück. Ohne Gewalt, aber ent-

schieden. Umberto ahnt die Missbilligung auf seinem reglosen Gesicht: Führt man jetzt Krieg gegen Frauen und Kinder? Er ist versucht, alles hinzuwerfen, aber was würde das bringen? Diese Leute haben sie schon immer gehasst und werden sie nur noch mehr hassen, dann soll es wenigstens zu etwas nütze sein.

Nachdem die Frau vergeblich versucht hat, sich zu befreien, bricht sie in Schluchzen und Flehen aus. Der Kleine weint noch lauter.

«Lasst sie in Ruhe», erhebt sich eine Stimme. Aber niemand schreitet ein.

«Ich habe nichts gegen euch, gegen keinen von euch», Umberto spricht laut, um das Weinen zu übertönen. «Aber ich suche Hermann, den ‚Krüppel‘, und ihr wisst, wo er ist. Oder zumindest kennt ihr sein Versteck.»

Niemand atmet. Umberto zuckt mit den Schultern, wendet sich um, den immer heftiger weinenden Knaben auf dem Arm, und geht auf den Ausgang zu.

«Nein!» Reinhardts Mutter gibt mit einem Schlag nach. «Er ist im Heuschober auf dem Feld am Ende der Strasse, die aus dem Dorf hinausführt. Am Waldrand. Ihr werdet ihn nicht finden, er hat euch kommen sehen. Ihr werdet ihn niemals finden, ihr Verfluchten. Gebt mir mein Kind zurück!»

Umberto setzt den Kleinen auf den Boden, der sich in die Arme der Mutter flüchtet.

Er stürzt in die angegebene Richtung, doch als er den Heuschober erreicht und mit einem Tritt das grosse Tor öffnet, ist niemand darin.

Natürlich, wie hätte es anders sein sollen.

In der Luft liegt er noch, der Geruch der entgangenen Beute. Hermann hat seine Mütze an einem Haken an der Wand zurückgelassen. Als wollte er den Jäger verhöhnen, der zu spät gekommen ist. Der Boden unter seinen Füßen gibt ein komisches Geräusch von sich, er bückt sich, um ihn zu inspizieren. Eine Falltür. In der Ni-

sche sieht er die sorgfältig aufgereihten Waffen: Gewehre, Granaten, Dynamitstangen.

«Ein weiteres Lager des lieben Franz», bemerkt er.

Das Telefon auf Kurts Schreibtisch klingelt beharrlich.

«Hol mich ab. Du weißt, wo. Ich muss eine Weile verschwinden.»

«Warst du nicht schon verschwunden?»

«Nicht richtig.»

«Ich komme.»

Kurt legt auf. Schlimmer als so hätte es nicht laufen können. Die Ereignisse überschlagen sich.

Klara hat eine Schallplatte von Stan Getz aufgelegt. Der weiche Klang des Saxofons erfüllt den Raum. Bei dieser Musik hat sie das Gefühl, in ferne Länder aufzubrechen. Bereits weit fort zu sein, jenseits der Berge, in einer Welt, in der man sich amüsiert, tanzt, sich neu erfindet. Die beiden jungen Männer machen lange Gesichter. Peters Enttäuschung darüber, seinen Vater verfehlt zu haben, hat sich in eine unstillbare Rachelust verwandelt. Und auch Max ist seit dem Tod der Tante anscheinend aus dem Gleichgewicht.

«Ich muss mit diesem Kerl abrechnen», knurrt Peter. «Mit diesem Umberto.»

«Du kannst auf mich zählen», sagt Max.

«Ist er erst einmal aus dem Weg geschafft, werden sich die Dinge schon richten», fährt der Freund fort. «Mein Vater daheim, meine Mutter ohne den Druck ständiger Verhöre, und ich befreit von dem Vorwurf, ein Verräter zu sein!»

«Rede keinen Unsinn, Peter.» Meistens bleibt Klara geduldig bei seinen Auftritten, aber jetzt hat sie endgültig genug. «Wenn du einen Polizisten umbringst, wirst du nie mehr Frieden finden.»

«Dann haue ich eben ab. Ich bin nicht der Erste.»

«Schon, nur dass die anderen einer Organisation angehören, die

über ausreichend Mittel verfügt, ihre Leute zu beschützen. Und du nicht.»

«Wir brauchen einen guten Plan. Ich kriege das schon hin.» «Klar, du. Und ich?» Klara spielt die Karte aus, die immer wirkt. «Willst du mich etwa dazu zwingen, das Leben der Frau eines Exilanten zu führen? Immer allein mit den Carabinieri im Haus, vielleicht gar im Gefängnis ...»

«Du kannst mit mir kommen», lautet Peters Lösung. «Du hast ohnehin den österreichischen Pass, du ... Wir gehen nach Innsbruck. Wir bauen uns ein neues Leben auf!»

«He, und ich? Mich lasst ihr hier?», begehrt Max nicht nur im Scherz auf. Die Vorstellung eines Neuanfangs gefällt ihm. Auch wenn es an die Besitztümer zu denken gilt.

«Du kommst natürlich mit uns.»

Klara spürt Verbitterung aufsteigen. Peter spricht von Mord, als sei es eine einfache Sache, und vom Dasein im Untergrund wie von einer existenziellen Lösung. Vielleicht würde sie wie er empfinden, wenn sie erlebt hätte, wie ihr Leben entgleist, wie ihre Hoffnungen zerrinnen. Verzweiflung ist ein schlechter Ratgeber. Aber nein, sie würde einen klaren Blick behalten, da ist sie sicher. Sie umgreift Peters Hände. «Also gut. Aber wir brauchen einen Plan ... und Pläne sind meine Spezialität, das weißt du.» «Leihst du mir den Revolver?», fragt er, ihren Händedruck erwidern.

«Damit kannst du ihn nur aus unmittelbarer Nähe töten», wendet sie ein. «In der Stadt würden sie dich nach zehn Metern fassen.»

«Ja, und seit es zu diesen Angriffen auf Kasernen kommt, ist der Kerl immer mit einer Eskorte unterwegs. Man bräuchte ein kleines Heer, andere Waffen», bemerkt Max.

Klara hütet sich, darauf hinzuweisen, dass es in der Gegend genug Verstecke voller Waffen gibt. Sie hat eine andere Idee. «Du musst ihn auf dein Territorium locken», sagt sie.

«Und das wäre?»

«Ein sicherer Ort, sowohl für ihn als auch für dich. Ein Ort, wo er weniger wachsam wäre, aber von wo aus du leicht entkommen könntest, meinst du nicht?»

«Und wo soll das sein?»

«In Pinzon.»

«Pinzon, natürlich! Genau dort hat alles begonnen.»

Einige Stunden später, nachdem sie alles gut durchdacht hat, greift Klara zum Telefon. Vorsichtig wählt sie die Nummer, versucht, Peter und Max nicht zu wecken. Der bekannten Stimme am anderen Ende der Leitung sagt sie nur: «Wir müssen reden.»

In den Hinterzimmern der Politik

Ein ideeller politischer Dialog: ein Mann und eine Frau, er aus dem Pustertal, sie aus dem Piemont, er ein historisches Mitglied der SVP, sie eine zur Linken gewechselte einstige Christdemokratin. Er ist Luis Durnwalder, sie Lidia Menapace, und beide waren und sind noch immer auf unterschiedliche Weise Protagonisten des Südtiroler politischen Lebens. Luis Durnwalder, Jahrgang 1941, ist ein Paradebeispiel für die Möglichkeiten, die Bildung eröffnen kann: Als fünftes von elf Geschwistern einer Bauernfamilie aus dem Pustertal schaffte er es bis zum Landeshauptmann der autonomen Provinz Bozen, in dessen Amt er ab 1989 vier Mal bestätigt wird, bis er bei den Wahlen 2013 nicht mehr kandidiert. Heute ist er ein international gefragter Redner und definiert sich selbst mit einem Lächeln als «Exportprodukt für die Autonomie. Ich war in Belgien, auf der Krim, in Südafrika, in Slowenien und in Russland zu einer Beratung über die Gebietsstreitigkeiten mit der Ukraine ...»

Lidia Menapace, 1924 in Novara geboren, hat ihre politische Laufbahn in der Resistenza als Botin für die Partisanen begonnen. Nach ihrem Umzug nach Bozen war sie 1964 – für die Christdemokraten, als Landrätin für Gesundheit und soziale Fürsorge – die erste Frau im Provinzausschuss. Seit jeher steht sie verschiedenen Bewegungen wie dem Feminismus, dem Pazifismus, katholischen und linken Verbänden nahe und war zwischen 2006 und 2008 Senatorin im italienischen Parlament.

Bei den Wahlen von 2018 kandidierte sie – auf der Liste des Wahlbündnisses Potere al Popolo! – für den Senat.

Ich habe die beiden Politiker am selben Tag in Bozen getroffen: ihn in einer Hotelbar im Zentrum, sie in ihrem schönen Haus voller Bücher. Ihre Berichte greifen ineinander, spiegeln sich gegenseitig wider, erhellen aus unterschiedlichen Blickwinkeln ein und dieselbe Wirklichkeit: das Verhältnis zwischen Terrorismus, Politik und Gesellschaft.

Anfang der 1960er-Jahre war Luis Durnwalder Student der Agrarwissenschaften an der Universität Wien, nachdem er beschlossen hatte, Kloster Neustift zu verlassen. Wie viele junge Leute seiner Generation, die aus armen Grossfamilien stammten, befähigten ihn gute Leistungen zum Besuch einer weiterführenden Schule. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren günstig, und man hoffte, er werde eine Laufbahn als Geistlicher einschlagen. Es kam anders, und nach dem Abitur konnte Luis dank der Stipendien aus Österreich und Deutschland die Universität besuchen. «Wir waren fast wie Bittsteller, da Südtirol noch keine eigene Verwaltung hatte und Trient für alles zuständig war. Wir studierten dank der von diesen beiden Ländern bereitgestellten Unterstützung», erinnert sich Durnwalder. Italienisch hatte er, wie er sagt, nicht gerade gründlich auf der Volksschule gelernt. «Der Lehrer, der es uns beibringen sollte, war mehr an den Lehrerinnen interessiert als an uns», erzählt er lachend. «Er sagte zu uns: ‚Wollt ihr Völkerball spielen oder lieber italienische Verben pauken?‘ Natürlich entschieden wir uns nicht für die Grammatik.» Auch in der Klosterschule wurde auf Deutsch unterrichtet, und da es in Bozen keine Universität gab, blieb nur das Ausland. «Und wohin? Es gab nur Innsbruck oder Wien. Später schlossen Italien und Österreich ein Abkommen zur Anerkennung von Studienabschlüssen bestimmter Fachbereiche.» Damals wie heute war es keine einfache Entscheidung. «Ich bin mit einem Pappkoffer nach Wien, der mit einer Schnur zusammengebunden war, demselben, den mein Vater nach der Option mit dem Gedanken gekauft hatte, nach Deutschland auszuwandern», sagt er. «Ich hatte noch keine Wohnung oder Übernachtungsadresse, also blieb

ich drei Tage am Bahnhof im Wartesaal. Dann, es war im Herbst 1962, habe ich eine Mitwohngelegenheit gefunden und habe mich rasch eingerichtet.»

Sehr bald wird er zum Vorsitzenden des Bunds der Südtiroler Hochschüler: «Ich kümmerte mich um die Stipendienvergabe und auch um die Beschaffung von Geldern.» Es sind seine ersten Kontakte zur Politik und zwar zu einem heiklen Zeitpunkt. Ich frage ihn, ob er sich erinnert, wann das Wort «Terrorismus» zum ersten Mal Verwendung fand, um die Situation in Südtirol zu beschreiben. Das ist kein belangloses Detail: Es geht um die Frage, wann dieser Begriff Einzug in den öffentlichen Diskurs unseres Landes hielt.

Von Anfang an, antwortet er mir, seit den Anschlägen von 1959 und 1960. «Alle Zeitungen sprachen von Terror, niemand sagte ‚Freiheitskampf‘. Später hat man das Phänomen nach der jeweils eigenen politischen Ausrichtung gedeutet und eingeordnet. In Italien hat man es immer Terrorismus genannt, bei uns kam es drauf an.»

Luis war noch zu jung, um an der Kundgebung von Sigmundskron 1957 teilzunehmen. Doch 1964, als die bewaffnete Gewalt eskaliert, ist das anders. «Ich hatte ein Auto mit Wiener Kennzeichen, und ich bin nie heimgefahren, ohne an der Grenze angehalten zu werden: österreichischer Wagen, italienischer Pass ... Es gab Kontrollen durch Soldaten und die Polizei», berichtet er. «Von den beiden Carabinieri, die in meinem Dorf lebten, ist einer umgebracht worden. Sie verdächtigten Klotz oder einen Terroristen und haben uns gefragt, wo er ist. Aber niemand hat was gesagt, und so haben sie alle Bewohner der Ortschaft in einem eingezäunten Park zusammengetrieben und derweil Haus für Haus durchsucht.»

Er wird allerdings noch Gelegenheit bekommen, Georg Klotz in der österreichischen Hauptstadt kennenzulernen, wo dieser nach der Flucht aus Italien gemeinsam mit Amplatz und mehreren anderen Untergetauchten eine Weile lang lebt. Die Welt der «Ausgewanderten» ist zu klein, um sich nicht zu begegnen.

«Ich glaube, es war 1964. Ich war in einer Studentenkneipe, und ein Stammkunde gesellte sich zu uns, als er uns im Südtiroler Dialekt reden hörte. Es war Georg Klotz, er erzählte uns seine Geschichte, und sie hat mir nicht gefallen: Er war ein Patriot, gewiss, aber für meinen Geschmack redete und prahlte er zu viel. Wenn du ein Gespräch mit einem Studenten anfängst, ohne dessen politische Orientierung zu kennen, und gleich damit loslegst, wie du auf Carabinieri geschossen und dann die Flucht ergriffen hast, dann stimmt etwas nicht. Ein ernst zu nehmender Terrorist schweigt. Vor Amplatz hatte ich mehr Achtung: Er kam mir ernsthafter vor. Jedenfalls schien es Klotz weniger um die Sache zu gehen als vielmehr darum, sich und die anderen als Helden darzustellen: als Menschen der Tat und nicht der Worte.» Die Welt der «Helden» kam bei dem jungen Durnwalder offenbar nicht so gut an, weder im universitären Bereich noch ausserhalb. «Es war schwierig, denn wenn man auf ihrer Seite stand, galt man als rechts, war man gegen sie, hiess es, man liebe die Heimat nicht. Damals habe ich das nicht so klar erkannt. In der Bevölkerung hatten sie aus meiner Sicht nicht so viele Anhänger, aber sie hatten Kontakte zu österreichischen Politikern: Die wussten garantiert etwas, ich hatte den Eindruck, dass sie bestimmte Verbindungen zu rechtsgerichteten Kreisen unterhielten.»

Wie schon so oft sehe ich mich auch diesmal mit zwei verschiedenen Darstellungen konfrontiert. Auf der einen Seite die fehlgeleiteten jungen Männer, die ihre Heimat liebten und den falschen Weg wählten, um diese Liebe zu demonstrieren, und die so naiv waren, zu glauben, dass niemand auspacken würde, dass sie ungeschoren davonkämen. Auf der anderen Seite eine Organisation, die in der Lage war, Dutzende von Bombenanschlägen und später auch Übergriffe und Anschläge auf die Polizei vorzubereiten und zu koordinieren. Durnwalder bestätigt mir, dass es sich um zwei verschiedene Phasen handelt.

«Man muss unterscheiden. Anfangs waren diese Leute ehrlich davon überzeugt, dass die Anschläge hilfreich für die Verhandlungen

gen sein könnten, solange sie keine Todesopfer forderten. Sie wussten genau, wo die Strommasten standen und wie man einen Sprengsatz baut. Sie wollten staatliche Symbole in die Luft jagen, um ihren Kampf sichtbar zu machen», erklärt er. «Leider haben sich nach 1964 Kräfte von jenseits der Grenze eingeschlichen, insbesondere Gruppierungen aus Deutschland, die andere Ziele verfolgten und auch bereit waren, Opfer in Kauf zu nehmen. Sie hatten nichts mit der ursprünglichen Idee zu schaffen, sie haben Bomben in Züge und in Wohnhäuser gelegt. Sie waren darauf aus, Chaos anzurichten, nicht etwa, um die Verhandlungen in neue Bahnen zu lenken, sondern um ein Abspaltungsprogramm voranzutreiben. Schwer zu sagen, was sie sonst noch wollten, aber ich unterscheide immer zwischen den frühen Anschlägen und dem Danach.»

Vielleicht waren die Geheimdienste von Anfang an dabei. «Dass es V-Männer gab, liegt auf der Hand. Aber die Italiener hätten sich darüber im Klaren sein müssen, dass in erster Linie sie es waren, die diese Situation hervorgerufen hatten», meint Durnwalder. «Sie wussten genau, dass wir keinen Anschluss an Österreich oder einen autonomen Staat wollten, sondern nur die Umsetzung eines Abkommens, das auch Alcide de Gasperi unterzeichnet hatte. Aber so ist es immer, wenn die eine Front sich verhärtet, zieht die andere gleich nach. Wenn sie die Situation doch nur begriffen hätten, die Bedeutung, die Gefahren ... Anfangs glaubte der Staat, er könne die Probleme mit Gewalt lösen, hat alle möglichen Methoden angewandt und somit den Hass auf Italien geschürt. Als die Leute mitbekamen, dass einige infolge von Folter starben, glorifizierten sie diese Personen, die ihr Leben für die Umsetzung des Pariser Abkommens geopfert hatten.»

Etliche der im Zuge der Feuernacht Verhafteten schickten Briefe an Silvius Magnago, in denen sie haarklein von den Folterungen berichteten und ihn aufforderten, einzuschreiten. Aber die Antwort blieb aus.

«Viele haben auch an den Bischof geschrieben, den sie gegen die

anderen hatten wettern hören. Sie wissen besser als ich, dass es Folter gab, aber in der Partei bestanden anfangs Zweifel», erklärt er mir. «Wie oft habe ich mit Magnago darüber gesprochen: Aber wir hatten keine Waffen, wir kannten die Wahrheit nicht und waren nicht stark genug. Magnago sagte, er habe in der 19er-Kommission darüber gesprochen und auch mit der Polizei, aber dass er keine Pressekampagne starten könne, um sich für gewisse Kräfte nicht noch angreifbarer zu machen.» Natürlich hätten es manche gern gesehen, wenn die SVP offen radikale Forderungen unterstützt hätte – unmöglich für eine Partei, die innerhalb des italienischen Systems etwas bewegen wollte. Ein kompliziertes Gleichgewicht, bei dem die Volkspartei die Anschläge öffentlich verurteilte, einige Vertreter sie jedoch als hilfreich erachteten, um die Autonomieverhandlungen voranzutreiben. «Ich selbst gehörte noch nicht zur Parteiführung, aber ich bin überzeugt, dass einige von der Volkspartei, ich kann nicht sagen, wer, eine Menge wussten», erklärt Durnwalder. «Ich glaube nach wie vor, dass sie stark dazu beitrugen, die Verhandlungen voranzutreiben. Aber fragt mich heute jemand, ob wir die Autonomie den Terroristen verdanken, bleibt meine Antwort: Nein.»

Was die Verantwortung des Staats betrifft, findet Durnwalder deutliche Worte: «Ich glaube, all das wäre nicht nötig gewesen, wenn Italien das Pariser Abkommen umgesetzt hätte und man Südtirol von Anfang an die legislative und administrative Autonomie gewährt hätte. Es hätte kein Sigmundskron gegeben und auch keine Anschläge. In Italien muss man sich darüber im Klaren sein, dass man selbst es verursacht hat.» Seines Erachtens hatten die hohen Tiere in Rom, abgesehen von wenigen Ausnahmen, keine klaren Vorstellungen. «Politiker wie Moro und Andreotti hatten ein gewisses Verständnis für uns, vor allem Moro, und deshalb konnten wir bei den Verhandlungen mit ihnen rechnen. Ein weiterer war Saragat, mit dem 1965 auf der Grundlage der Ergebnisse der 19er-Kommission ein erster Einigungsvorschlag

ausgearbeitet wurde. Doch dann stimmten wir nicht zu. Das verärgerte Bruno Kreisky, der das niemals vergessen sollte.»

Durnwalder erinnert sich mit einer gewissen Rührung an sein Treffen mit Kreisky, als er Landeshauptmann in Meran war. Der grosse österreichische Politiker sass im Rollstuhl, es war wenige Monate vor seinem Tod im Juli 1990. «Ich sagte zu ihm: ‚Herr Bundeskanzler, wir wissen, dass Sie uns ein bisschen undankbar finden, weil wir den Vorschlag nicht angenommen haben, aber ich kann Ihnen versichern, dass das Endergebnis ein sehr gutes ist. Ohne Sie hätten wir das nie erreicht, und dafür sind wir dankbare. Und er weinte wie ein Kind. Für das Treffen waren zehn Minuten eingeplant, er war sehr schwach, aber ich blieb anderthalb Stunden dort mit ihm im Park.›»

Kreisky war der Mann, der die Südtirol-Frage vor die UNO gebracht hatte. Aber wie konnte man, selbst nach den Bombenanschlägen, glauben, dass die Welt davon Notiz nähme? «Für uns zählten damals nicht die internationalen Probleme, sondern nur die lokalen Gegebenheiten», räumt Durnwalder ein. «Wir fühlten uns im Recht und dachten: Wenn die Welt auf uns aufmerksam wird, dann werden vielleicht gar alle Zeitungen über uns schreiben, zumal Bomben im Spiel sind. Bereits damals hatte das Tauziehen zwischen Russland und den Vereinigten Staaten begonnen: Mag sein, dass der eine oder andere uns vor allem deshalb unterstützt hat, um gegen Amerika vorzugehen, aber es herrschte auch ein gewisses Verständnis für unsere kleine Welt. Nach den Debatten vor der UNO konnte Italien nicht länger behaupten, es handle sich um eine interne Angelegenheit, und in unseren Augen war es immerhin etwas, das Ganze auf eine andere Ebene gehoben zu haben.»

Auch Durnwalder beschreibt die Nuklearwaffen von Natz-Schabs als ein offenes Geheimnis. «Ich habe Ende der 1960er-Jahre angefangen, Politik zu betreiben, und ich wusste davon, die Sache war offensichtlich. Die amerikanischen Soldaten hatten Kontakt mit den Leuten vor Ort und traten offen in Erscheinung, sie brachten Arbeit in eine sehr arme Gegend.» Es habe keine grossen Pro-

teste wegen der Nuklearpräsenz in dem Gebiet gegeben, erklärt er, und selbst wenn es sie gegeben hätte, hätten sie nicht viel gebracht. «Heute wäre das anders, aber damals musste man es hinnehmen. Die Verteidigungsfragen hatte der Staat allein zu entscheiden, wir haben intern darüber diskutiert, aber wir wagten keine Kritik.»

Seine Worte zeichnen das Bild einer Südtirol-Politik, die entschlossen ist, sich auf internationaler Bühne Gehör zu verschaffen, die auf der nationalen Ebene aber wenig erreicht. Eine Ambivalenz, die heute erneut in dem Streit um den österreichischen Vorschlag zutage tritt, den Südtirolern die doppelte Staatsbürgerschaft zu gewähren. Durnwalder ist darüber nicht besorgt: «Manche sehen darin einen ersten Schritt in Richtung Abspaltung von Italien, andere dagegen einen Schritt hin zum europäischen Pass. Ich selbst sehe es nicht als Abgrenzung, ich bin für alles, was in Richtung der Zugehörigkeit zu Europa weist.» Die Idee, über die er weltweit redet, ist in der Theorie einfach, aber schwierig umzusetzen: Gebiete mit legislativer und administrativer Autonomie können sich, so Durnwalder, auch innerhalb eines Zentralstaates entwickeln. «Ich erinnere immer daran, dass Autonomie nicht Abspaltung bedeutet, sondern den Schutz der lokalen Gegebenheiten. Man könnte von Südtirol lernen, das in den 1960er-Jahren sehr arm war. Wenn Italien für alle seine Regionen den Föderalismus zugelassen hätte, wäre es jetzt eines der reichsten Länder Europas. Denn wenn man einem Gebiet und seiner Bevölkerung Vertrauen und Freiheiten gewährt, liegt das Ergebnis auf der Hand.»

«Einige gemischte Familien stellen heute mit Schrecken fest, dass sie ihre Kinder in getrennte Kindergärten schicken müssen: entweder einen deutschen oder einen italienischen.» Lidia Menapace, ehemalige Lehrerin, verweist sofort auf einen entscheidenden Aspekt beim Zusammenleben verschiedener Ethnien innerhalb eines Staates. Doch was die Lösung betrifft, ist sie optimistisch. Da es in Südtirol immer mehr gemischte Familien gebe,

werde sich das bestehende System, bei dem jede Schule entweder auf Deutsch oder auf Italienisch unterrichtet und die jeweils andere Sprache erst an zweiter Stelle kommt, zwangsläufig verändern. Ich selbst bin nicht so sicher, ob die «Vermischung» allen so recht ist, aber ich wäre froh, wenn ich mich irren würde.

Sie und ich haben einen grossen gemeinsamen Vorteil: Unsere Eltern haben uns dazu angehalten, uns mit möglichst vielen Sprachen und Kulturen auseinanderzusetzen.

«Meine Eltern stammten aus bescheidenen Verhältnissen», erinnert sie sich. «Als ich aufs Gymnasium kam, sagten sie zu mir: ‚Hier im Piemont können alle mehr oder weniger gut Französisch, also bringen wir es dir selbst bei. Wir schicken dich auf den deutschsprachigen Zweig, denn das ist eine schwierige Sprache. Wenn du die nicht in der Schule lernst, lernst du sie nie.‘ Englisch unterrichtete man tatsächlich gar nicht, da es die Sprache des Feindes war.» Wir befinden uns kurz vor Ausbruch des Krieges, Lidia Menapace wurde 1924 in eine Familie echter Antifaschisten geboren. «Mein Vater war Anhänger Mazzinis, Republikaner. Meine Mutter war vom Charakter sehr viel ungestümer und nannte Mussolini nur ‚Den da!‘ oder, wenn sie besonders dick auftragen wollte, ‚Den da, der vom Balkon spricht!‘, wobei man wissen muss, dass bei uns einer, der das Fenster aufmacht und anfängt zu sprechen, buchstäblich als nicht mehr ganz dicht im Kopf gilt. Ich kam aus der Schule, und die Grossmutter fragte: «Worüber hat die Lehrerin heute gesprochen?’ Und ich: «Über Viktor Emanuel II., den Vater des Vaterlands.’ Darauf mein Grossvater, ebenfalls Mazzini-Anhänger: «Ja, ein echter Vater des Vaterlands, er hat alle Mädchen geschwängert, die ihm in die Finger kamen.’»

Heute ist das eine Familienaneddote, die einen lächeln lässt, doch damals waren das keine ganz harmlosen und ungefährlichen Positionen. An den Antifaschismus noch auf der Schulbank kann sich Lidia Menapace heute erinnern, an den stillen Widerstand der Lehrer. «Jeden Montagmorgen mussten wir in den ersten Stunden

alle Regierungserlasse kommentieren. Wir hatten einen aussergewöhnlichen Griechischlehrer, der diesen Teil regelmässig ‚vergass‘, obwohl er eigentlich ein pingeliger Alexandriner war, der in Wahrheit nie etwas vergass. Eines Tages liess er den Griechischunterricht sausen und sprach stattdessen über die beiden Tyrannenmörder von Athen, Harmodios und Aristogeiton. Wir baten daraufhin den Lehrer für Geschichte und Philosophie, einen Bauernschrank aus Montferrat mit Bürstenhaarschnitt, uns das genauer zu erklären. Und er ganz trocken: ‚Das ist eine Theorie von Aristoteles, die später auch Thomas von Aquin übernommen hat, dass nämlich das Volk berechtigt ist, Tyrannen zu töten, weil diese zuvor das Volk getötet haben.‘ So betrieb man Antifaschismus.»

Es ist nicht verwunderlich, dass sie sich bei einer solchen Erziehung zur Freidenkerin entwickelte. Eine, die 1952, als ihr Ehemann – der 30-jährige Arzt Eugenio Menapace, genannt Nene – die Ausschreibung des Provinzlaboratoriums für Hygiene und Vorsorge gewinnt, nur unter der Bedingung in einen Umzug einwilligt, dass sie den Wohnort wählen darf. «Der Charakter der Stadt Bozen war erstaunlich, die Leute kamen von überall her, während Trient damals auf unerträgliche Weise bigott war. Eine Frau durfte nicht ohne Handschuhe aus dem Haus oder allein in die Bar und dergleichen Blödsinn», erzählt sie aufgebracht. «Die Frauen hier waren, sagen wir, ein bisschen emanzipierter als wir oder die Frauen aus Trient, weil sie die deutschsprachige Welt vor Augen hatten. Sie trafen sich im Café, statt sich nachmittags gegenseitig zu Hause zu besuchen: So hatten sie einen Ort des Austauschs. Allerdings unterhielten sie sich hauptsächlich über Mode, Küche und Kindererziehung.» Die Emanzipation war also in dieser wohlgeordneten, landwirtschaftlich geprägten und somit zutiefst konservativen Gesellschaft noch längst nicht angekommen. Wodurch sich, laut Menapace, zumindest in Teilen die Antipathie gegen die Italiener erklären lässt. «Die Soldaten, die herkamen, hatten Erfolg bei den Mädchen. Sie machten ihnen den

Hof in Zeiten, in denen Ehen noch nach Erbfolgeerwägungen arrangiert wurden. Ein paar Komplimente genühten, um ihnen den Kopf zu verdrehen. Das brachte die Gemüter auf: ‚Die Italiener kommen her und nehmen uns unsere Frauen weg.‘ Dabei hatten sie leichtes Spiel, denn sie waren die Einzigen, die sie als weibliche Wesen und nicht als Hoferbinnen betrachteten.»

Geht es um Koexistenz, so vertritt Lidia Menapace ganz pragmatische, pazifistische Ansätze, die auf ihren guten Erfahrungen bei der Konfliktlösung beruhen. Sie behauptet, dass es für sie, zunächst in ihrer Tätigkeit als Lehrerin und später bei ihren politischen Aktivitäten, nie Probleme gegeben habe. «Es gab keine Kommunikationsprobleme. Nene arbeitete als Arzt im öffentlichen Dienst und musste Deutsch können, er fuhr durch die Täler, um Sanitäranlagen, die Wasserversorgung, Belüftung und Beleuchtung in den Häusern zu prüfen. Er kannte die Bauern und hatte immer Mühe, nicht beschwipst nach Hause zu kommen, da man ihm ständig zu trinken anbot.»

Auch die Anschläge, von denen die Provinz erschüttert wurde, beunruhigten sie zunächst nicht allzu sehr. Ich frage sie, ob sie keine Angst verspürt habe, als die ersten Bomben etwa am Bozner Bahnhof hochgingen. Sie betrachtet mich nüchtern: «Ich habe die Bombardements des Zweiten Weltkriegs erlebt», antwortet sie. «Die Ängste der Feuernacht waren harmlos im Vergleich zu einem solchen Konflikt, zur Verfolgung etwa von Juden, die man von der Schule jagte wie unsere Kameradinnen Esther und Ruth.» Die Anschläge und die Eskalation der Gewalt bereiteten ihr weder als Bürgerin noch als Lokalpolitikerin allzu grosse Sorgen. «Ich fand das alles unschön, betrachtete es als einen Fehler, aber es erschien mir nicht wie eine Rückkehr zum Nazismus. Es war eher eine Art verspäteter, unzeitgemässer Protest, der vermutlich von Bayern ausging. Jedenfalls steckte meines Erachtens keine Bewegung dahinter, mit der die institutionelle Ordnung infrage gestellt wurde, aus historischer Sicht war das Ganze rückständig.»

Sie stimmt mir jedoch zu, dass es bei der Südtirol-Frage nicht nur um das Thema Staatsgrenzen ging. «Alcide De Gasperi war der einzige italienische Politiker, der die Situation kannte, besser als der Österreicher Gruber. Als er als Aussenminister das Wort ergriff und von Wiederaufbau sprach, ist Churchill von seinem Sitz aufgestanden, um ihn zu begrüßen. Er wusste bereits, dass der Brenner die Grenze gegen Russland sein würde», sagt Menapace. «Die gesamte Linke, einschliesslich des PCI, befand sich auf dem Gebiet, das nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs de facto den Vereinigten Staaten zugeteilt worden war. Österreich hatte sich als vermeintlicher Opferstaat des Nationalsozialismus neu gegründet, sodass wir tatsächlich zur Verteidigungslinie des Westens wurden.»

Die Kundgebung von Sigmundskron war in ihren Augen ein Geniestreich Magnagos. In ihrer Funktion als Landrätin hatte sie Gelegenheit, den Politiker während seiner Amtszeit als Landeshauptmann näher kennenzulernen. «Es ist der einzige Geniestreich, der ihm gelungen ist: Statt sich für die Selbstbestimmung einzusetzen, die ja eines der international angestrebten Prinzipien war, trieb er die Autonomiebestrebungen voran, akzeptierte den Beibehalt der Brennergrenze und versuchte gleichzeitig, das Maximum für die lokale Bevölkerung herauszuholen.»

Die Rede von Sigmundskron, in der Südtirol als Bollwerk gegen den Kommunismus dargestellt wird, liefert den Beweis dafür. «Er hatte begriffen, dass sich die Welt wenig für das Problem interessierte, selbst Italien wusste kaum etwas davon», sagt die Ex-Senatorin. «Er musste also auf die Unterstützung vor Ort setzen, und die Autonomieforderung wurde zum Schlachtruf, mit dem er die Volkspartei hinter sich brachte, die vielleicht etwas moderater war als die italienischen Christdemokraten (DC), und alles in allem korrekter und weniger korrupt.»

Auch sie frage ich, ob in ihren Augen die Anschläge den Verhandlungen dienlich waren: «Ein bisschen schon, vielleicht je-

doch nicht in der von den Tätern beabsichtigten Richtung. Sicherlich waren sie ein starkes Druckmittel. Doch die Haltung Roms hat sich, trotz des Ausnahmezustandes, kaum verändert: Was hier oben geschieht, ist für sie kaum je von Belang. Damals herrschte die schwer greifbare Auffassung, dass es sich um eine Handvoll Bergbewohner handle und man nur das Militär schicken müsse. Hin und wieder verfielen sie darauf, ‚Bozens italienische Wesensart anzumahnen, aber es war ein aufgesetzter Begriff«, findet sie. «In geostrategischer Hinsicht hatten die Politiker in Rom keinerlei Angst. Zu den wenigen, die sich um Tirol kümmerten, gehörten der ziemlich kluge und achtenswerte Moro sowie der eher geschickte Andreotti. Für den Kalten Krieg spielte die Volkspartei gar keine Rolle, Andreotti musste sich direkt mit den Amerikanern und Russen messen. Er kam als Tourist nach Meran, wie das vor ihm alle grossen Funktionäre des österreichisch-ungarischen Kaiserreichs getan hatten.» Es sei klar, so Menapace, dass Roms erste Sorge in den 1960er-Jahren nicht Südtirol gelten konnte. Obwohl sie die Grenze am Brenner im Auge behielten, wie die Basis von Natz-Schabs beweise. Sie selbst habe von den Nuklearwaffen dort allerdings nichts gewusst.

Ihr «Observatorium» der Terrorgewalt sei ihr Mann gewesen, so Menapace weiter, der von den Toten bei den Auseinandersetzungen erfuhr, da im Laboratorium für Hygiene und Vorsorge die Autopsien vorgenommen wurden. «Von 1957 hatte man den Eindruck, dass eine harte Strategie gegen die Anschläge gefahren wurde. In den Gefängnissen gab es Tote. Es hiess: Tod durch Herzstillstand, aber wie mein Mann zu sagen pflegte, stirbt man auch an Herzstillstand, wenn sie auf dich schiessen, nur dass die Ursache eine andere ist. Ging es um die Terrorbekämpfung, so wuchs beim italienischsprachigen Bevölkerungsteil in linksorientierten Kreisen das Misstrauen.» Man spricht von «nur» zwei Gefängnistoten, und in dem Prozess werden am Ende fast alle Carabinieri freigesprochen. Ob sie glaube, dass es mehr Folteropfer gegeben habe?

«Mit Sicherheit», antwortet sie nachdrücklich. «Mein Mann hat mir von den Autopsien berichtet, aber es gibt nichts Offizielles. Man darf nicht vergessen, dass die meisten dort eingesetzten Kräfte völlig unerfahrene Wehrdienstleistende waren. Sie hatten mehr Angst als die, auf die sie schossen, und im Zweifelsfall eröffneten sie das Feuer.»

Als ehemaliger Landrätin sind ihr die Diskussionen über das Thema Anschläge, die oft anlässlich allgemeiner Trauerfälle wie etwa des Todes von Amplatz geführt wurden, noch lebhaft in Erinnerung. «Bei jeder Versammlung des Provinzausschusses sagten alle, und allen voran Magnago, dass die Verantwortlichen vor Gericht gestellt werden müssten. Manchmal wurde man als Vertreter der Provinz zur Beerdigung eines Terroristen eingeladen, und ich konnte mich dem nicht einfach verweigern.»

Ihr Verhältnis zu Silvius Magnago ist immer gut gewesen, und sie kann sich noch an sein anhaltendes Leiden erinnern: «Er hatte im Krieg ein Bein verloren und litt unter Phantomschmerzen. Er war eher ein nervöser Mensch, hatte aber eine ungeheure Selbstbeherrschung und war sehr empfänglich für die kleinste freundliche Geste. Ich sass in den Reihen des Ausschusses genau neben ihm, und da er grosse Mühe hatte, aufzustehen und zur Abstimmung runterzugehen, bot ich ihm an, seinen Wahlzettel abzugeben. Das entwickelte sich allmählich zur Gewohnheit und wurde von allen deutschsprachigen Räten als aussergewöhnlich gewertet. Die Beziehungen zwischen beiden Lagern waren derart kompliziert: Man durfte dem anderen keine Höflichkeit erweisen, da er einer anderen Ethnie angehörte.»

Es sei seltsam, sagt sie, dass der Nationalsport der Italiener darin bestehe, überall schlecht über Italien zu reden, ausser in Bozen. «Niemand geht her und rühmt sich, ein Italiener zu sein, ausser hier: Das Ganze wirkt reichlich aufgesetzt.» Mag es auch aufgesetzt sein, so bleibt es doch nicht wirkungslos, und ich frage sie, ob es ihrer Meinung nach tatsächlich möglich sei, das Kriegsbeil

zu begraben. Sie glaubt, ja, und formuliert mit schelmischem Lächeln einen provokanten Vorschlag.

«Wir sollten das Siegerdenkmal neu begrünen», schlägt sie vor.
«Auf diese Weise bekommen wir die grösste bepflanzte Verkehrsinsel der Welt, ein Rekord, durch den sich niemand verletzt fühlen kann.»

Endrunde

Bozen, 14. September 1966

Ich glaube, die ganze Bande hat den Kopf verloren. Sie haben beschlossen, dich umzulegen.»

Ohne Frage ein interessanter Gesprächsbeginn, denkt Umberto. Er zuckt nicht, sondern drückt sorgfältig die Zigarette aus. Erst dann fragt er: «Die ganze Bande? Meinst du deine Tochter und ihre Freunde?»

Franz deutet ein Lächeln an. «Ich hätte gedacht, sie wären eher auf so eine tolldreiste Idee gekommen», sagt er. «Waren wir in dem Alter auch so lahm?»

«Denen geht es zu gut, darin liegt das Problem. Wenn die sich nicht beeilen, müssen sie mich wohl in Rom besuchen, wenn ich dort erst Wachposten beim Ministerium bin», spöttelt Umberto.

«Vorläufig schwebt denen, ehrlich gesagt, ein anderer Ort im Kopf herum: Pinzon.»

«Kommt nicht so oft vor, dass man dir sagt, wo du sterben wirst. Weisst du auch den Tag?» Der Polizist gibt sich geradezu amüsiert angesichts des naiven Plans der drei jungen Leute. In all den Jahren hat er sie gewissermassen aufwachsen sehen.

«Wehret den Anfängen», denkt er. Umberto fragt sich, weshalb ausgerechnet er ihnen mehr Verständnis entgegenbringen sollte als die eigenen Eltern.

«Sag ich dir noch rechtzeitig.» Auch Franz lächelt. «Aber es waren nicht diese Kindereien, weshalb ich dich privat sprechen wollte», ergänzt er und umfängt mit einer Geste die unpersönliche Bar am Stadtrand, in der sie sich befinden.

«Das habe ich mir schon gedacht. Du brauchst wohl bei irgendetwas Hilfe.»

«Ich würde eher sagen, dass wir uns gegenseitig helfen können. Mir scheint, ihr kommt mit der Fahndung nur langsam voran, insbesondere der nach diesem berüchtigten Hermann.»

«Wenn ihr und die Österreicher aufhören würdet, ihn zu beschützen, wären wir nicht so langsam», erwidert Umberto trocken.

«Ganz genau. Das ist exakt das, was wir vorhaben.» Franz senkt ein wenig die Stimme, aber im Lokal ist ohnehin niemand. Wer an diesem sonnigen Septembernachmittag nicht bei der Arbeit ist, verbringt seine Zeit entweder in den Bergen oder nimmt ein letztes Bad im See. «Der Wind hat gedreht, und Leute wie Hermann kann niemand mehr gebrauchen. Die Nordtiroler Freunde, die Aktivisten, bekommen klare Anweisungen, dass es an der Zeit ist, sich um anderes zu kümmern und die Ausflüge über die Grenze zu unterlassen. Selbst für den unverbesserlichen Norbert Burger wird es immer schwerer, Mittel aufzutreiben.»

«Mit anderen Worten: Das Spiel ist aus?»

«Dieses Spiel, ja», bestätigt Franz. «Und Hermann ist eine Figur, die vom Spielbrett verschwinden muss.»

«Weisst du, wo er sich aufhält?»

«Ich weiss, wen ich fragen muss. Aber ich brauche Gründe.» «Du willst doch wohl nicht, dass ich die guten Südtiroler erpresse?», fragt Umberto mit gespielter Bestürzung. «Unser Ruf ist auch so schlecht genug. Es gibt sogar welche, die mir ans Leder wollen.» Doch unter dem strengen Blick des anderen wird er schnell wieder ernst. Diese Wichtiguer, die mit den Amerikanern kungeln, haben einfach keinen Humor. «Schon gut, tut mir leid. Also womit kann ich dienen?»

«Mir ist zu Ohren gekommen, dass du letztes Jahr im Haus von Sissi Gasser, der Tante von Max, ein Foto gefunden hast.»

«Stimmt.»

«Was ist darauf zu sehen?», fragt Franz mit einer Miene, als wisse er es bereits.

Umberto erklärt es ihm.

«Ich brauche dieses Foto», sagt der andere. «Das ist kein Indiz für ein Verbrechen, aber es genügt, um das Gesicht zu verlieren. Gegen Feiglinge hilft am besten, wenn sie ihren guten Ruf verlieren.»

Umberto spürt Widerwillen aufsteigen. Franz ist auf seine Art ein anständiger Kerl, aber er hat den Eindruck, dass all die falschen Manöver und Intrigen, bei denen er mitmischt, ihm ein bisschen zu viel Vergnügen bereiten.

«Ich halte dich auf dem Laufenden», sagt er nur.

Montan, 15. September

Kurt sitzt in seinem Büro, sein Blick fällt auf die Rebenreihen, die sich sanft den Hügel in Richtung Fluss ziehen. Die Weinlese hat begonnen, und es dürfte ein guter Jahrgang werden, während der Tourismus in dieser Saison auf der Stelle tritt. Wegen der immer heftigeren Anschläge bleiben die Leute fern. Die Aktionen kommen allmählich teuer zu stehen. Seit Mai häufen sich die Zwischenfälle und arten in Angriffe aus. Man muss dieser Sache ein Ende bereiten. All das hat nichts mehr mit dem tatsächlichen Schicksal der Provinz zu tun und auch nicht mit Österreich oder mit strategischen Notwendigkeiten der Amerikaner und der Verbündeten. Seit dem letzten nächtlichen Telefonat weiss Kurt, dass unmittelbare Gefahr droht.

Das Telefon auf dem grossen Schreibtisch klingelt. Er erkennt die Stimme am anderen Ende der Leitung. Seit Jahren treffen sie sich gelegentlich, der wohlhabende Grundbesitzer und der noch wohlhabendere Unternehmer, der Landwirtschaftsmaschinen verkauft und Geheimnisse austauscht.

«Dein Sohn legt es drauf an, sich in Schwierigkeiten zu bringen», teilt Franz ihm rundheraus mit.

«Max? Sich in Schwierigkeiten bringen? Der bringt noch nicht einmal das fertig», antwortet Kurt und verzieht das Gesicht. Verweicht, duckmäuserisch und ehrgeizlos: ein Dorn im Auge.

Und seine Frau liegt ihm in den Ohren, dass ihr Bub, wenn er als Vater nicht so ablehnend wäre, noch bei ihnen wohnen würde und nicht in der Stadt, wo er sich mit wer weiss wem trifft.

«Er vielleicht nicht, obwohl ich mir da nicht so sicher wäre. Aber sein Freund Peter schon, und er wird alle da mit reinziehen.»

«Ich habe sie schon länger nicht mehr gesehen, weder den einen noch den anderen. Das letzte Mal bei Sissis Beerdigung.» «Ich weiss. Aber über die beiden brauche ich auch gar keine Informationen.»

«Über wen dann?»

«Das weisst du selbst. Du bist der Einzige, der nachts keine Anrufe von irgendwelchen Geliebten, sondern von alten Terroristen erhält.»

Er hätte sich denken können, dass sie sein Telefon abhören. «Die Sache ist ein bisschen aus dem Ruder gelaufen», bemerkt Franz.

«Ich werde schauen, was ich tun kann», räumt Kurt verlegen ein.

«Sieh zu, dass du keine Zeit verlierst», drängt Franz. «Die Italiener verlieren allmählich die Geduld. Ich habe da so ein Foto von dir kursieren sehen ... Nichts Gravierendes, aber schon peinlich.»

Franz legt auf, und Kurt bleibt wie hypnotisiert sitzen, lauscht auf das Freizeichen. Schon wieder dieses Foto? Wie haben die das nur gefunden? Sissi ist gestorben, ohne zu verraten, wo es war.

«Verfluchte Weibsbilder», rutscht es ihm leise heraus. Seine Frau, die das Negativ nicht vernichtet, und seine Schwester, die wohlweislich einen Abzug angefertigt hat. Warum Frauen nur immer derart an Erinnerungen kleben?

Max war bei Karl im Geschäft, als ein Polizist in Zivil gekommen ist, um ihn zu holen. Wortlos hat man ihn aufs Kommissariat begleitet und direkt in Umbertos Büro geführt.

«Was ist denn los?», fragt er, ohne sich zu setzen, angespannt und aggressiv.

«Unsere Kollegen auf Streife haben einen Autodieb festgenommen. Einen gewissen Federico ...», erklärt Umberto, während er einen Bericht auf seinem Schreibtisch in Augenschein nimmt.

«Ein Freund von dir, oder?»

Federico ein Autodieb? Unmöglich. Bestimmt ist das Ganze nur ein Vorwand.

«Ja, er ist ein Freund von mir», bestätigt Max, «deshalb habt ihr ihn festgenommen, nicht wahr?»

«Setz dich», fordert Umberto ihn auf.

«Ich bleibe lieber stehen.»

«Setz dich», wiederholt Umberto.

Diesmal gehorcht Max.

«Freund oder Liebhaber?», fragt der Polizist.

«Das ist meine Sache.»

«Mir selbst ist das völlig wurscht. Aber wenn er im Gefängnis landet, macht das einen erheblichen Unterschied. Sie werden ihm die Zähne einschlagen, um die Sache angenehmer zu machen, und das wäre noch das Geringste, was ihm passieren kann.»

Umberto erkennt die eigene Stimme kaum wieder. Seit Monaten erkennt er sich selbst kaum wieder. Seit der Durchsuchung in Taisten. Das Weinen des Knaben und seiner Mutter geht ihm nicht aus dem Kopf. Ich bin so nicht, würde er am liebsten sagen. Wir sind Diener des Staates und auch eure Diener. Aber wenn man ein vermeintliches Ungeheuer erschafft, nimmt es früher oder später spürbar konkrete Gestalt an. Und er, der Ehrenmann, führt Krieg gegen Frauen und Kinder und droht jungen Burschen, ins Gefängnis gesteckt und dort vergewaltigt zu werden. Der letz-

te Funken Menschlichkeit erlischt. Aus Moiras Augen ist das Licht fast verschwunden. Und ist es erst fort, wird das Leben für ihn keinen Sinn mehr haben.

«Was wollt ihr von mir?» Max wiederholt die Frage zweimal, der Polizist scheint mit den Gedanken woanders.

«Vorläufig nichts. Dein Freund bleibt bis auf Weiteres im Kommissariat in Sicherheit. Im Gegenzug wirst du den Anweisungen deines Vaters folgen.»

«Meines Vaters? Was hat mein Vater plötzlich damit zu tun?»

«Manchmal ist es klüger, einfach zu gehorchen. Sag nichts zu Peter, euer Plan muss weiterlaufen, als sei nichts geschehen.» Max zuckt zusammen. Umberto weiss von ihrem Plan?

«Ja, ich weiss alles», ein Unterton von Mitleid schwingt mit. «Ihr wollt meine Leiche, und früher oder später werdet ihr euer Ziel erreichen. Aber vorläufig musst du tun, was wir dir sagen.» «Ich verstehe nicht...»

«Das macht nichts.»

Max wächst die Last des Geheimnisses über den Kopf. Er hatte geglaubt, es würde ihn, Peter und Klara aneinanderbinden, stattdessen bindet es ihn an den Vater und an diesen Polizisten, den sie töten wollten.

«Eines Tages wirst du dich um den Grundbesitz kümmern.» Umberto erhebt sich, versucht, einen versöhnlichen Ton anzuschlagen. «Wenn alles vorbei ist, wenn diese Geschichte zu Ende ist, wirst du dich umblicken und die gewaltigen Probleme von heute als das erkennen, was sie sind: lächerliche Steine auf deinem Weg. Du wirst begreifen, wie wenig Liebe und Lust zählen ... und wie wenig die Ehre zählt.» Max schweigt betroffen. Er hat das Gefühl, dass der Mann zu sich selbst spricht, Worte, die er lange zurückgehalten hat. «Und was zählt dann?» «Macht.»

Kurt hat sich mit leiser Stimme bemerkbar gemacht. Hermann ist mit Sicherheit wach. «Ein echter Kämpfer schläft nie», hat er am Tag nach dem Mord an Amplatz verkündet.

Die Luft in dem Keller des Guts in Montan ist feucht, obwohl Kurt die Wände schon Vorjahren zentnerweise mit Beton verkleidet hat. Damals hat er auch Sanitäreanlagen einbauen und sogar zwei Telefonleitungen legen lassen. Das perfekte Versteck. Ein bombensicherer Unterschlupf, der Eingang durch eine Reihe verstaubter Flaschen getarnt.

«Du musst verschwinden, du musst über die Grenze», erklärt er. «Was du nicht sagst», kommentiert Hermann, auf seinem Feldbett ausgestreckt und ein StG-44 in Reichweite der einzigen Hand.

«Die Sache wird kompliziert... zu viele Tote. Früher oder später werden sie auch mein Haus durchsuchen.»

«Ich dachte, du wärst mächtig genug, sie in Schach zu halten. Wird dir eine Lehre sein, immer so aufzuschneiden, was?», erwidert Hermann herausfordernd.

Kurt sagt nichts. Der andere wirft ihm einen Blick zu, schnappt sich sein StG-44 und hebt es an. Dann lupft er die Decke und streichelt über die Mauser Kar98k mit Zielfernrohr.

«Wie du siehst, bin ich auf alles vorbereitet. Ich werde lieber bleiben, wenn du nichts dagegen hast. Die sollen nur kommen und mich suchen. Da werden ein paar mit mir dran glauben müssen.»

«Na, das ist ja tröstlich», schnaubt Kurt. «Nein, Hermann, es ist Zeit, dass du verschwindest, und es steht alles bereit. Papiere, ein sicherer Unterschlupf, eine angenehme Arbeit in Innsbruck und sogar ein hübsches Sümmchen, mit dem du eine Weile auskommen kannst... Vielleicht ein Stück Land, irgendwas Unverfängliches. Was sagst du dazu?»

«Ich sage, dass ich dich noch nie so grosszügig erlebt habe. Es

gibt da eine Bedingung, stimmt's? Du willst nicht nur, dass ich verschwinde.»

«Ich muss dich um einen Gefallen bitten», sagt Kurt. «Aber ich bin sicher, dass du ihn mir gern erweisen wirst. Es geht darum, einen Polizisten umzulegen. Den Kerl, der nach Taisten gekommen ist.»

«Und weshalb?»

«Weil er meinen Sohn belästigt ... und mich ebenfalls.»

«Wie sieht der Plan aus?»

«Wir locken ihn nach Pinzon.»

«Und wie?»

«Du hast vielleicht bemerkt, dass er eine Schwäche für Katharina hat», ruft ihm Kurt mit einem Lächeln ins Gedächtnis. «Dort planen wir einen Hinterhalt.»

«Praktisch bei mir daheim», bemerkt Hermann. «Jedem wird klar sein, wer das war.»

«Du wirst ein Held sein. Dieser Kerl hat Frauen und Kinder gequält, alle hassen ihn. Das macht dich zum Helden», wiederholt er, «und du bist in Sicherheit.»

In Sicherheit... Hermann ertappt sich dabei, diesen Worten etwas abzugewinnen. Noch vor wenigen Jahren hätte ihn die Vorstellung eines normalen Lebens mit Abscheu erfüllt, aber jetzt ... Alles zu seiner Zeit, denkt er. Vielleicht ist es an der Zeit, die Sache an den Nagel zu hängen. Es gibt zu viele Verräter, der Tod von Amplatz hat das deutlich gezeigt. Zu viele spielen ein falsches Spiel.

«Die letzten Gefechte», murmelt er, und beinahe automatisch überlegt er, wie sie am besten vorgehen sollten. «Die Gegend kenne ich gut. Ich brauche nur fünf Minuten Vorsprung. Die Zeit, um anzukommen und das Stativ aufzubauen. Ich kann kurz vor dem Gasthaus auf der Strasse nach Pinzon Stellung beziehen. Das sind weniger als zweihundert Meter, da kann ich nicht danebenschiessen.»

«So weit, so gut. Dann geht es mit meinem Wagen bis zur Grenze und von dort über einen sicheren Weg auf die andere Seite Nie-

mand wird dich behelligen, man wird dich in Ruhe lassen», verspricht Kurt.

«In Ruhe», Hermann streicht gedankenverloren über das Gewehr. In Ruhe vielleicht, wenn auch nicht in Frieden.

Bozen, 16. September

Klara ist zum Abendessen bei den Eltern. Das Gespräch ist ungezwungen, sie unterhalten sich über Bücher, über Peter, über neue Studienpläne in einer anderen Stadt.

«Warum nicht Rom?», schlägt der Vater vor.

Klara spinnt den Gedanken weiter: Rom, Kino, über die Via Veneto schlendern, Cinecittà, Lokale ... und die Botschaften, die Gebäude der Machthaber.

«Weshalb sollte sie denn wieder fort? In Innsbruck ist es doch nicht so gut gelaufen ...» Rosa ist sofort beunruhigt. «Und wie soll das mit Peter gehen? Er kann ohne die Berge nicht leben, er wäre wie ein Fisch auf dem Trocknen.»

«Mach dir keine Sorgen, Mama, ich geh nicht fort», Klara erhebt sich. «Ich geh jetzt zu meinem Fisch.»

«Grüsse ihn mir! Sag ihm, dass er nächstes Mal mitkommen soll.»

«Heute Abend musste er zu Max, der war so niedergeschlagen. Du weisst ja, wie die beiden sind.»

«Freundschaft ist eine schöne Sache», bemerkt die Mutter.

«Wenn du einen wahren Freund hast, bist du nie allein.»

«So ist es, Mama.» Klara gibt ihr einen Kuss und denkt im Stillen, wie abgedroschen dieses ‚ein wahrer Freund‘ doch ist. Was soll das überhaupt heissen? Es gibt keine falschen Freunde. Oder doch? Ist sie Peter und Max eine wahre Freundin gewesen?

Der Vater begleitet sie zur Tür.

«Sag Peter, dass er am Wochenende seine Mutter besuchen und im Gasthaus bleiben soll», erklärt er knapp. Klaras Kopf schaltet

auf Alarm, sie versucht unwillkürlich, das Unbehagen zu verdrängen. Jetzt ist nicht der Augenblick für Zweifel. «Katharina soll Umberto anrufen und ihn bitten, Montagvormittag vorbeizuschauen, weil sie Neuigkeiten von Günther habe.» «Diesen Montag?»

«Ja, den 21., vormittags. Gegen zehn. Bleib du bei Peter und sag Max, er soll heim zu den Seinen.»

«Ich glaube nicht, dass das in meiner Macht steht. Er kann Kurt nicht ausstehen», wendet Klara ein.

«Mach dir keine Sorgen, sag es ihm bloss. Du wirst sehen, dass er Vernunft annimmt. Es ist an der Zeit, dass die beiden Frieden schliessen.»

Pinzon, 19. September

Katharina hat sich vorgenommen, nicht zu weinen. Sie will einen zufriedenen, glücklichen Eindruck machen: die schönste Mutter der Welt. Seit dem Aufstehen war sie keinen Augenblick müssig, sie hat die Stube gewischt, bis die Tische glänzten, hat immer und immer wieder die Blumenvasen umgestellt. An der Wand, wo jahrelang das Bild eines jungen Mannes in Wehrmachtsuniform die Gäste begrüsst hat, hängt jetzt ein Gemälde des Erzengels Michael. Er wird ihr mehr nutzen als Günther, denkt sie, sowohl ihr als auch Peter. Lebe wohl, Günther. Wenn du es gut gemeint hättest mit unserem Sohn, hätte ich dir alles verziehen.

Clothilde ist natürlich nicht da. «Du kommst wieder, wenn ich es dir sage», hat sie ihr befohlen. Die Saison geht ohnehin zur Neige, und ausserdem lief es in diesem Jahr nicht besonders gut. Sie rechnet kaum noch mit Touristen, höchstens mit ein paar Erntehelfern, die am Ende des Tages auf ein Glas vorbeischauen. Es gibt nur einen Menschen, der ihr willkommen ist.

Sie hat Peters Zimmer hergerichtet. Frische, weiche Laken, Handtücher für zwei, für ihn und für sie, denn nun ist auch Klara da.

Sie verspürt keinerlei Eifersucht, im Gegenteil, sie ist ihr dankbar. Seit er fortgegangen ist, hat die junge Frau sie regelmässig angerufen, ihr Neuigkeiten berichtet, sich um ihn gekümmert. Sie hat ihr sogar von der Fahrt nach Taisten erzählt, von der schrecklichen Enttäuschung, wie verzweifelt Peter war.

Katherina hat das Haar in den gewohnten Knoten gewunden, und in dem von der Sommersonne gebräunten Gesicht wirken die grünen Augen grösser und sanfter denn je.

Unwillkürlich muss sie an Umbertos gequältes Gesicht denken, an die schwarzen Augen, die aussehen, als hätte er einen Blick in die Hölle geworfen. Er ist ihr immer hart und grausam vorgekommen, aber manchmal scheint es ihr, als wolle er sich selbst bestrafen.

Katharina hört den Motor eines Wagens und tritt vor die Tür. Klara sitzt im Mercedes ihres Vaters hinterm Steuer. Neben ihr Peter und dahinter Max, der das Wagenfenster öffnet und winkt, als habe sich eine bewundernde Menge versammelt, um die Rückkehr des verlorenen Sohnes zu feiern.

Peter steigt aus, und die Mutter wirft sich ihm in die Arme. Sie muss ihn berühren, sich vergewissern, dass ihr heiss geliebter Sohn endlich wieder daheim ist. Wie hat sie es bloss ganze zwei Jahre ausgehalten: er nur wenige Kilometer weit weg und doch unerreichbar? Ein unerträglicher Gedanke. Aber das Warten hat ein Ende. Fest schliesst sie Peter in die Arme, seine sind so kräftig wie eh und je.

«Verzeih mir», sagt er, «verzeih mir.»

Es sind die Worte, die sie erwartet hat, dennoch legt sie ihm die Hand auf den Mund, um ihn zum Schweigen zu bringen.

«Nein», flüstert sie. Es gibt nichts zu verzeihen. Es ist alles vorbei.

Jetzt soll gefeiert werden. Ein rebellischer Bub hat ihr Haus verlassen, ein Mann kehrt zurück mit einer Verlobten, die ihn liebt. Nach und nach findet sich das ganze Dorf im Gasthaus ein. Sogar der Vater von Max erscheint. Die beiden haben sich ohne Ge-

fühlsregung begrüsst, und doch wissen sie, dass die Zeit sie einander unweigerlich wieder näherbringen wird.

Kurt nimmt den Sohn beim Arm und zieht ihn beiseite. «Montagvormittag um zehn kommt Umberto. Du musst bei ihm bleiben, egal was passiert. Ich weiss, dass ihr es eigentlich anders vorhattet, aber der Plan muss geändert werden.»

Max starrt ihm in die grauen Augen. Niemals wird er den Mut aufbringen, ihn zu fragen, ob er es war, der Sissi gestossen hat, ob er die Naben manipuliert und sie aus dem Rollstuhl hat kippen lassen.

«Einverstanden», antwortet er. Er kommt sich wie ein Verräter vor, aber er hat keine Wahl. Seine Freunde sitzen lachend um den Tisch, Arm in Arm und mit vom Wein geröteten Wangen.

«Du wirst sehen, mein Junge, es wird alles gut. So ist es besser für alle», versichert ihm Kurt, und zum ersten Mal seit Jahren klingt seine Stimme wie die eines Vaters.

Pinzon, 20. September

Sie sind gemeinsam zur Messe gegangen. Katharina ist das Glück anzusehen, am Arm ihres Sohnes aus der Kirche zu treten. Verstohlen blickt sie zu Klara und plant in Gedanken schon die Hochzeit. Und dann die Taufen ... Mit einem Schlag ist das Leben wieder voller Sonnenschein.

Peter beugt sich vor und flüstert ihr ins Ohr: «Mutter, ich muss dich um einen Gefallen bitten.»

«Aber natürlich, mein Bub, sag's nur.»

«Du musst Umberto anrufen, diesen Polizisten. Sag ihm, dass er morgen Vormittag um zehn auf einen Kaffee vorbeikommen soll.»

Katharina hält inne und sieht ihn an. Ihr Lächeln ist fort. Peter zieht es das Herz zusammen bei dem Gedanken, dass er ihr den Feiertag verdorben hat, und noch mehr wegen des Schmerzes, den

er ihr am nächsten Tag zufügen muss. Aber die Dinge stehen nun einmal so. Es gibt keinen Kampf ohne Verletzte. «Weshalb?»
«Nichts weiter, Mutter. Ich muss mit ihm sprechen, das ist alles.»
«Kannst du ihn nicht in Bozen treffen?»
«Ich will mich nicht in der Nähe des Kommissariats blickenlassen.»

Katharina wendet sich an Klara. «Was soll das Ganze?»

Die junge Frau sieht ihr direkt in die Augen. «Peter hat recht. Es wäre hilfreich, wenn er und Umberto ein paar Worte wechseln könnten. Aber nicht in Bozen. Als sie Max aufs Kommissariat bestellt haben, war die Nachricht innerhalb einer halben Stunde im Umlauf. Wir wollen doch nicht, dass alles von vorne losgeht.»
Katharina wird blass. «Nein, nein, auf keinen Fall», pflichtet sie eilig bei. «Gut, ich rufe ihn an.»

«Sag ihm, dass ich ihn genau hier treffen will.» Seit wann hat Peter diesen herrischen Ton am Leib? «Sag ihm, dass ich Neuigkeiten über Hermann habe.»

Katharina wirft ihm schweigend einen langen Blick zu. Das Gasthaus ist nicht mehr weit, aber alle Freude über diesen Tag ist gewichen.

Pinzon, 21. September

«Na so was, Sie haben Günthers Foto abgehängt?», bemerkt Umberto, als er das Gasthaus betritt. «Sind Sie allein?»

«Ja, mögen Sie einen Kaffee?»

«Gern.»

«Sie wollten mich sehen?» Umberto nimmt in einer Ecke der Stube mit dem Rücken zur Wand Platz.

«Um ehrlich zu sein, ist es Peter, der Sie sprechen will.» «Und wo ist er?»

«Ganz in der Nähe, im Weinberg der Rizzollis. Er muss kurz etwas für sie erledigen und lässt fragen, ob Sie zu ihm kommen können.»

«So, so ...», bemerkt Umberto und trinkt in aller Ruhe seinen Kaffee.

Max schneit herein, grüsst Katharina mit einem Kopfnicken und sagt in nicht sehr freundlichem Ton zu Umberto: «Mein Vater schickt mich. Ich soll Ihnen ausrichten, dass sie unbedingt hier auf ihn warten sollen.»

«Sehr gut.» Das Gesicht des Polizisten wirkt amüsiert. Katharinas dagegen besorgt.

«Was ist hier los?», fragt sie.

Umberto beugt sich zu ihr, und zum ersten Mal fasst er sie an der Hand. «Keine Sorge, es wird alles gut.»

«Wo ist Peter?», fragt Katharina mit erhobener Stimme.

Als sie auf die Tür zustürzt, hält Umberto sie zurück. Er drückt sie an seine Brust. «Ich habe Ihnen gesagt, es wird alles gut, aber Sie müssen jetzt hierbleiben.»

«Was ist mit meinem Sohn?», ihre Stimme versagt fast vor Schluchzen. «Max», fleht sie den jungen Mann an. Er wird nicht zulassen, dass Peter etwas zustösst, dessen ist sie sicher. Aber auch er macht ein finsternes Gesicht.

«Lasst mich raus! Was geht hier vor sich?»

Umberto nimmt sie fest in den Arm, versucht, sie zu beruhigen, redet ihr beschwichtigend zu. «Katharina, haben Sie keine Angst. Wenn Peter in Gefahr wäre, würde ich unverzüglich durch diese Tür hinausgehen. Es hat schon zu viele Tote gegeben.»

Peter kniet hinter der Ecke des Gasthauses, der Kolben seiner P38 lugt unter der Jacke hervor. Er hat Umberto zur Mutter hineingehen sehen. Max ist ihm gefolgt. Sie werden gemeinsam herauskommen. Sie werden den Weg nach Pinzon einschlagen, und der Polizist wird in seine Schusslinie geraten. Einen Augenblick lang betrachtet er sich von aussen, sieht eine groteske Szene: den son-

nigen Tag, die Pistole, sich selbst. Warum ist er hier? Warum hält er eine Waffe in der Hand? Aber das sind flüchtige Gedanken. Umberto muss sterben, damit alles wieder wie früher wird. Um der Gerechtigkeit willen.
Die Minuten verstreichen.

Durch das Visier fixiert Hermann Peters Gestalt. Kurt hatte ihn mit keinem Wort erwähnt. Doch Max ist wie geplant zu Katharina hinein: «Max wird Umberto abholen und als Erster herauskommen. Sobald du den Polizisten im Visier hast, schiesst du. Du kannst ihn nicht verfehlen.» Hermann hat sich nicht geziert und seine Zielfernrohr-Mauser mit 7,62-Kaliber-Patronen geladen. Da bleiben nicht einmal Fetzen übrig. Doch mit Peter hat er nicht gerechnet. Was hat das zu bedeuten? Hermann mag keine Komplikationen.

Es kommt ihm vor, als stünde die Zeit still. Er rührt sich nicht, die Mauser gegen die Schulter gedrückt, den Finger am Abzug. Ein Kinderspiel, selbst für einen Krüppel. Ein wenig Schweiß rinnt ihm über die Schläfe. Er hat seine Mütze in Taisten gelassen. Aberglaube. Wie bei den Helmen: besser mit blossem Kopf als mit dem Helm eines gefallenen Kameraden. Doch in Wahrheit hat er eine Menge verschiedener Helme getragen. Und er hat überlebt.

Max ruft seinen Vater an. «Alles bereit», sagt er.

In dem Moment, als er den Hörer auflegt, kommt Klara aus dem Korridor herein. Katharina entwindet sich aus Umbertos Umarmung.

«Lass sie los», sagt Klara zu dem Polizisten und eilt herbei, um Katharina in die Arme zu schliessen.

«Klara, was geht hier vor sich? Was ist mit Peter?»

«Nichts, aber du kannst im Moment nicht raus.» Die Stimme der jungen Frau ist sanft, aber bestimmt. Sie führt Katharina zu einer Bank, wählt mit Bedacht einen Platz in einer Ecke. Selbst wenn sie nach draussen laufen wollte, wäre der Tisch ihr im Weg, und

Umberto könnte sie rechtzeitig aufhalten. «In ein paar Minuten ist alles wieder im Lot. Hab keine Angst», fügt Klara hinzu.

Die Frau spürt einen Kloss im Hals. Wieder eine Täuschung, denkt sie. Ein Leben voller Täuschungen. Erst ein Mann, der vorgibt, sie zu lieben, der aber von der Front heimkehrt, ohne ihr ein Wort zu sagen, jahrelanges Schweigen. Nun ein Sohn, der vorgibt, heimzukehren, nur um sie zu benutzen. Mit einem Ruck dreht sie sich zu Umberto um.

«Wenigstens mit Ihnen sind die Spielregeln stets klar», sagt sie bitter.

«Das fasse ich als Kompliment auf», antwortet er.

«Tun Sie das», murmelt Katharina. «Ich hoffe nur, dass Sie wissen, wie man auch dieses Spiel gewinnt.»

«Das weiss ich», antwortet Umberto, um schliesslich leise und wie zu sich selbst hinzuzufügen: «Leider ...»

Kaum hat Max angerufen, hat Kurt das Haus verlassen, gemeinsam mit Franz. Sie sind hinunter nach Pinzon gekommen. «Hermann hat in Sichtweite des Gasthauses in einer Senke Stellung bezogen. Du weisst, wo», sagt Kurt.

«Keine Sorge», erwidert der andere und lädt ohne Eile eine Colt 45, eine der Waffen, die zur Ausrüstung des amerikanischen Heeres gehören.

«Ich warte auf dein Zeichen», flüstert Kurt.

«Du kannst es nicht überhören. Die macht mehr Lärm als eine Kanone.»

Max' Vater geht mit langen Schritten auf das Gasthaus zu. Unterwegs wird er für ein paar Sekunden in der Schusslinie sein. Er setzt auf den Überraschungseffekt, auf seinen guten Stern, auf die Schnelligkeit seines alten Freundes Franz. Und ausserdem bleibt es Gott überlassen, die Entscheidung zu treffen, wenn einer der Seinen und ein Fremder in den Waagschalen sind.

Beim Anblick von Kurt zuckt Hermann zusammen. Für den Bruchteil einer Sekunde zögert er. Das Ganze riecht nach einer Falle, mit einem Mal sind viel zu viele Leute auf der Bildfläche. Er könnte erst Peter und dann Kurt umlegen, aber er würde es nicht schaffen, zu entkommen. Vielleicht sollte er Peter besser als Geisel nehmen, um von seiner Flucht abzulenken. Der Augenblick der Ratlosigkeit wird ihm zum Verhängnis, er spürt nicht die schleichende Gefahr. Nur einen Schlag in den Nacken und dann einen Fuss, der seinen einzigen Arm niederdrückt.

«Es ist aus, Hermann.»

Aus der Position, in die er beim Sturz geraten ist, kann er das Gesicht von Franz nur flüchtig erahnen, spürt kaum die Kälte einer Automatikwaffe an seiner Schläfe.

«Bist du wahnsinnig? Was machst du?»

«Reinen Tisch», erwidert Franz. «Und damit noch nicht genug.»

Die Kugel dringt durch die linke Schläfe und kommt an der anderen Seite wieder hinaus, zerfetzt den halben Schädel. Franz hat das Gesicht mit einer Hand abgeschirmt, aber seine Lederjacke ist mit Spritzern übersät.

Er richtet sich auf und sieht seine Tochter Klara aus dem Gasthaus auf Peter zustürzen. Sie entreisst ihm die P38 und schliesst ihn in die Arme. Franz lächelt mit einem Anflug von Stolz, während er sich die Jacke auszieht.

«Hat dir das als Zeichen genügt?», fragt Franz an Kurt gewandt, als er über die Schwelle ins Gasthaus tritt. «Keiner kann besser Lärm schlagen als die Amerikaner.»

Peter ist auf einem Stuhl zusammengesunken, erschüttert.

Klara beugt sich über ihn. «Es tut mir leid, Peter ... Das war ich. Ich habe alles meinem Vater erzählt. Es war keine gute Idee, Schatz. Einen Polizisten zu töten ist nie gut.» Sie hat sich nicht gegen das Töten im Allgemeinen ausgesprochen, denkt Franz. Wie könnte sie auch? Er betrachtet seine Hände, betrachtet die

P38, die seine Tochter noch immer in den Händen hält. Früher oder später wird auch aus dieser Pistole geschossen, denkt er.

Max tritt näher, legt dem Freund eine Hand auf die Schulter. «Klara hat recht», sagt er. «Es galt nicht, das kleinere Übel aus-zumerzen», fügt er hinzu mit einem Wink Richtung Umberto, «sondern das eigentliche Übel. Und Hermann war davon durch-drungen. Seit vielen Jahren.»

Peter denkt an den Mann mit dem einen Arm, der ihn im Hof des Gasthauses hat spielen lassen, während die Mutter in der Küche beschäftigt war. Der ihm das Radfahren und später das Motorrad-fahren beigebracht hat. Der ihm in seiner seltsamen, unbeholfenen und fehlerhaften Art den Vater ersetzt hat. Er sieht Max an und Kurt, Klara und Franz. Was wissen die schon, was können die schon begreifen? Seine Freunde, alle anderen sind plötzlich sehr weit weg für ihn.

«Peter, alles in Ordnung?», hört er die besorgte Stimme seiner Mutter.

«Ja, natürlich, alles in Ordnung.» Er blickt sie der Reihe nach an, liest Erleichterung, Genugtuung, Begeisterung aus ihren Gesich-tern. Nur in den schwarzen Augen Umbertos erkennt er nichts. Der Mann, den er noch vor wenigen Minuten umbringen wollte, ist vielleicht der Einzige, der ihn versteht. «Es war besser so», fügt er nun mit mehr Überzeugung hinzu. «Doch jetzt, Klara, möchte ich gern zurück nach Bozen, wenn du nichts dagegen hast. In un-sere Wohnung.»

«Aber du kommst wieder?», fragt Katharina besorgt. Das letzte Mal, als ihr Bub durch diese Tür verschwunden ist, hat sie ihn jahrelang nicht wiedergesehen.

«Ich komme immer wieder zum Vorschein, Mutter. Wie Un-kraut.» Peter umarmt sie, und das unbekümmerte Lächeln ihres Kindes beruhigt sie. «Ich geh nur unsere Sachen holen, Klara, ich bringe sie runter.»

«Danke! Ich warte auf dich!» Klara ist stolz auf ihn. Als sie ihm die Pistole abgenommen hat, war da auf seinem Gesicht ein Aus-

druck, der ihr Angst gemacht hat: der eines Gejagten. «Max, kommst du auch mit?»

«Nein, ich geh heim.» Max schaut seinen Vater an. «Kommst du mit mir, oder bleibst du hier, um mit deinem Amerikanerfreund anzustossen?» Er deutet mit dem Kopf auf Franz.

«Ich gehe mit dir, Bub. Der Kerl verträgt ohnehin keinen Alkohol.» Seine Bemerkung erntet lautstarken Protest von Franz.

Im Hinausgehen tritt Max an Umbertos Seite und blickt ihn herausfordernd an. «Und das Foto?», fragt er. Er spürt, wie Kurt erstarrt.

«Ich habe es in der Tasche», erwidert der Polizist. «Wenn du willst, gebe ich es dir sofort zurück.» Das vollständige Bild ist kompromittierend für einen überzeugten Antiitaliener: Der Mann ohne Gesicht war der Faschist Ettore Tolomei. Kurt hat mit allen Geschäften gemacht, selbst mit dem Teufel.

Max überlegt, dann schüttelt er den Kopf. «Verbrennen Sie es», beschliesst er bestimmt. «Jeder hat seine Vergangenheit, und niemanden interessiert das.»

Durchs Fenster seines Zimmers beobachtet Peter, wie Max und Kurt sich auf der Strasse Richtung Montan entfernen. Der eine schmalere und mit längerem Haar, der andere stämmiger und mit Geheimratsecken, aber beide einander so ähnlich. In dem entschlossenen Gang, der stolzen Haltung: In ihrem Gang liegt das Wissen, dass sie das Land, auf dem sie sich bewegen, seit jeher besitzen. Er fragt sich, wen Max am Ende heiraten, wie viel Kinder er irgendwann haben wird. Und was er ihnen dann erzählt.

Er packt weiter Kleider und Sachen in den Rucksack. Flanellhemd, Wechselhosen, Regenjacke, Landkarten. Pfeffer, um die Hunde irrezuführen. Er schliesst den Rucksack und steigt geschickt aus dem Fenster, hält sich an der Dachrinne fest und lässt sich hinabgleiten. Aus der Stube dringen Stimmen und Gelächter, auch von seiner Mutter. Von Klara. Er könnte hineingehen, denkt er. Im Grunde ist er ein verlorener Sohn, oder nicht?

Stattdessen entfernt er sich eilig aus der Sichtweite der Fenster. Katharina wird weinen, Klara überrascht sein, aber nur für kurze Zeit. Und Umberto? Umberto wird vielleicht nach ihm suchen. Er hält nur inne, um neben den traurigen Überresten Hermanns niederzuknien. Er wünschte, er könnte ihm die Augen schliessen. Er greift nach der Mauser und steckt sie in den Rucksack. Dann verschwindet er lautlos zwischen den dichter werdenden Bäumen hinauf in die Berge.

Ein Blutbad, das im Dunklen bleibt

Du willst doch wohl nicht allein dorthin. Ich werde dich begleiten!», ruft meine Schwester Friederike, genannt Micki. Sie bietet sich als Freiwillige für die Expedition an den Ort des blutigen Geschehens vom 25. Juni 1967 auf der Porzescharte an. Es ist keine ganz einfache Expedition: weniger wegen der mühsamen Wanderung als vielmehr wegen der Last der Erinnerungen und des Schmerzes, für die diese Orte stehen.

Die Dörfer San Nicolo di Comelico und Santo Stefano di Cadore, die grossartigen Gipfel, die ganz in der Nähe die Grenze zu Österreich markieren: Durchgangsland, Land des Blutes und der Traumata.

«Ich habe schon immer gedacht, dass ich unbedingt einmal dorthin muss», erklärt Micki unbeeindruckt. «Dieses Andenken interessiert mich.»

Ich verstehe sie: Sie lebt in Südtirol, wo die Geschichte der 1960er-Jahre noch in lebhafter Erinnerung ist. Aber bei ihr ist auch Solidarität im Spiel: Sie unterstützt mich stets aus ganzem Herzen bei all meinen Unternehmungen.

In Innichen legen wir eine Pause bei unseren guten Freunden Germana und Hans ein, die trotz all der Verpflichtungen, die ihr blühender Fremdenverkehrsbetrieb, das Ökohaus Schmieder, mit sich bringt, die Zeit finden, uns mit einer genauen Karte auszustatten, auf der alle Pfade entlang der Grenze eingezeichnet sind. Die beiden Rentner sind nicht nur begeisterte Wanderer, sondern interessieren sich brennend für Geschichte.

«Ihr könnt es nicht begreifen, ohne die Orte zu sehen», sagt Hans

beinahe ungestüm. «Die Strassen, auf denen die Leute entlangkamen, die Stimmung dort.»

«Es liegt etwas ungemein Trauriges über der Gegend. Wie Narben all der nie ausgefochtenen Kämpfe», fügt Germana hinzu und bedauert, dass sie uns nicht begleiten kann.

Während wir auf den Kreuzbergpass hinauf und dann in Kehren die Strasse hinab durch halb verlassene Dörfer fahren, entspricht die Stimmung im Auto nicht gerade der einer Landpartie. Micki bemüht sich allerdings, sie aufzulockern, indem sie so fährt, wie sie es von unserem Vater Alfred gelernt hat. Die Eltern haben sie immer eine sportliche Fahrerin genannt. Doch diese Bezeichnung ist nicht ganz passend: In einem früheren Leben war Micki ganz bestimmt Feuerwehrhauptmann. Ihr ist jede Kurve recht, und überholt ein anderes Fahrzeug, fasst sie das als persönliche Herausforderung auf, sodass wir in relativ kurzer Zeit am Tilliacher Joch sind. Wir biegen in eine schmale Strasse ein, die durch eine Waldidylle wie aus dem Bilderbuch führt. Der Weg führt an einem kristallklaren Bach entlang, wir bewundern die üppige Vegetation, die Bäume, die selbst auf den Felsen noch wachsen. Krumm, festgeklammert, hartnäckig: eine Hymne an die Unbeugsamkeit des Lebens.

Doch das kleine hölzerne Gebäude, das unser erstes Ziel bildet, gemahnt an vier Tote.

Es ist die kleine Kirche Cappella Tamai, die am Standort einer alten Kapelle errichtet und 1970 in Gedenken an die vier Opfer des Attentats auf der Porzescharte geweiht wurde: ein flacher, unscheinbarer Bau mit einem bis zum Boden reichenden Dach inmitten eines grünen Waldes, der sich dahinter und hinauf zu einem kahlen Hügel erstreckt. An diesem Tag wird die Aussicht von grauen, rasch dahinziehenden Wolken verdeckt. Wir parken und nähern uns zu Fuss. Neben dem Gebäude weht die italienische Flagge, und vor dem Eintreten erwarten zwei Tafeln den Besucher. «Achte diesen Ort: als Heiligtum, wenn du ein Christ bist; wegen der durch ihn verkörperten Ideale, wenn du Italiener bist; um der gemeinschaftlichen Werte willen als Mensch» heisst es

auf der ersten. Die zweite Tafel ist allgemeiner gehalten: «Wir appellieren an die Besucher, diesem Ort mit der ihm gebührenden Achtung zu begegnen»

Der Architrav des Eingangsportals ist kunstvoll mit Intarsien verziert: den Wappen der zwölf Alpini-Regimenter. Im Kircheninneren finden sich ein schlichter Altar, ein Kruzifix, zwei kurze Bankreihen, um sich im Gebet zu sammeln, und an den Seitenwänden die Marmortafeln zum Gedenken der vier Opfer des Blutbades auf der Porzescharte und der Gefallenen des Ersten Weltkrieges.

Vor einem Holzkreuz, das an der rechten Wand neben dem Altar hängt, halte ich inne: zwei gerade Äste, die durch einen Rindenknoten zusammengehalten werden. Ein Objekt von schlichter Eindringlichkeit, so schlicht und erschreckend wie die Wahrheit. Jene Wahrheit, die mir selbst in der Geschichte, die ich zu erzählen versuche, immer wieder entweicht.

Laut der offiziellen Rekonstruktion der Tragödie auf der Porzescharte explodiert im Morgengrauen des 25. Juni 1967 in einer unbewohnten Gegend unweit der österreichischen Grenze eine Bombe und stürzt einen Strommast um. Wir befinden uns etwa 150 Kilometer östlich von Bozen und nicht mehr in Südtirol, sondern im Veneto, in der Provinz Belluno.

Einige Stunden nach Bekanntwerden des Anschlags wird eine Militärstreife an den Ort des Geschehens geschickt. Als man sich dem umgeknickten Mast nähert, explodiert eine versteckte Mine, und der Alpino Armando Piva wird schwer verletzt. Man bringt ihn in das Krankenhaus von Innichen, doch er stirbt noch am selben Abend.

Am Nachmittag trifft eine zweite Patrouille an Bord eines Helikopters ein, um das gesamte Gelände zu durchkämmen. Wieder explodiert eine versteckte Mine. Drei Fallschirmjäger, Francesco Gentile, Mario di Lecce und Olivo Dordi, sind auf der Stelle tot. Ein vierter, Marcello Fagnani, wird schwer verletzt, überlebt aber.

Die italienischen Behörden bezichtigen sofort die Südtiroler «Feinde» und wittern eine Komplizenschaft Österreichs. Angeblich sei das Sprengstoffkommando aus dem Nachbarland gekommen und habe dort anschliessend Zuflucht gefunden. Rom betrachtet dieses Attentat als derart schweren Angriff, dass es die Kandidatur Wiens für einen Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft verhindert. Es müssen zwei Jahre vergehen und das «Autonomiepaket» für Südtirol verabschiedet werden, ehe das italienische Veto kippt. 1969 wird auch der BAS aufgelöst: Er hat keine Daseinsberechtigung mehr. Doch im Mai 1970 stellt man vier seiner berüchtigtsten Männer, allesamt Österreicher, in Florenz vor Gericht und spricht sie wegen der Anschläge auf der Porzescharte in Abwesenheit für schuldig. Norbert Burger, Peter Kienesberger und Erhard Hartung werden zu «lebenslänglich», Egon Kufner zu 24 Jahren Haft verurteilt. Österreich strengt kein Verfahren gegen Burger an, aber gegen die drei anderen, die jedoch aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden.

Die Erinnerungen an diese Tragödie sind noch immer lebendig. Die alljährliche Gedenkveranstaltung zu Ehren der Opfer wird mit ebender Anteilnahme verfolgt, die einem fürs Vaterland gefallenen Helden gebührt. Davon zeugen auch die ihnen gewidmeten Tafeln. Diese Männer sind fern der Heimat gestorben, um die Grenzen, die Einheit der Nation und die Staatsgewalt zu verteidigen.

Man braucht jedoch nur von der Porzescharte ein paar Hundert Meter weiter nach Osten zu gehen und die Grenze zu überschreiten, um eine ganz andere Geschichte zu hören. Nun schleichen sich Fragen zwischen die Gewissheiten, und Zweifel macht sich breit. Der österreichische Historiker Hubert Speckner hat ein Buch über das blutige Attentat geschrieben. Er behauptet, Zugang zu den Akten des österreichischen Militärgeheimdienstes gehabt zu haben und dass deren Version ganz anders als die der Italiener sei.

«Auch wenn Speckner nicht definitives und letztgültiges Beweis-

material für eine gezielte italienische Manipulation vorlegen kann, ist die Fülle der von ihm ermittelten Befunde so erdrückend, dass trotz gegenteiliger römischer Behauptungen eine Beteiligung italienischer Stellen angenommen werden kann», heisst es im Vorwort.⁸ Ist das möglich? Und in welcher Form? Es ist nicht so einfach, eine derart undurchsichtige Geschichte zu durchdringen, und um die Wahrheit zu erfahren, muss man wohl auf die Freigabe der offiziellen italienischen Archive warten, falls es jemals dazu kommen wird. Eins steht jedoch fest: Die Divergenzen zwischen der italienischen und der österreichischen Version, die auch am unterschiedlichen Ausgang der beiden Prozesse ersichtlich werden, versinnbildlichen auf perfekte Weise die gegensätzlichen Standpunkte jener Epoche.

Das Blutbad auf der Porzescharte markiert jedenfalls einen Bruch in der Gewaltlogik Südtirols: das Ende eines Jahrzehnts, in dem die Provinz Schauplatz eines erbitterten Kampfes um die Vormacht in der Gegend war. Der Staat hat seine Autorität und seine Macht durchgesetzt, hat das Gebiet gesichert, indem er der terroristischen Bedrohung entgegengewirkte. Die Vereinigten Staaten haben mit der Unterstützung verschiedener «befreundeter» Regierungen und ohne jegliche Mitsprache der Bevölkerung ihre Nuklearwaffen in Norditalien und anderswo in Europa stationiert. Deutsche Grossmacht nostalgic, ehemalige Wehrmachtssoldaten und jene, die den Konflikt permanent schürten, haben sich Ängste, Hass und Intrigen zunutze gemacht. Sie haben es geschafft, den Niedergang ihrer finsternen Ideologien zu überwinden und sich in einem internationalen Netzwerk neu zu konstituieren, die Geschichte zu überdauern. Zwanzig Jahre nach Ausbruch des Kalten Krieges haben 1967 die Streitigkeiten der beiden Grossmächte ein anderes Gepräge bekommen. Die Gefahr eines bevorstehenden Krieges ist aus Europa geschwunden. Berlin, das neutrale Österreich und der Brenner sind nicht länger die wunden Punkte eines unmittelbar drohenden Konflikts. Die Operation

Dropshot ist zu den Akten gelegt worden und wird erst sehr viel später aus den Archiven zutage gefördert werden, ein belastendes und sinnloses Erbe. Die Heere sind anderswo im Einsatz.

Im selben Jahr werden über eine halbe Million amerikanischer Soldaten nach Vietnam geschickt. Der Konflikt hat sich zuge-spitzt, seit Lyndon B. Johnson Präsident ist. Er ist ein überzeugter Verfechter der Dominotheorie: Wenn Vietnam in die Hände der Kommunisten fällt, sind in seinen Augen auch andere Län-der jener Region, einschliesslich Japan, in Gefahr. Der Texaner, der die Nachfolge des im November 1963 in Dallas ermordeten John F. Kennedy antritt, hat sich von den Scharfmachern im Pentagon überzeugen lassen und sich gegen das Urteil der eigenen Geheim-dienste und die öffentliche Meinung gestemmt, laut deren ein Krieg in Südostasien nicht zu gewinnen ist. Jedenfalls nicht, ohne ganze Nationen dem Erdboden gleichzumachen.

Im Juni 1967 steht der Nahe Osten in Flammen. Israel und seine Nachbarstaaten führen den Sechstagekrieg, und diese sechs Tage werden das internationale Kräfteverhältnis verändern. Der von Amerika unterstützte jüdische Staat geht an allen Fronten als Sie-ger hervor, gewinnt den Sinai und dringt bis zum Suezkanal vor. Ägypten, das grösste arabische Land und Verbündeter Moskaus, ist in die Knie gezwungen.

Die Strategen in Washington sind zu sehr damit beschäftigt, eine totale Niederlage in Vietnam abzuwenden und die Ausweitung des Nahostkonflikts zu bremsen, als dass sie weiter an den Bren-ner und dessen Bedrohung durch sowjetische Panzerdivisionen denken würden. Und all jene, die im Spiel der Kräfte zwischen der UdSSR und dem Westen die Hauptrolle spielten, verlassen nun – im Licht der Sonne und im Schatten der Geschichte – die Bühne.

Allen Dulles, einer der wichtigsten Drahtzieher im komplexen Nachkriegsgeschehen, wurde 1961 von Kennedy seines Amtes als CIA-Chef enthoben. Allerdings setzte er seine Bestrebungen auf anderer Ebene fort und rächte sich an dem jungen katholischen

Präsidenten, indem er an den Ermittlungen zu dessen Ermordung mitwirkte. Am 24. September 1964 bestätigt die Warren-Kommission die Theorie des Einzeltäters Lee Harvey Oswald: Dulles hat alles darangesetzt, zu diesem Ergebnis zu gelangen. Der Bericht verweist mit keinem Wort auf Verwicklungen der CIA unter seiner Führung, und als Dulles 1969 stirbt, nimmt er alle Geheimnisse mit ins Grab.

Frank Wisner, der das europäische «Stay-behind»-Netzwerk der Nachkriegszeit aufbaute, nimmt sich 1965 das Leben. James Jesus Angleton, der Mann, der überall sowjetische Geheimagenten witterte, wird seine Karriere in der CIA bis 1975 verfolgen, ohne jemals Verdacht gegen einen der berüchtigtsten Doppelagenten der Geschichte, den 1963 von Beirut nach Moskau geflüchteten Engländer Kim Philby, zu hegen.

Es ist das Ende einer Epoche.

In Italien wird Giovanni De Lorenzo im April 1967 seiner Aufgabe als Stabschef des Heers entbunden. Man bezichtigt ihn, als Chef des SIFAR italienische Politiker ausspioniert zu haben. Später wird er durch eine Untersuchungskommission beschuldigt, den unter dem Namen «Piano Solo» bekannten, gescheiterten Staatsstreich vom Sommer 1964 organisiert zu haben.

Diese Akteure verlassen die Bühne, aber sie haben eine Dynamik ausgelöst, die zum Teil unbeabsichtigte Wirkung zeigt. Nach den Feuern im Sommer 1961 und der Militarisierung der Provinz hat die Gewalt ihren Zweck verloren. Die «antikommunistische» Mission ist vollendet. Aber niemand ist imstande, das Ende des Spiels zu erklären, und weder in dem einen noch in dem anderen Lager erhalten die Terrorkämpfer und die Männer im Dienst des Staates weitere Weisungen. Dennoch setzen sie die Arbeit fort, für die sie rekrutiert worden sind.

Gerade das Blutbad auf der Porzescharte zeigt durch die ausgeübte Gewalt, aber auch die zahllosen ungeklärten Fragen deutlich eine Wahrheit auf: Das Attentat markiert das Ende der für Südtirol so dramatischen Jahre, birgt jedoch die furchtbare Verheissung weiterer Tragödien.

Schluss

«Wir sind durch Leidenschaften bestimmt»

Alle haben ständig über die Bomben in Südtirol gesprochen. Natürlich auch wir jungen Leute.»

Professor Massimo Cacciari, den ich während eines Mailänder Sommers in seiner Wohnung in der Gegend der Navigli treffe, ist heute ein international anerkannter Denker und Philosoph sowie Bestsellerautor, doch damals war er nur ein junger Bursche. Im Jahr 1944 geboren, besuchte er zur Zeit der Feuernacht das Gymnasium und gegen Ende der 1960er-Jahre, als die Feuer zu erlöschen schienen, die Universität. Er und seine Kameraden, junge gebildete Veneter mit ausgeprägt linker politischer Orientierung, konnten ihre Südtiroler Altersgenossen einfach nicht verstehen.

«Während unserer ersten Besuche wunderten wir uns darüber, ‚als Italiener‘ behandelt zu werden: In Hotels und Restaurants sprach man kaum ein Wort mit uns. Wir waren deshalb nicht verärgert, aber merkwürdig war es schon.» Und noch merkwürdiger fand man die Motive für die Bomben. «Kämpfe von derartiger Intensität, die aus nationalistischen Beweggründen geführt wurden, erschienen uns wie unglaubliche Relikte aus dem 19. Jahrhundert. Später, in den 1970er-Jahren, sollten wir uns auch daran gewöhnen, aber damals war die politisch motivierte Gewalt etwas, das sich nur in Büchern fand, und auch dort in ganz anderer Form: Schüsse auf den König, anarchistische Aktionen.» Doch nun waren derartige Szenen Realität geworden.

Die Südtiroler Anschläge gehörten zu den ersten innerhalb Europas oder zumindest innerhalb der Republik Italien, die sich gegen

Nationalstaaten richteten. «Dem Charakter nach glichen sie der Gewalt des Risorgimento, eine Parallele, die uns jedoch nicht weiterhalf, da das Zeitalter des Risorgimento vorbei war und in weiter Ferne lag. Meine Generation ist in einem Kontext aufgewachsen, aus dem die Vorstellung von Vaterland verschwunden war, und es schien undenkbar, dass jemand im Namen des Vaterlands derartige Taten verüben könnte. Man konnte Sprengsätze und Waffen verwenden, um den Winterpalast zu stürmen. Aber für das Vaterland, wie Mazzini?»

In rechten Kreisen kam es zu wütenden Reaktionen auf die antiitalienischen Sprengstoffattentäter. Von links war dagegen nur betäubende Stille zu vernehmen. «Wir interessierten uns nicht dafür, dass Südtirol österreichisch, russisch oder sonst etwas werden könnte. Ich erinnere mich gut an viele Diskussionen, es war die Zeit, als ich anfang, aktiv die Kommunistische Partei zu unterstützen. Aber ich habe keinerlei Diskussion zu diesem Thema im Gedächtnis», bemerkt Cacciari mit Nachdruck. «Die einzige Gelegenheit, zu der ich darüber sprechen hörte, war, als ich in Bozen lebte. Ich war seit Kurzem Mitglied des PCI, und man bat mich, vor dem Ortsverband das Wort zu ergreifen. Am Ende war ich verwirrt: Mitten im heissen Herbst sprach man hier über unzeitgemässe Themen.»

Professor Cacciari hat zwei Jahre, von 1969 bis 1970, in Bozen gelebt. Die Universität Venedig hatte in der Südtiroler Landeshauptstadt einen Aussensitz der Fakultät für Architektur eingerichtet, der wenige Jahre später wieder schliessen sollte. Er wurde von der sogenannten intellektuellen Elite besucht. «Es gab zahlreiche Südtiroler, junge Leute wie wir, die genauso dachten wie wir: All das wird vorübergehen.» Die Entwicklungen wiesen aus ihrer Sicht in eine ganz andere Richtung. «Nationalistische Phänomene sahen wir damals durch die marxistische Brille: Angesichts des Internationalismus des Kapitals, der zur kommunistischen Arbeiterrevolution führen musste, waren diese zum Verschwinden bestimmt», erklärt mir der Professor. «Alles Übrige war pure Reaktion von Leuten, die nicht unserer Welt, nicht unse-

rer Zeit angehörten und die vom unabwendbaren Lauf des globalen Geschehens hinweggerissen würden.» Eine eindeutige Geschichtsphilosophie, die keine Ausnahmen oder Abweichungen zuliess.

Natürlich liess sich nicht leugnen, dass es zahlreiche Unruheherde gab, durch die sich das Kapital mit fest im Nationalgefühl verankerten Bewegungen konfrontiert sah. Doch das änderte in den Augen der Verfechter des historischen Materialismus nichts an der Situation: «Von Vietnam bis Bolivien, von Fidel bis zu Ho Chi Minh war nur wichtig, was das internationale Monopol des amerikanischen Kapitalismus schwächte», erinnert sich Cacciari. Die Südtiroler Bewegung hatte nicht einmal diese antiamerikanische Funktion. Selbst die Führungsköpfe des PCI begriffen nicht den tieferen Sinn hinter den Aktionen, mit denen die Grenze gleichsam in Brand gesteckt wurde. Cacciari stimmt zu, dass das sehr bedauerlich war. Nicht so sehr deshalb, weil man sich die Gelegenheit entgehen liess, in Südtirol eine starke und festverankerte Linke zu etablieren, sondern vor allem, weil man die nicht nur politische, sondern auch philosophische und ideelle Problematik der Grenzen unterschätzte. Eine historische Kurzsichtigkeit mit schwerwiegenden Konsequenzen.

«Die von uns konzipierten Grenzen betrafen Klassen, Kulturen und Ideologien», zählt er auf. Geografische Grenzen galten als irrelevant. «Natürlich gab es den Eisernen Vorhang, aber noch war es zu früh, diesen aufgrund einer prosowjetischen oder auch proatlantischen Position als unabänderlich und notwendig zu betrachten.» Die Schlagworte der 1960er-Jahre waren, wie sich Cacciari erinnert, die politische und sexuelle Befreiung sowie die Überschreitung jedweder Grenzen.

Junge Intellektuelle wie er nahmen in der Tat eine skeptische, wenn nicht gar ablehnende Haltung auch gegenüber der Kommunistischen Partei ein. Der PCI hielt die Kommunikation mit der UdSSR aufrecht, mit dem grossen Vaterland, das «Hitler besiegt hatte». Aber wer in den Swinging Sixties um die zwanzig war, in-

teressierte sich nicht für einen Krieg, der seit über zwei Jahrzehnten beendet war. Er lag ausserhalb des Horizonts. «Mein Vater war ebenso wie mein Onkel überall dabei gewesen. Albanien, Griechenland, Rückzug aus Russland. Er hat nie mit mir darüber gesprochen, und selbst wenn er es versucht hätte, hätte ich ihm nicht zugehört», gesteht der Professor. Die Kommunikationsunfähigkeit sei dieselbe, wie wir sie heute der Jugend vorwerfen und Handys, Internet und Social Media dafür verantwortlich machen. «Die Übertragung von Erfahrungen von einer Generation auf die nächste ist ein Märchen. Kommunikation ist unmöglich. Jede Generation macht ihre eigenen Fehler und hat ihre eigenen Errungenschaften.» Dennoch erachtet Cacciari den Versuch einer Erinnerungsrekonstruktion als nützlich. «So liefern etwa die Begebenheiten, die Sie in diesem Buch schildern, ein gutes Beispiel dafür, wie abstrakt und unreal unsere Geschichtsphilosophie und somit unsere Weitsicht doch war», sagt er. «Dass wir die Grenzen für überwunden oder fast überwunden hielten, war mitverantwortlich für die Herausbildung der Globalisierung und der ihr zugrunde liegenden Ideologie, der Ursache vieler aktueller Katastrophen. Wir haben nicht sehen wollen, dass jede Epoche ihre eigenen Geschwindigkeiten hat und dass die Vielzahl dieser Geschwindigkeiten in irgendeiner Form anerkannt, respektiert und verstanden werden will.»

Im Grunde, so Cacciari, hätten er und seine Freunde bei den Südtirolern und ihren Vorstellungen von Vaterland nur den folkloristischen Aspekt gesehen, die bäuerliche Kultur, die Geranien an den Fenstern. Aber ebendiese Form der Ablehnung sei es, die zur Globalisierung und dem Einheitsdenken führe. Das Unverständnis gegenüber etwas kaum Wahrnehmbarem und Wesentlichem: dem Selbstwertgefühl, das ein Volk beseelt. «Man hatte nicht begriffen, inwieweit das Identitätsmoment ein vermutlich dem Geist und der Psyche innewohnendes, ein strukturelles, ja vielleicht gar ontologisches Element sein könnte. Im Nachhinein war das ein

möglicherweise vermeidbarer Fehler. Deshalb ist es heute so wichtig, diese Zeitspanne im Gedächtnis zu behalten.»

Es ist auch deshalb wichtig, weil in ganz Europa Nationalismen, Regionalismen und Lokalismen wiedererstarken. In unterschiedlichen Formen, aber doch mit beunruhigenden Parallelen. In Cacciari's Augen sind diese Tendenzen auf ebenjenen «philosophischen» Ursprungsfehler zurückzuführen.

«Europa wurde genau auf der Grundlage unserer Geschichtsphilosophie gegründet. Ohne die tiefen Identitätsbrüche zu kennen und anzuerkennen – mögen diese nun berechtigt sein oder nicht.»

So durchlebten heute die Länder des Ostens, laut Cacciari, ihr eigenes *Risorgimento* in allgemeinem Unverständnis. «Es hat an historischem Verstand gefehlt, man hangelt sich an Abstraktionen entlang. Auch ich bin dafür verantwortlich und habe erst angefangen, das zu begreifen, als die Mauer fiel und ich sah, wie das gefeiert wurde: Es lebe die weltweite Demokratie, es lebe Immanuel Kant. Damals habe ich die Gefahr klar erkannt.» Vor diesem Hintergrund hat Professor Cacciari bereits 1997 in seinem Essay *Der Archipel Europa* eine nach wie vor hochaktuelle Theorie entwickelt: Entweder man konzipiert Europa neu als ein System von Inseln, die sich zwar voneinander unterscheiden, zwischen denen jedoch der Schiffsverkehr garantiert ist, oder man wird nichts erreichen. «Auf jeder Insel herrscht eine eigene Geschwindigkeit, das darf man nicht übersehen. Man darf nicht erwarten, dass ein Land, das aus jahrhundertelanger Unterdrückung hervor geht, mit einem Schlag die Welt umarmt. Es muss zunächst eine eigene Identität herausbilden, und dabei muss es unterstützt werden. Wie die grossen Meister der politischen Philosophie lehrten, werden wir von unseren Leidenschaften beherrscht, und auf diese gilt es einzuwirken, um sich in eine bestimmte Richtung zu bewegen. Wenn man Leidenschaften dagegen für ein Übel hält, so werden sie einen fortreißen.»

Aber wie lässt sich der Nationalismus entschärfen? «Ich sehe weniger in den nationalistischen Herrschaftsansprüchen eine Gefahr

als vielmehr darin, dass es in Europa gänzlich an einer politischen und kulturellen Führung mangelt, die in der Lage wäre, diese teils auch reaktionären Bestrebungen zu erkennen und umzugestalten. In einer Demokratie darf man nicht diejenigen unterdrücken, die sich nicht an das Projekt anpassen, sondern muss das Projekt derart umgestalten, dass auch diese sich darin wiederfinden.»

Wenn heute viele Länder Mühe hätten, sich mit dem Projekt Europa zu identifizieren, so Cacciari, dann läge das an der Art und Weise, wie ihr Beitritt und ihre Aufnahme gehandhabt wurden. «Es hätte einer umfassenden Strategie bedurft, aber es hat an politischer Führungskraft gefehlt. Mit Angela Merkel schien sich eine solche herauszubilden, bis die wahre Tragödie Europas zutage trat: die Spaltung zwischen München und Berlin. Der Bruch zwischen dem katholischen Mitteleuropa, mit Österreich und Bayern einerseits, und andererseits dem preussischen Teil. Wenn München gewinnt, ist es das Ende.» Laut Cacciari das Ende Europas.

In seinen Augen verkörpert Italien innerhalb dieses Szenarios eine Tragödie innerhalb der Tragödie. Ich frage ihn, ob er die Gefahr eines wiederkehrenden Terrorismus sehe, und er nickt verhalten. «Das könnte passieren, falls es zu einer Katastrophe kommt. Wenn Europa zerfällt, wenn wir in eine noch grössere Finanzkrise stürzen, würde das gesellschaftsrelevante Probleme nach sich ziehen.»

Ein Symptom für die Identitätskrise, in die der Kontinent gerutscht ist, sieht Cacciari jedenfalls in der unglaublichen Allianz zwischen Italien und den Nationalismen des Ostens. «Die geniale Erfindung der Macht habenden Klasse von heute ist die des nationalistischen Internationalismus: ein begrifflicher Widerspruch, weiter nichts», bringt es der Professor auf den Punkt. «Ein Konzept, das von einer besorgniserregenden Kulturlosigkeit zeugt. Denn das Gefährlichste in der Politik wie im Leben ist nicht der Dieb oder der Bandit. Sondern der Idiot.»

Im selben Jahr, in dem Massimo Cacciari nach Bozen kam, also 1969, schien auch die politische Gewalt aus Südtirol zu weichen. In den beiden darauffolgenden Jahrzehnten sollte sie in gänzlich anderer Form und mit anderen Protagonisten erneut zum Ausbruch kommen.

Im Jahr 1988 wird eine «parlamentarische Untersuchungskommission zum Terrorismus in Italien und zur fehlgeschlagenen Dingfestmachung der für die Massaker Verantwortlichen» eingerichtet, die ihre Arbeit 1992 beendet. Es ist kein Zufall, dass die Neugierde ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt, 30 Jahre nach den Ereignissen, erwacht: Der Kalte Krieg ist vorbei, am 9. November fällt die Berliner Mauer. Der Abschlussbericht der Kommission umfasst ein wahres Labyrinth an Themen, die für die Geschichte unseres Landes von zentraler Bedeutung sind: der Fall Moro, der Flugzeugabsturz bei Ustica, Gladio. Die Gewaltakte der 1960er-Jahre in Südtirol werden dabei genauestens in Phasen unterschieden, vom «autochthonen Terrorismus» Ende der 1950er-Jahre über den «neonazistisch geprägten» Terror zwischen 1962 und 1963 bis hin zu dem Vierjahreszeitraum 1964 bis 1967, in dem «die gravierendsten Vorfälle und Ungereimtheiten hinsichtlich der Rolle von Militär- und Sicherheitskräften des italienischen Staates» zu verzeichnen sind. Eine Fahrt von wenigen Kilometern durch das Zentrum von Mailand führt von dem Haus an den Navigli zur Piazza Fontana. Hier explodierte am 12. Dezember 1969 eine Bombe am Sitz der Banca Nazionale dell'Agricoltura, mit 17 Toten und fast 100 Verletzten. Es war der Beginn der *anni di piombo*, Italien sollte nun einen weitaus erbitterteren Terrorismus erleben als den in Südtirol.

Bei meiner Arbeit als Journalistin habe ich mich oft mit Szenarien des Aufruhrs, der Gewalt und des Terrors auseinandergesetzt: vom Fall der Berliner Mauer und der Auflösung der UdSSR bis hin zum Krieg im ehemaligen Jugoslawien; von den Attentaten in New York bis hin zu den Konflikten im Nahen und Mittleren Osten. Die Gewalt und ihre Manipulation durch staatlich gelenkte

Apparate, durch Geheimorganisationen oder Interessengruppen sind eine Spannungskonstante, die auch den Lauf der jüngeren Geschichte bestimmt.

Südtirol hat als Experimentierfeld für verschiedenste Auseinandersetzungen beziehungsweise Konflikte zwischen Macht und individueller Freiheit herhalten müssen. Seit hundert Jahren, seit der Unterzeichnung des Vertrags von Saint-Germain-en-Laye von 1919, ist dieses Grenzland zur Austragung von Kämpfen gewählt worden, die oft weit über die Interessen und das Verständnis seiner Bewohner hinausgingen. Doch mit der Zeit und dank der Entschlossenheit und Bereitschaft vieler Menschen ist es ebenfalls gelungen, in diesem Land das gesellschaftliche Zusammenleben verschiedener Ethnien und Kulturen zu erproben und zu wirtschaftlichem Erfolg und politischem Gleichgewicht zu gelangen. Das im Krieg gemarterte Südtirol ist in Friedenszeiten zu einem Erfolgsbeispiel im Herzen Europas geworden.

Wie mir Professor Cacciari ins Gedächtnis gerufen hat, sind die Errungenschaften dieser Jahre in Gefahr. Die Welt wird zum Spielball der Launen von Machthabern wie Donald Trump und Wladimir Putin. Es steht gar zu befürchten, die Idee der auf Konsens beruhenden Demokratie selbst, auf der Europa gegründet ist, könne gefährdet sein. Machtbestrebungen, fremdenfeindliche und gegen die Freiheit gerichtete Strömungen erstarken, und es scheint so, als würden auch in Südtirol alte Gespenster wiedererwachen. Die Regierung in Wien, mit ihrem grossen rechtsextremen Anteil, hat den deutschsprachigen Bewohnern der Provinz in Ergänzung zur italienischen auch die österreichische Staatsbürgerschaft angeboten. Eine in dieser Zeit unnötige Provokation.

Ich blicke mich auf der Piazza Fontana um, dem betriebsamen Zentrum einer durch und durch europäischen Stadt. Die Leere, die durch das von der Bombe zerstörte Gebäude zurückgeblieben ist, spürt man noch heute. Hier beginnt 1969 eine andere Geschichte.

Glossar

BAS (Befreiungsausschuss Südtirol): von Sepp Kerschbaumer Mitte der 1950er-Jahre gegründete separatistische Organisation, die für die Selbstbestimmung Südtirols kämpfte. Sie war bis 1969 aktiv und verfolgte ihre Ziele mit Anschlägen und gewalttätigen Aktionen vor Ort. Mitstreiter waren u. a. Georg Klotz, Luis Amplatz, Siegfried Steger, Sepp Mitterhofer und Norbert Burger.

Bergisel-Bund: eine 1954 in Innsbruck gegründete Organisation, die für die Rechte der Südtiroler eintrat. Einige der Mitglieder, wie der Journalist Wolfgang Pfaundler, gehören auch zu den Mitbegründern des BAS.

Dropshot: Operation Dropshot war der 1949 vom amerikanischen Verteidigungsministerium kreierte Deckname für den konventionellen und nuklearen Kampf gegen die Sowjetunion und ihre Verbündeten. Der Plan war als Präventivschlag gegen den sowjetischen Einmarsch in Westeuropa konzipiert, mit dem man 1957 rechnete. Er wurde zu Beginn des Kalten Krieges ausgearbeitet und 1977 fallengelassen. Zum Zeitpunkt der Konzeption der Operation war das US-amerikanische Nuklearwaffenarsenal begrenzt, vollständig auf dem Boden der Vereinigten Staaten stationiert und abhängig von Kampfflugzeugen, denn Interkontinentalraketen (ICBM, Intercontinental Ballistic Missile) waren noch nicht im Einsatz. Der Plan sah den Abwurf von 300 Atombomben auf 200 Ziele in 100 Städten vor, um rund 85 Prozent des industriellen Potenzials und die sowjetische Luftwaffe zu zerstören.

Katakombenschulen: die einzige Möglichkeit für Südtiroler Kinder, unter der faschistischen Diktatur Deutsch zu lernen. Diese Geheimschulen waren verboten, die Lehrer wurden verfolgt und streng bestraft. In der Zeit der Katakombenschulen von 1923 bis 1939 hatte vor allem die deutschsprachige Bevölkerung des Südtiroler Unterlandes unter den Repressionen der Faschisten zu leiden.

Leica: Name der ersten (von Oskar Barnack erfundenen) 35-mm-Kamera, die sich des damals gängigen Kinofilmformats bediente. Der von der deutschen Firma Leitz in Wetzlar hergestellte Apparat markierte mit seinem durchschlagenden Erfolg eine Wende in der Geschichte der Fotografie.

OAS (Organisation de l'Armée Secrète): im Jahr 1961 von Franzosen in Algerien geschaffene bewaffnete politisch-militärische Struktur, um der Regierung in Paris mit ihrer auf ein Ende der französischen Kolonialherrschaft zielenden Politik entgegenzusteuern, wobei man auch auf Terroraktionen zurückgriff.

Option: in Hitlers und Mussolinis Augen die Lösung des Südtirol-Problems. Im Oktober 1939 vereinbarten sie, alle Südtiroler deutscher Sprache vor die Wahl zu stellen: Entweder sie verliessen ihr Land, auf dem ihre Vorfahren seit rund 1'300 Jahren gelebt hatten, und «kehrten heim ins Reich», oder aber sie blieben auf ihrem Heimatboden und verzichteten auf jeglichen Minderheitenschutz. Die Bevölkerung spaltete sich in sogenannte Optanten und Dableiber. Über achtzig Prozent, rund 200'000 Personen, entschieden sich für die Abwanderung, doch durch den Verlauf des Zweiten Weltkrieges verliessen nur 75'000 tatsächlich das Land, und viele von ihnen kehrten heimlich zurück.

OSS (Office of Strategic Services): während des Zweiten Weltkrieges in Europa tätiger US-Nachrichtendienst. Er wurde 1942 ins Leben gerufen, um Informationen aus jenen Gebieten der Welt zu sammeln und zu analysieren, in denen US-Streitkräfte im Einsatz waren. Eine weitere Aufgabe des OSS bestand in der Koordination sämtlicher Spionageaktivitäten jenseits der feindlichen Linie. Aufgrund seiner Auflösung 1945 wurden später zahlreiche seiner Funktionen auf die Central Intelligence Agency (CIA) übertragen.

Stille Hilfe Südtirol: 1963 in Deutschland gegründete Organisation, die sich bis 2003 um die wirtschaftliche Unterstützung von Südtirolern kümmerte.

Südtiroler Unterland: auch **Bozner Unterland** (it.: Bassa Atesina), ist das Gebiet in Südtirol zwischen Branzoll und Salurn, durch das die Etsch, die Autobahn und die Brenner-Eisenbahn verlaufen.

Südtiroler Volkspartei (SVP): eine ethnische Sammelpartei christlich-sozialer Prägung, die bis vor wenigen Jahren über 80 Prozent der Deutsch und Ladinisch sprechenden Bevölkerung Südtirols repräsentierte. Im Mai 1945 gegründet, forderte sie zunächst das Selbstbestimmungsrecht und in einem zweiten Schritt den Autonomiestatus für Südtirol. Bis 1964 war sie die einzige deutschsprachige Partei auf Provinz- und Regionalebene. Seit den ersten Regionalwahlen 1948 stellt sie den Präsidenten der autonomen Provinz Bozen. Mit den Regionalwahlen von 2013 hat sie erstmalig in ihrer langen Geschichte die absolute Mehrheit der Sitze des Provinzrates (Consiglio provinciale) verloren. Dennoch bleibt sie in Südtirol führend. Darüber hinaus ist sie die einzige konstant im italienischen und europäischen Parlament vertretene Partei der deutschen Minderheit in Italien.

Ortsnamen

Die Ortsnamen in Südtirol/Alto Adige sind stets zweisprachig, was bisweilen Verwirrung stiften kann. In der deutschen Übersetzung wurden, abgesehen von wenigen, kontextbedingten Ausnahmen, durchgehend die deutschen Bezeichnungen gewählt. Der Übersicht halber seien im Folgenden auch deren italienische Entsprechungen aufgeführt. (Anm. d. Ü.)

Ahrntal – Valle Aurina
Auer – Ora
Bozen – Bolzano
Branzoll – Bronzolo
Brenner (Pass und Gemeinde) – Brennero
Brixen – Bressanone
Bruneck – Brunico
Dolomiten – Dolomiti
Eisacktal – Valle Isarco
Eppan – Appiano
Etsch (Fluss) – Adige
Frangart – Frangarto
Glen – Gleno
Innichen – San Candido
Kälterer See – Lago di Caldaro
Kreuzbergpass – Passo Monte Croce
Kurtatsch – Cortaccia
Meran – Merano
Montan – Montagna
Moos – Moso
Neuhaus – Ponte Clava
Neumarkt – Egna

Obermais – Maia Alta
Passeiertal – Val Passiria
Passer (Fluss) – Passirio
Pinzon – Pinzano
Porzescharte – Cima Vallona
Pustertal – Val Pusteria
Salurn – Salorno
Sand in Täufers – Campo Tures
Sankt Leonhard – San Leonardo
Schlanders – Silandro
Südtirol – Sudtirolo
Taisten – Tesido
Talfer (Fluss) – Talvera
Tilliacher Joch – Forcella Dignas
Tramin – Termeno
Überetsch-Unterland – Oltradige-Bassa Atesina
Untermals – Maia Bassa
Vinschgau – Val Venosta
Walten – Valtina

Dank

Danke an meinen Mann Jacques Charmelot, der mir als Gefährte bei Erfahrungen und Recherchen, als narrative Inspirationsquelle und als neugieriger, kluger Erkunder der Geschichte zur Seite gestanden ist. Das meiste und Wichtigste verdanke ich wie stets ihm, denn er hat Zeit, Geduld und Leidenschaft auf dieses Projekt verwendet.

Danke auch an meine Mutter Herlinde, meine Schwester Micki, meine Nichte Greta und meinen Neffen Matthaeus: Bei all meinen Publikationen, und insbesondere bei denen, die unsere gemeinsame Heimat betreffen, bleibt ihre Hilfe unverzichtbar.

Ein Dankeschön ebenfalls meinen Onkeln Hubert, Norbert und Heinrich Deutsch und meiner Cousine Gerlinde Rizzoli für ihre herzliche Anteilnahme und die gemeinsamen Erinnerungen.

Mein Dank gilt auch Michela Gallio, der unfehlbaren und geduldrigen Verlegerin und Freundin. Danke an das Verlagsteam von Rizzoli, das ein weiteres Mal mit Enthusiasmus und Grossmut in ein aufwendiges Projekt eingewilligt hat.

Ich danke dem Historiker Davide E Jabès, der bei den Recherchen keine Mühe gescheut, wertvolle Ratschläge geliefert und darüber hinaus auch die Karten gezeichnet hat, die diesen Band bereichern. Danke auch an Francesco Casolo für seine Erkundung sowohl von Dokumenten als auch von Orten. Ebenso an Sara Grazioli und ihr Team für die sorgfältige Redaktion.

Danke an den Historiker Günther Pallaver für das Wohlwollen, mit dem er bei der aufmerksamen und unverzichtbaren Durchsicht des Textes erneut seine weitreichenden Kenntnisse zu der hier behandelten Thematik zur Verfügung gestellt hat.

Danke an den Historiker Christoph Franceschini, der sein riesiges

Archiv für mich geöffnet und den Text sehr sorgfältig gelesen hat. Danke auch an Germana Nitz und Hans Schmieder, den grossen Kennern der Lokalgeschichte und des Grenzgebiets zu Österreich.

Mein Dank gilt all den Personen, die mir Informationen, Sichtweisen und Ratschläge gegeben haben, und natürlich auch den Protagonisten der damaligen Ereignisse, die in den Interviews zu Wort kommen und bereitwillig Zeugnis ihrer Zeit abgelegt haben. Danke an Roland Riz, Marco Boato, Umberto Gandini und Martha Canestrini, an den Kollegen und Mentor Silvano Faggioli, an die Freunde Margot Tschöll und Franz Haas.

Danke an die Fachleute: für den militärischen Teil an Raffaele D'Aniello, Niccolo Tognarini und Stefano Sappino; für das Fotografische an Ryuichi Watanabe und Sergio Casella; für die italienische Geschichte jener Zeit an Alessandro Romanello und Matteo Albanese; für Motorfahrzeuge an Nazareno Pangallo vom Motorradklub Yesterbike.

Ich danke allen Personen in den Archiven und Institutionen, die die Recherchearbeiten erleichtert haben. Im historischen Archiv der Carabinieri (Uffico Storico del Comando Generale dell'Arma dei Carabinieri): Flavio Carbone, Raffaele Gesmundo, Marcello di Fede und Davide Fusco. Im Museumsarchiv der Finanzwacht (Archivio del Museo Storico della Guardia di Finanza): Gerardo Severino, Luigino Marinanza, Anna Barone und Giancarlo Pavat. Im Staatsarchiv (Archivio Centrale dello Stato): Carlo Fiorentino, Eugenio Lo Sardo, Daniela Loyola und Cristina Mosillo. Im Diplomatenarchiv des Auswärtigen Amts (Archivio Storico Diplomatico del Ministero degli Affari Esteri): Paola Busonero und Stefania Ruggeri. Mein Dank gilt auch Cesare Battisti von der Stadtbibliothek Bozen und Dr. Friedrich Tessmann von der Provinzbibliothek.

Danke an Südtirol, an mein schönes, gemartertes Land, das mich auch diesmal wieder in seine Geschichte hat vordringen lassen. Erinnern ist mühsam und schmerzlich, aber unverzichtbar.

Anmerkungen

- 1 Die Rede Magnagos findet sich ausschnittweise im Wortlaut abgedruckt unter dem Link: <https://issuu.com/svp6/docs/zis0107bsigmundskron> sowie (nahezu) komplett abgedruckt in: Margareth Lun, *Der Tag von Sigmundskron*, Südtiroler Schützenbund, Bozen 2007, Seite 32 ff., hier S. 35
- 2 Vgl. Margareth Lun (o.z.), S. 38
- 3 Vgl. Margareth Lun (o.z.), S. 34
- 4 Teile der Rede De Gasperis sind hier einem Artikel entnommen, der am 20.12.47 im *Spiegel* erschien, heute unter dem folgenden Link: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-41123964.html> (Anm. d. Ü.)
- 5 Die Übersetzung der Zitate ist einem Artikel entnommen, der im *Spiegel* am 21.12.1960 erschien, online abrufbar unter dem Link: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43067952.html>
- 6 Vgl. das Interview in der Zeitschrift *Der Spiegel* unter dem Link: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46409228.html> (Anm. d. Ü.)
- 7 Zu diesen wie allen folgenden Zitaten bzw. Zitatfragmenten aus dem Interview mit Amplatz vergleiche den Link: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46163346.html> (Anm. d. Ü.)
- 8 Das Zitat stammt aus dem von Michael Gehler verfassten Vorwort zu dem genannten Buch von Hubert Speckner: «*Zwischen Porze und Rosskarspitz ...*» *Der «Vorfall» vom 25. Juni 1967 in den österreichischen sicherheitsdienstlichen Akten*, Verlag Gra & Wis, Wien 2013, S. 8. (Anm. d. Ü.)

Inhalt

Vorwort

Eine Vergangenheit, die uns nicht loslässt	9
1. Die erste Herausforderung	13
2. Das Andenken der Berge	31
3. «Italiener, verschwindet!»	43
4. Ein Prost auf die Geschichte	56
5. Der Kalte Krieg erreicht Südtirol	63
6. Ein «explosiver» Gefallen	72
7. Italien-Österreich 0:0	86
8. Unbedachte Leidenschaften	93
9. Eine bittere Enttäuschung	98
10. Kriegspläne	109
11. Nichts ist, wie es scheint	115
12. Hochspannung	132
13. Weg ohne Rückkehr	137
14. Geheimdienste	144
15. Die Feuernacht	155
16. Lebenswendungen	163
17. Verräter und Verratene	178
18. «Böses muss man mit Bösem bekämpfen»	187
19. Fahndung	200
20. Ein kompromittierendes Foto	219
21. Ein heimliches Treffen	226
22. Kriegsspiele	235
23. Leichen im Keller	250
24. Die Nationalsozialisten und die <i>andersgearteten</i> Kinder	261
25. Nächtlicher Hinterhalt	267

26. Aus Liebe zu Peter	279
27. Ausnahmezustand	287
28. Die Arsenale der CIA.....	300
29. Die Zeit der Helden ist vorbei	306
30. GeisterderVergangenheit.....	313
31. Die tödliche Falle	320
32. Im Namen der Väter	330
33. Täuschungen und Enttäuschungen	348
34. Verhängnisvolle Erinnerungen.....	359
35. In den Hinterzimmern der Politik.....	371
36. Endrunde	386
37. Ein Blutbad, das im Dunklen bleibt	406
Schluss «Wir sind durch Leidenschaften bestimmt»	413
Glossar.....	421
Ortsnamen	424
Dank	427
Anmerkungen	429